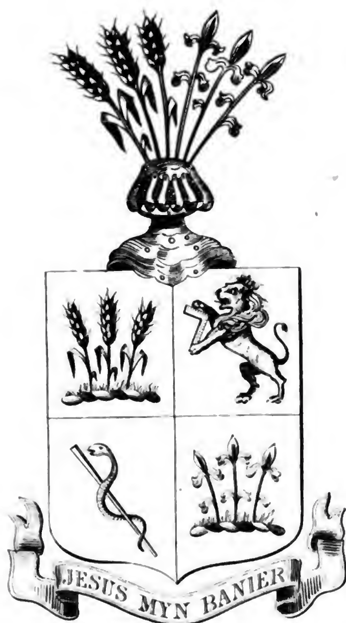




Adolph W. Callisen.

Kleine
Geschichten und Erzählungen
für Kinder.

zur

Bildung des sittlichen Gefühls und Urtheils

sowohl

zum Gebrauch

beim öffentlichen als häuslichen Unterricht

von

J. A. C. Löhr.

Dritte verbesserte Auflage.

Ladenpreis: 8 Groschen sächs. oder 36 Kreuzer rheinl.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.
1811.

eine Fabel, ein kleines Gedicht, ein leichtes Stück der Naturlehre, ein bischen Naturgeschichte, ein Paar moralische Erzählungen u. s. w. Solche Arbeiten haben eben so wenig Verdienst als Mühe, und scheinen doch dem Kindesalter so angemessen. Aber ich meine, daß vielleicht einsichtsvolle Aeltern und Lehrer über den Nutzen dieser Schriften etwas anders urtheilen dürften. So viel ihrer sind, so ist der Lehrer doch sehr oft in Verlegenheit, wenn er zu dem und jenem bestimmten Zwecke irgend etwas Ganzes haben will. Und die Kinder? — Man hat sie frühzeitig mit einer Menge von Dingen bekannt gemacht, sie lernen von allem, was wissenswürdig scheint, Etwas, und gerade darüber so oft nichts. Man giebt ihnen von allem das, was sehr angenehm und anziehend ist, und dadurch wird ihnen nicht nur frühzeitig das Interesse an einer künftigen genauern und gründlichern Erlernung dieser Dinge geraubt oder verdorben, sondern sie werden überhaupt so sehr verwöhnt, daß sie alles anekelt, was ein wenig Ernst und Anstrengung fordert, und nicht ganz angenehm zu seyn scheint. Sie sind auf diese Weise frühzeitig an eine so lockere, ordnungslose, unzusammenhängende Art des Erlernens gewöhnt worden, sie wollen in Zukunft immer nur angenehm unterhalten, nie ernsthaft beschäftigt seyn. Zudem, da sie da und dort von so manchen Gegenständen schon Einiges gehört und gelesen haben, so glauben die kleinen Menschen bereits Alles zu wissen, und der Dünkel der Vielwisserei erzeugt sich sehr bald.

Es ist wahr, wir können nicht füglich der Bücher entrathen, mit welchen das Kind sich selbst einige Stunden zu beschäftigen im Stande ist; aber ist es denn darum nöthig, daß in solchen Büchern alles kraus und bunt durcheinander laufe? Sollte man nicht im Stande seyn, auch in diesen

Schriften mehr auf die Einheit eines bestimmten Zwecks hinzuarbeiten? Die Mannichfaltigkeit — kann sie nicht sehr gut mit der Einheit des Zwecks verbunden werden, oder besteht sie denn in einem verworrenen Untereinandermischen der fremdartigsten Dinge? — Und findet sie sich nicht sehr bald von selbst, wenn Kinder erst über verschiedene Gegenstände Unterricht erhalten müssen, und sich mit denselben beschäftigen können?

Es würde den Verfasser weit über die Grenzen einer Vorrede hinausführen, wenn er sich hier über alles umständlicher erklären wollte, was er über die Art unsers Kinderunterrichts, über manche dabei angenommene Grundsätze, und über viele nach ihnen eingerichtete Schriften auf dem Herzen hat. Er wünscht sehr, daß man sich oftmals ein wenig mehr über die Zwecke, die man beabsichtigt, bedenken, und über die Zweckmäßigkeit der gewählten Mittel sich wohl befragen möchte. Es scheint ihm, als würde alsdann da und dort manches in den Unterricht kommen, was häufig weggelassen wird, und manches, was jetzt häufig zur Belehrung und Unterhaltung der Kinder dient, dürfte vielleicht seltener vorkommen, oder gar wegfallen. Wir bringen in den allerersten Kinderunterricht Dinge, die sehr sichtbar für ein reiferes Alter gehört hätten, und die, bei dem in den Büchern für Kinder so sehr beschränkten Raume, viel zweckmäßigern Gegenständen den Platz rauben. Wir finden schon da Unterricht von Gott, und von sehr schweren Religionslehren, wo das Kind kaum die ersten Buchstaben gelernt hat, — und auf einer entgegengesetzten Seite meinen wir, daß ein Kind ganz nichts von Gott hören müsse, ehe es nicht schon anderweitig sehr geübt und wohl unterrichtet — ehe es nicht zum Jugendalter herangewachsen ist, und wir über-

sehen, wie nahe diese Lehre in der sittlichen Natur des Menschen liegt, wie viel für sein künftiges Leben gewonnen werden könne, wenn er die Eindrücke von einem so großen Wesen frühzeitig erhalten hat, (denn wir sprechen ja immer so viel von der Macht der Eindrücke aus unserer frühesten Kindheit her, und wir sprechen gewiß nicht ohne die Beistimmung der Erfahrung), und wie unauslöschlich gerade dadurch diese Eindrücke werden, wenn sie mit unter die ersten gehören, die das Herz auffaßt. Wir entschuldigen uns, daß ein Kind dieses große Wesen nicht begreife, und vergessen, daß es der Mensch eigentlich niemals begreift, und daß es für ein Kind genug seyn könne, wenn sein Verstand nur erkennen lernt, in welcher Abhängigkeit wir von diesem Wesen sind, und sein Herz fühlet, wie gut und wie verehrungswerth es ist. Wir haben angenommen, man müsse Kinder nicht lehren, was sie nicht verständen, und wir übersehen, sonderbar genug, daß es eben der Zweck des Unterrichts sey, das Unverständliche verständlich zu machen, und daß nur dasjenige ausgeschlossen seyn soll, was es zu fassen nicht im Stande seyn kann, weil es nicht faßlich kann gemacht werden; — und wieder auf einer entgegengesetzten Seite wollen wir Kindern die allerschwersten Dinge verständlich machen, und bearbeiten fast alle Wissenschaften für Kinder. — „Ja fürs reifere Alter der Kinder,“ wird man sagen! — Aber die Beweise liegen zu Tage, daß man die schwersten Wissenschaften für das frühere Alter bearbeitet hat. — Und wenn nun auch für das reifere Alter? — Eben das ists ja, daß Sprache und Ton, und Anlage und Ausführung, und die ganze Form solcher Schriften, so oft ganz fürs Kindesalter gemacht ist, und die Sache selbst eigentlich für Jünglinge gehört; daß Kinder, die dergleichen Dinge zu fassen im Stande sind, eben darum aufgehört haben, Kinder zu seyn;

und also auf eine kürzere und zweckmäßigere Weise diese Dinge erlernen könnten — daß wir eben nicht bis zum jugendlichen Alter glauben warten zu können, gerade als ob es uns für das Kindesalter an Stoff zur Beschäftigung und zum nützlichen Unterrichte fehle. — Wir belehren unsere Kinder mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit, und mit kostbaren und doch oft geschmacklosen Kupfern über Dinge, von welchen wir sie durch eine einzige Ansicht viel deutlicher und genauer hätten unterrichten können, — von Dingen, welche wir in jeder kleinen Stadt und selbst auf dem Lande, fast überall vorfinden, wenn wir sie darüber belehren wollen. — Wir geben ihnen Schauspiele, die sie aufführen sollen. — Wer mag wissen, warum und wozu? Denn alles, was sie für Anstand, Declamation und Gedächtnißübung gewinnen sollen, könnte auf eine viel weniger umständliche Weise und sicherer gewonnen werden, ohne daß man sie durch solche Beschäftigungen zerstreute, ihnen einen Kleinlichkeitsgeist beibrächte, an bessern Arbeiten sie hinderte, sie angewöhnte Empfindungen zu erheucheln, die sie nicht haben, und ihrer Eitelkeit eine gefährliche Nahrung gäbe. — Wir müssen Bücher für unsere Kinder haben — und wir haben sie sogar von einsichtsvollen Schriftstellern, — die kaum etwas anders als Mährchen und Feen- oder Geistergeschichten enthalten, gerade als ob man die Phantasie nicht frühzeitig genug erregen könnte, — sie, deren Lebhaftigkeit ohnehin in Kindern oft kaum gezügelt werden kann, und fürwahr sehr selten einer Anreizung bedarf — die dem jungen Gemüthe eine geheime Furcht beibringt, welche sich lebenslang nicht vertilgen läßt, und wodurch so oft der Grund gelegt wird, daß künftig der Jüngling und das Mädchen, und leider auch der Mann und das Weib, gierig Geister- und Rittergeschichten, oder was sonst das Zeitalter für wundersame und groteske

Ausgeburten hervorbringen wird, gierig verschlingen, und hingegen jedes ernsthaftere Geschäft versäumen.*) — So haben wir auch Geschichten von abergläubischen Menschen, und wunderbaren Vorfällen, wo freilich die Furcht immer als vergeblich vorgestellt ist, und die Auflösung im Natürlichen liegt. Aber man weiß doch nicht recht, ob sie den Aberglauben erst hinein, oder schon herausbringen sollen? Denn wenn er nicht schon hineingebracht ist, was sollen denn diese Geschichten? Sollen sie den ohnehin so starken Hang zum Wunderbaren in den jungen Herzen aufwecken? Sollen sie es mit einer Menge grauenvoller, Schauder erregender Bilder füllen, die bei künftigen Vorfällen gewiß ihr Spiel mit der Einbildungskraft treiben werden? — Besser wärs doch wohl, man ließe ein Kind gar nicht einmal so frühzeitig vermuthen, daß man sich da fürchten könne, wo nichts zu fürchten ist, und daß Menschen da etwas Wunderbares und Außerordentliches im Spiel glauben, wo alles ganz in der Ordnung ist. Dazu ist Zeit, wenn Verstand und Urtheilskraft gereift, und die Kenntnisse in einer gewissen Vollständigkeit vorhanden sind.

Solcher Dinge haben wir in unserm Kinderunterricht, und in unsern Kinderschriften**) gar manche. — Es sey genug davon für diesen Ort — vielleicht ist es schon zu viel, um nicht da und dort scheele Blicke zu erhalten. Es

*) Der Verfasser weiß wohl, daß manche Erzieher die Beschäftigungen der Phantasie bei Kindern sehr in Schutz genommen haben. Auch ist er selbst nicht ganz unbedingt gegen diese Beschäftigungen.

**) Eigentliche Schriften für Kinder. Kinderschrift, sagt, wie Kinderspiel und Kinderstreich, wohl etwas ganz anders. Aber das Wort hat einmal diesen Gebrauch.

ist aber gewiß nicht Tadelsucht, die dem Verfasser die Feder geführt hat — er hält es für Pflicht, manche dieser Dinge zu berühren, um Lehrer und Aeltern aufmerksam darauf zu machen — möge nun immer jeder seiner Ueberzeugung folgen! Er verkennt darum nicht den Werth so mancher brauchbaren Schriften, weil ihm dies und das in denselben unzweckmäßig scheint. Er bedarf ohne Zweifel selbst für diese wenigen Bändchen vieler Nachsicht, und er weiß auch übrigens wohl, wie schwer es, selbst bei der möglichsten Besonnenheit, zu vermeiden stehe, daß nicht da oder dort manches Unzweckmäßige und Schiefe mit unterlaufe, indem man bei manchen Dingen eine Seite so nahe besieht, daß die andern darüber ganz verdeckt werden. Wie hätte sich sonst in mehrern unsern Schriften für Kinder, selbst in denen, welche offenbar mit großer Sorgfalt in der Auswahl bearbeitet sind, so häufig eine Fabel als ganz vorzüglich einschleichen können, wie die bekannte Gleimische, die gewöhnlich schon sehr schief „die Eichel, und der Kürbis" überschrieben ist — ich meine die: „Kind, mit Weisheit und Verstand ꝛc.*) Wie wenn ein Kind nun fragt: „wer würde sich denn unter einem solchen Baume schlafen legen, welcher Kürbisse trüge?" Wer legt sich denn wohl unter einen Baum, der Pfund- oder Herrenäpfel trägt, zumal zur Zeit der Reife? Oder wie wenn das Kind nun schon von der auch ziemlich beträchtlichen Größe der Kokusnüsse, und von der Höhe dieser Bäume gehört hätte? — Wie viel ähnliche Dinge könnten hier angeführt werden, um dies noch ausführlicher zu belegen, wenn das sonst nöthig wäre. Es ist genug, um zu beweisen, daß unsere Schriften für Kinder noch viele Verbesse-

*) Wo ich nicht irre, so gehört diese Fabel ursprünglich einem Franzosen an.

rungen zulassen, und daß eben deswegen die Mühe, dieselben immer zweckmäßiger einzurichten, noch nicht überflüssig sey.

Ob der Verfasser die Absicht, welche er bei der Herausgabe dieser Bücher hat, erreicht habe, muß die Folge lehren, und das Urtheil einsichtsvoller Aeltern und Kinderlehrer entscheiden. Seine Meinung ging dahin, in ein Paar Bändchen für die allerersten und dringendsten Bedürfnisse der Kinder zu sorgen, die so eben lesen gelernt haben. Das Herz darf nicht ohne Bildung bleiben, und der Verstand nicht ohne Uebung und Kenntnisse, und für müßige Stunden, deren ein Kind so viel hat, bedarf es außer seinen Spielen, noch einer zweckmäßigen Unterhaltung. Für das Nöthigste zur Bildung seines Herzens ist dieses Bändchen bestimmt, und man kann damit zuerst anfangen, weil der moralische Sinn in Kindern so früh und so merklich rege ist. Einige der nöthigsten Materialien für die Uebung des Verstandes, der Urtheilskraft und des Scharfsinns, wird das dritte Bändchen liefern. Ein vierter etwas stärkerer Band soll einen Inbegriff der gemeinsten und gemeinnützigsten Kenntnisse enthalten — Kenntnisse des täglichen Lebens, möchte ich es nennen, gleichsam zur Fortsetzung der Verstandesübungen.

Was dieses zweite Bändchen noch insbesondere angeht, so ist es die Absicht des Verfassers gewesen, daß dasselbe sowohl zur Selbstunterhaltung der Kinder dienen könne, als auch dem Lehrer Gelegenheit gebe, die darin enthaltenen Gegenstände umständlicher zu erläutern, so wie man auch bemerken wird, daß es zur fortgesetzten Uebung im guten und richtigen Lesen zu gebrauchen sey, und daß es auch an einzelnen Stücken nicht fehle, welche man auswendig könnte

lernen lassen, wenn man sie anders dazu anwenden wollte. — Welche Geschichten der Verfasser von andern entlehnt, und nach seiner Weise erzählt, und welche er selbst hinzugethan habe, ist unnöthig zu erwähnen, da Lehrer, die mit Büchern dieser Art bekannt sind, dies leicht selbst auffinden werden.

Wenn dieses kleine Büchelchen unserer Kinderwelt angegenehm ist, wenn es ihr Lust zum Lesen und vor Allem sittlich gute Empfindungen und Vorsätze erweckt, so ist die Absicht des Verfassers erreicht. Merseburg den 21sten Jan. 1799.

Bei der zweiten und dritten Auflage

hat der Verfasser nichts zu erinnern, als das man, wenn man anders will, seine Plaudereien, die in zwei Bändchen herausgekommen sind, *) als eine Art Vorübung zu diesem zweiten Theile der Vorbereitungen ansehen könne, daß er bedeutende Aenderungen vorzunehmen, keine Ursache gefunden, und nur einige Zusätze da und dort gemacht hat, die den Gebrauch des Buches fördern dürften. Große Umänderungen des Textes schienen dem Verfasser eben so wenig nöthig, als rathsam bei einem Buche, welches bereits in vielen Schulen eingeführt ist.

*) Es ist ein drittes Bändchen hinzugekommen.

M. im August 1805.
und im Julius 1810.

Inhalts-

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Wohlthätigkeit, Güte, Härte, Geiz, Edelmuth.

Zweite Abtheilung.

Dienstfertigkeit, Gefälligkeit.

Dritte Abtheilung.

Grausamkeit.

Vierte Abtheilung.

Neid, Mißgunst, Schadenfreude, Verträglichkeit, Rachsucht.

Fünfte Abtheilung.

Ungerechtigkeit, Betrug, Ehrlichkeit, Billigkeit.

Sechste Abtheilung.

Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Lügen, Heuchelei, Verleumdung, Geschwätzigkeit, Schmeichelei, Argwohn.

Siebente Abtheilung.

Fleiß, Faulheit, Sparsamkeit, vernünftige Anwendung des Vermögens.

Achte Abtheilung.

Gesundheit, Krankheit.

Neunte Abtheilung.

Gehorsam gegen Aeltern und Vorgesetzte. — Liebe gegen Aeltern und Geschwister. — Dankbarkeit gegen Lehrer und Wohlthäter.

Zehnte Abtheilung.

Freundschaft.

Eilfte Abtheilung.

Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit.

Zwölfte Abtheilung.

Selbstbeherrschung, Mäßigung, Beharrlichkeit, Unzufriedenheit.

Dreizehnte Abtheilung.

Ordnung, Reinlichkeit, Gewohnheiten.

Vierzehnte Abtheilung.

Entschuldigungen — das Gewissen.

Erste Abtheilung.

Wohlthätigkeit — Güte — Härte — Geiz — Edelmuth.

1) Es giebt viel Unglückliche.

Es war ein strenger kalter Winter, an welchem Herr Falk fast täglich nach Tische auszugehen pflegte, und seine Kinder wußten nicht wohin er ging. „Vater, wohin gehst du doch nur immer," fragte ihn einmal die neugierige kleine Luise. — „Wenn ihr wollt, sagte der Vater, so könnt ihr alle mitgehen, und es selbst sehen." Dazu waren sie freilich alle willig; die Knaben suchten ihre Handschuh hervor, Luischen ihre kleine Pelzsaloppe, und alle hüllten sich dicht in ihre Kleider ein.

„Wohin wird uns der Vater doch wohl führen?" dachten die Kinder, und eines vermuthete diesen, das andre jenen Ort — Keines traf es. Der Vater führte sie in kleine enge Hütten, in welchen sie niemals gewesen waren. Arme, sehr arme, und alte schwache Leute wohnten in den Hütten, unglückliche kranke Menschen, welchen es an allem fehlte, an Brod, Holz, und erwärmender Kleidung. Die armen Menschen! sie konnten kaum vor Kälte die Finger rühren, und mit Stricken und Spinnen, oder mit Korbflechten und solchen Arbeiten ein Paar Groschen verdienen. „Ach Gott! seufzten sie fast alle, der Winter fällt uns armen Leuten

sehr hart; wir können nichts verdienen, und das Holz ist so theuer," und alle wünschten sehr, daß doch das Wetter bald wieder gelinder werden möchte.

Den traurigsten Anblick hatten aber die Kinder bei der Frau Herrmann. Sie wußten alle, was für eine fleißige und brave Frau sie war, und wie gern sie von der Mutter zu den häuslichen Arbeiten, bei der Wäsche, beim Nähen, Ausbessern, Platten and dergleichen gebraucht wurde. Vor einigen Monaten war ihr Mann gestorben; sie hatte alles dran gewendet, ihn zu erhalten, sie hatte ihre Kleider und Wäsche verkauft, um ihn in seiner Krankheit zu pflegen und zu stärken, und die Arzneien bezahlen zu können. Ach sie hatte ihn mit aller ihrer Pflege doch nicht erhalten, und nun war sie wegen der vielen Angst und Sorge selbst krank geworden! — Da lag sie, die arme Frau, auf einem bischen Stroh, mit einigen alten Röcken bedeckt; — ein Paar kleine Kinder standen neben ihr, und wimmerten, und baten die Mutter, sie sollte doch gesund werden, damit sie aufstehen, und ihnen ein Süppchen kochen und einheitzen könnte. „Ach Mutter, riefen die Kinder, es hungert und friert uns gar zu sehr!"

„Ach lieber Herr Falk, rief die unglückliche Frau, helfen sie meinen armen Kindern!" Herr Falk kehrte sich um, und wischte eine Thräne ab, die ihm aus dem Auge fiel. „Ich will gern helfen, sagte er, es dauert mich, daß ich nicht eher von ihrer Noth gehört habe, als heute; warum hat sie es uns nicht wissen

lassen, daß sie so hülflos ist?" — — „Ach lieber Herr, antwortete die Frau, ich wollte Sie nicht gern beschweren — und dann hatte ich auch niemanden, der es Ihnen sagen konnte. — Kein Mensch im Hause bekümmert sich um uns."

Herr Falk ging nach Hause, und kam bald mit einer Magd wieder, welche Holz, Kleider, und einige Betten und Speisen im Korbe hatte; er miethete in dem nächstgelegenen Hause eine Wartefrau für die Kranke, und als er fortging, versprach er, schon weiter zu sorgen. — Tausendmal dankte ihm die Kranke. „Sie sind unser Erretter! rief sie, unser Erhalter! Ohne Sie wäre ich mit meinen armen Kindern umgekommen!"

Herr Falk führte seine Kinder noch zu einigen Unglücklichen. Sie kamen zu einem alten Greis. Er saß auf einem harten Schemel, und nagte traurig an einer Brodrinde, die er nicht mehr zerbeißen konnte; und das kleine ärmliche Stübchen, in welchem er wohnte, war eben so kalt, wie bei der Herrmann, und die Fenster mit fingerdickem Eise überzogen. „Armer Mann, sagte Herr Falk, habt ihr denn Niemand mehr, der euch angehört?" — „Ich habe einen Sohn, antwortete der Greis, und eine Tochter. Wo der Sohn ist, das weiß ich nicht; ach Gott! vielleicht ist er längst tod! Und meine Tochter, die kann sich meiner nicht annehmen, sie ist selbst so arm, und hat sechs Kinder zu ernähren." — „Aber, guter Alter, sagte Herr Falk, könnt ihr denn die harte Rinde essen?" — „Ach lieber

Herr, antwortete dieser, ich habe ja nichts anders! Ich bin schon oftmals hungrig zu Bette gegangen! — Ich habe in meinem Leben brav gearbeitet, und bin vom Morgen bis zum Abend fleißig gewesen, und nun muß ich in meinem hohen Alter noch so große Noth leiden!" — Der Alte weinte schmerzlich, indem er das sagte. Herr Falk drückte ihm etwas in die Hand, und ging traurig mit seinen Kindern von ihm.

Vater, sagten die Kinder, als sie zu Hause kamen, die armen Leute haben uns recht gejammert! Giebts denn solcher Armen noch mehr? „Ach der Armen und der Unglücklichen giebts überall sehr viel," sprach der Vater. Er erzählte ihnen nun noch manches von dem Elend, in welchem so viele Menschen lebenslang wären. — Von alten Greisen, wie sie so eben einen gesehen hätten, die durch ihr ganzes Leben fleißig und arbeitsam gewesen wären, nun könnten sie im Alter nichts mehr verdienen, und hätten kaum so viel, daß sie den Hunger stillen und sich bekleiden könnten. — Er erzählte ihnen von armen Wittwen, die den ganzen Tag am Spinnrocken säßen, und hätten doch am Abend kaum einen Groschen verdient — von armen Hausvätern, die es sich vom Morgen bis in die Nacht sauer werden ließen, und könnten ihren Kindern zuweilen doch nicht satt zu essen geben — von armen Kindern, die nicht Vater und Mutter mehr hätten, und nun nähme sich niemand ihrer an, der für ihren Unterhalt und Unterricht sorgte. Er sagte ihnen,

wie es so viele Blinde, Stumme, Lahme und Krüppel unter den Menschen gebe, die nicht arbeiten könnten, und blos von den Wohlthaten anderer leben müßten. Da wunderten sich die Kinder, daß es so viel elende und unglückliche Menschen gebe, und bedauerten dieselben sehr. — Das ist löblich, sagte der Vater, daß ihr diese Unglücklichen bemitleidet, wer nicht mitleidig ist, der hilft den Unglücklichen nicht gerne. — Bei dieser Gelegenheit erzählte ihnen der Vater von den Negersklaven.

Zus. Es giebt glückliche Bettler; — verschämte Arme sind weit unglücklicher. — Wodurch werden die Menschen arm? — Schicksale und Unglücksfälle — Thorheiten — Aufwand — Faulheit. — Warum läßt Gott nicht alle Menschen gleich reich, gleich glücklich seyn? — Ist der Träge, der in Dürftigkeit lebt, sehr zu bedauern? — aber wenn er nun noch kleine Kinder hat, sind die zu bedauern?

2) Von den Negersklaven.

Unglücklichere Menschen giebts wohl kaum auf Erden, als diese bedauernswürdigen Schwarzen. Mit Gewalt oder mit List werden sie von ihren Freunden und Verwandten, von ihren Vätern und Müttern fortgerissen, und wie Vieh an Kaufleute verhandelt, welche sie alsdann oft über hundert Meilen weit fortbringen, bis an das Meer, wo die Schiffe liegen, die schon auf ihre Ankunft warten, und auf welche sie dann verkauft werden. Auf den Schiffen werden ihrer so viele

in den Behältnissen zusammengepreßt, daß sie sich kaum rühren können — einer muß oft auf dem andern liegen, und doch sollen sie auf diese Weise essen und schlafen. Unter Schmutz und Unreinlichkeit müssen sie fast ersticken, und bei der elenden Kost, welche man ihnen reicht, ist es ihnen kaum möglich, das Leben zu erhalten. Das wohlfeilste Thier wird besser behandelt, als diese Menschen. Ehe sie zu den Schiffen kommen, sterben schon viele vor Gram und Kummer, viele auch vor Hunger und Ermattung, und einige geben unter den grausamen Hieben ihrer Führer, die sie um des kleinsten Versehens willen unbarmherzig schlagen, den Geist auf. So bald sie nun bei den Schiffen ankommen, werden sie von den Käufern besehen, und am ganzen Körper befühlt und betastet. Die Unglücklichen, welche zu krank oder zu schwach sind, als daß sie jemand kaufen wollte, werden von ihren Herrn entsetzlich geprügelt, ja oftmals wird ihnen sogar der Kopf abgehauen.

Auf den Schiffen sperrt man diese armen Geschöpfe in besondere Kammern oder Behältnisse ein, unter welchen eins für die Weiber, und eins für die Kinder ist. Die Männer werden immer zwei und zwei, mit Schellen an Händen und Füßen zusammengefesselt, und die Kammern, in welche man sie einsperrt, sind so niedrig, daß sie kaum aufrecht darin stehen können. Die Kost, welche diesen Unglücklichen während der Reise gegeben wird, ist die allerelendeste, die man sich den-

ken kann, und sehr häufig solche, gegen welche sie einen so unwiderstehlichen Widerwillen haben, daß sie dieselbe wegwerfen, wenn es von niemand bemerkt wird. Meistens besteht diese Kost in einem Brei von Saubohnen (Feldbohnen).

Oft wollen diese Bedauernswerthen sich lieber zu Tode hungern, als solche Speisen genießen. Da gebraucht man die härtesten und grausamsten Mittel, sie zum Essen zu zwingen. Man hat sogar glühende Kohlen so nahe an ihre Lippen gehalten, daß dieselben verbrannt wurden; man hat ihnen geschmolzenes Blei auf die Haut gegossen, man hat sie bedroht, daß sie die glühenden Kohlen verschlucken sollten, wenn sie nicht essen würden.

So elend die Kost auch ist, so wird sie ihnen doch oft nur sehr sparsam gereicht, und auf eine ekelhafte Art. Zehn und zehn müssen aus einem Gefäße essen, welches etwa so groß wie ein kleiner Wassereimer ist. Nur einmal täglich wird ihnen diese Kost gegeben.

Damit sie nicht aus Mangel an Bewegung krank werden, so müssen sie zuweilen tanzen, und bei dem mindesten Widerwillen werden sie mit Peitschenhieben zum Tanzen gezwungen. Immer ist jemand mit der Peitsche zur Aufsicht gegenwärtig. Auch zum Singen nöthigt man sie; aber was können die Armen anders singen, als Klaggesänge? —

Da diese Menschen so enge zusammengeschichtet sind, da es ihnen an gesunder Kost fehlt, und die

Luft so verpestet ist, daß man fast darin ersticken könnte, zumal bei sehr heißem Wetter, so werden freilich sehr viele krank und viele befreit der Tod von allen fernern Quaalen. Die Kranken müssen auf bloßen Brettern liegen, wo ihnen durch das beständige Schwanken des Schiffs die Haut und das Fleisch sogar vom Rücken, von den Schultern, und von den Elnbogen und Hüften abgescheuert wird. Alle Pflaster können dagegen nicht helfen. Vorzüglich häufig ist unter ihnen die Ruhr; da liegen denn die armen Männer und Weiber und Kinder, unter Koth und Blut, welche nicht immer fortgeschaft werden können, wenn man auch noch so sehr auf Reinlichkeit hält. Alle Morgen findet man einige Todte, und unter den Männern sind oft ein Todter und ein Lebender zusammengefesselt. Gewöhnlich sterben so viele, daß nur noch die Hälfte der Sklaven übrig ist, wenn ein Schiff seine Reise vollendet hat, oft sogar nur noch der dritte oder vierte Theil. Man kann daraus sehen, welche entsetzliche Quaalen sie ausstehen mögen, und wie zwecklos diese Unmenschlichkeit ist!

Es ist nichts seltenes, daß sich die Neger selbst das Leben nehmen, um von ihren grausamen Herrn erlöset zu werden. Zuweilen springen funfzehn und mehrere auf einmal ins Wasser, zuweilen hungern sie sich zu Tode. Auch das ist nicht selten, daß sie vor Traurigkeit und Kummer wahnsinnig werden, und ihren Verstand verlieren. Ach wie leicht muß das möglich seyn, wenn sie Kinder und Aeltern in ihrem Va-

terlande haben, die sie lieben, und von denen sie nun niemals wieder etwas erfahren werden!

Aber was will man denn mit diesen armen Menschen? — Man bringt sie in die, viele hundert Meilen von ihrem Vaterlande entfernten Gegenden und Inseln, wo das Zuckerrohr, die Baumwolle, der Reiß und der Kaffee gebaut werden. Da werden sie zu sehr harten und mühseligen Arbeiten gebraucht. Mit dem Aufgang der Sonne müssen sie an ihr Geschäft, und vor tiefer sinkender Nacht, wo jedes Hausthier schon schläft, erhalten sie keine Ruhe. Sie wohnen in den elendesten Hütten, und schlafen auf geflochtenen Hürden, wo ihr Rücken fast zerbrochen wird. Ihr ganzer armseliger Hausrath besteht aus ein Paar Schüsseln und Töpfen, und ihre Kleidung aus einigen groben Lappen Leinewand, mit welchen sie sich eben so wenig gegen die unerträgliche Sonnenhitze schützen können, die dort gewöhnlich ist, als gegen die Kühle der Nacht. Bei den schweren Arbeiten, die sie verrichten müssen, empfangen sie die allerelendeste Kost; ja oft müssen sie sich noch ihren Unterhalt, außer ihrer gewöhnlichen Arbeit, selbst erwerben, und die Zeit dazu von ihrem kurzen Schlaf, und von ihrer Essenszeit abbrechen. Man gönnt ihnen auch wohl einen Theil des Sonntags. Jedes kleine Versehen wird mit harten Peitschenhieben gestraft, und durch eben dieses Mittel will man sie noch zur Arbeit antreiben, wenn sie von Anstrengung schon ermattet sind!

Es ist kein Wunder, wenn aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, und aus Verzweiflung über ihren bejammernswürdigen Zustand, viele dieser Unglücklichen in tiefe Schwermuth verfallen, und stumm und traurig einhergehen. Sie nehmen sich alsdann häufig das Leben, sie erhenken sich, oder essen Erde, Asche, Kalk, und dergleichen, damit sie nur ihres geplagten Lebens los werden.

Denkt Kinder, wie viele Menschen unglücklich seyn müssen, damit wir unsern Zucker und Kaffee ein wenig wohlfeiler haben können!

Zus. Ist ein Unterschied zwischen einem Sklaven und einem Knecht? — Ist man schon dadurch unglücklich, daß man viel arbeiten muß, oder schwere Arbeiten hat, wie Matrosen — Bergleute? — muß nicht mancher Hausvater sehr viel arbeiten? kann sich kein Vergnügen machen; ist er aber nicht besser dran, als ein Sklav?

3) Der wohlthätige Knabe.

Auf ihren Stab gelehnt, schlich in einem harten Winter eine sehr alte Frau zitternd und gebückt von einem Hause zum andern. Man konnte so leicht errathen, was sie in den Häusern suchte; ihr dürftiger und dünner, obwohl reinlicher Anzug verrieth es sattsam, und es war auch deutlich genug aus ihrem Gesicht zu lesen, aus dem Gesicht voll Gram und Betrübniß. — Es ging mancher reiche Mann und manche geputzte Frau vor der armen Alten vorüber,

und bemerkte sie kaum, oder sahe sie gleichgültig und verächtlich an. Einige, die sie bittend und zitternd ansprach, wiesen sie mit harten Worten zurück. Ach hätten sie gewußt, wie schwer es der verlassenen Alten ankam, sie anzusprechen, sie würden sanfter gewesen seyn! Aber es giebt der unbarmherzigen Menschen viele, die es sich erlauben, dem Armen und Unglücklichen hart zu begegnen, und ihn zu schimpfen und zu schmähen.

Ein viel besseres und wohlthätigeres Herz als viele dieser geputzten Leute hatte ein kleiner Knabe, der nur mit einem schlechten Rocke bekleidet war. Er hatte die arme Frau so traurig von einem Hause zum andern gehen sehen, und es schien als ob er mit seiner neben ihm stehenden Schwester sich darüber bespräche, ob er ihr nicht etwas geben sollte? Die Schwester schien es zu widerrathen, so viel sich aus ihrem Kopfschütteln und aus andern Bewegungen vermuthen ließ. — Indessen näherte sich die Frau. Plötzlich griff der Knabe in seine Tasche, nahm ein Papierchen heraus, wickelte es auf, ging auf die Frau zu, und drückte ihr schnell und schamroth das Geld in die Hand.

Ein Fremder hatte gesehen was der Knabe that. Er rief ihn zu sich. Der Kleine wandte sein Gesicht ab, welches noch roth war. Warum siehst du mich nicht gerade an, lieber Sohn, fragte ihn der Fremde? — „Ich schäme mich so,“ antwortete der Knabe. — „Du schämst dich? O du hast ja eine sehr gute

That gethan! was gabst du denn der armen Frau?" — „Einen Sechser," antwortete der Knabe, noch verlegner als zuvor, und hochroth im Gesicht, — „aber ich hatte nicht mehr." — „Lieber Knabe, sagte der Fremde gerührt, du sollst deinen Sechser wieder haben." Er griff in seine Tasche, und gab dem Knaben einen halben Gulden, welchen derselbe erst nach vielem Nöthigen und Dringen nahm. Er dankte sehr verwirrt, nachdem er ihn endlich genommen hatte, und rannte dann schnell davon. Mit Freude und Bewunderung sahe der Fremde dem guten Kinde nach. Aber wie erstaunte er, als er ihn zu eben der armen Frau laufen, und ihr den halben Gulden in die Hand drücken sah. Er rief dem Knaben nach, aber dieser hörte nicht darauf, und lief so schnell davon, als hätte er etwas böses gethan.

Was sagt ihr zu dem Knaben? — hätte er sich nicht mehr Freude gemacht, wenn er sein Geld für Naschwerk angewandt hätte? — Oder gefällt er euch nicht besser, als die vornehmen Leute, die so hart waren?

Zus. Die Hülflosigkeit schwacher Greise und Kinder, verdient am meisten Mitleid, weil sie nichts für sich selbst thun können. — Wollte wohl dieser Knabe mit seiner wohlthätigen Gabe prahlen? — Wenn er statt des ersten Sechsers, sechs Groschen, oder halbe Gulden gegeben hätte, wäre er deswegen auch wohlthätiger gewesen?

4) Leopold oder das gutherzige Kind.

Leopold war der Sohn sehr reicher Aeltern. Der arme Knabe hatte einmal sehr heftiges Zahnweh, und fürchtete sich gar sehr den Zahn herausreißen zu lassen. Er that es aber dennoch auf Zureden seines Vaters, und der Vater gab ihm zur Belohnung einen Thaler, welcher dem Knaben sehr viel Freude machte, weil er so hell und blank war. Jetzt kam ein armer Mann aus seiner Nachbarschaft, welchen Leopold wohl kannte. Ei, dachte er, der arme alte Mann kann den Thaler gewiß besser brauchen, als ich. Ich habe ja alles bei meinen Aeltern. „Alter Vater, sagte Leopold, ich will Ihm etwas geben — da nehm Er doch," und damit drückte er dem Alten den Thaler in die Hand, und ging schnell ins Haus zurück, ehe ihm der Alte danken konnte.

Der alte Mann erstaunte und freuete sich. — Aber wer weiß auch, dachte er, ob das die Aeltern zufrieden sind, daß ihr Sohn so viel Geld weggiebt? Er ging zu dem Vater, und erzählte was vorgefallen war. „Behaltet nur den Thaler, ehrlicher Alter, sagte der Vater, ich hatte ihn meinem Sohne geschenkt, und er konnte ihn nicht besser anwenden. Für eure Ehrlichkeit aber schenke ich euch noch einen dazu!" — „Ach Gott, sagte der alte Mann gerührt, so viel Geld hab ich seit langer Zeit nicht beisammen gehabt," und mit vielen Danksagungen ging er wieder fort.

Der Vater sagte nichts davon, daß er Leopolds Wohlthätigkeit erfahren habe; aber er merkte, daß

Leopold den ganzen Tag so ungewöhnlich heiter war, und seine Augen glänzten vor Freude über die gute That. Man ist immer froh, wenn man Gutes gethan hat. — Leopold sagte aber nichts.

Leopold stand am andern Tage wieder vor der Thür. Ein armer sehr dürftig gekleideter Handwerker ging vorbei. — Ueberall waren seine Kleidungsstücke kahl und abgetragen, und dem Zerreißen sehr nahe, und der Mann sahe dabei noch so blaß und kränklich aus! Mit einer gewissen Aengstlichkeit bat der Handwerker den Knaben um eine kleine Gabe. Leopold hatte nichts, was er ihm geben könnte — darüber war er betreten. Der Handwerker meinte, Leopold sähe ihn für einen Menschen an, der nicht zu arbeiten Lust hätte, und deswegen bettelte. „Ach lieber junger Herr, sagte der Bettler, ach wenn sie wüßten, wie schwer es mir wird, daß ich jemanden ansprechen soll! — Drei Monate hab ich krank gelegen — da habe ich alles verkaufen müssen. Nun — — — — nun, — vor heftigem Schluchsen konnte der Mann kaum die wenigen Worte herausbringen — nun muß ich betteln!" In Leopolds Augen standen ein Paar Thränen, die er nicht zurückhalten konnte. „Wart er doch einen Augenblick, armer Mann," sagte er mit bebender Stimme, und sprang zu seinem Bruder hinauf. „Lieber Karl, sprach er, leihe mir einen Thaler!" — Was! sagte Karl, einen Thaler? was willst du denn damit. „Ei das sollst du schon erfahren; gieb mir ihn nur!" — „Aber wovon

willst du mir ihn wieder bezahlen? — Du hast ja auch erst gestern einen Thaler vom Vater bekommen?" — „O sagte Leopold, ich lasse mir wieder einen Zahn ausnehmen, dann schenkt mir der Vater wieder einen Thaler, und damit bezahl ich dich. Ich will ihn auch nicht für mich!" — Karl merkte ohngefähr wohl, was Leopold im Sinne haben könnte, denn er kannte seine Gutherzigkeit.

Er gab ihm den Thaler, und sah ihm nach, und bemerkte wohl, daß er dem Handwerker etwas gab, und wie gerührt dieser fortging. Karl erzählte dem Vater, was vorgefallen war. Wie freute sich dieser, daß er einen so vortrefflichen Sohn hatte; nie ließ er es ihm in Zukunft an Gelde fehlen, mit dem er Armen wohl thun konnte, und lehrte ihn nur bei seinen Wohlthaten klug und behutsam seyn, damit er von schlechten und bösen Menschen nicht so leicht betrogen werden möchte.

Leopold wurde ein sehr reicher Kaufmann, aber er blieb eben so wohlthätig als er gewesen war. Immer war er darauf bedacht, wie er verarmten und fleißigen Leuten aufhelfen könnte; er gab ihnen Vorschüsse und guten Rath, wie sie ihre Sachen anfangen müßten; er ließ sie für sich arbeiten, und bezahlte es ihnen reichlicher, als es gewöhnlich war, und ganz elende Menschen, die nicht mehr arbeiten konnten, unterhielt er auf seine Kosten. Alle Armen nannten ihn ihren Vater, ihren Versorger, und alle freuten sich, wenn sie ihm etwa einen kleinen Dienst zu leisten im Stande

waren. „O sagte Leopold öfters, die Liebe so vieler Menschen ist ein sehr großer Lohn für das wenige Gute, was ich ihnen thun kann."

Zus. Geld geben dem Hülfsbedürftigen ist nicht immer helfen — Wenn wird einem Armen geholfen? — Wenn nun die Armen, denen Leopold gab, oder half, nicht dankbar gewesen wären, hätte er nun keinem mehr geben und helfen sollen? — Man trifft aber der Undankbaren gar manche!

5) Dorothee oder die wohlthätige Magd.

Frau Rosenthal war schon ziemlich alt und schwach, und lebte mit ihrer Magd Dorothee, welche ihr lange gedient hatte, still und eingezogen. Und damit sie mit den Zinsen ihres kleinen Vermögens auskommen möchte, so schränkte sie sich sehr ein, und nähete und strickte für andere Leute.

Der Kaufmann, bei welchem ihr Geld ausgeliehen war, verarmte, und Frau Rosenthal kam um ihr ganzes kleines Vermögen. Der Schrecken, den sie darüber hatte, schadete ihrer ohnedies so schwachen Gesundheit sehr merklich. Wovon sollte sie nun leben? Ihr kleiner Verdienst reichte nicht hin, ihre täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, und an die Pflege und Erquickung, welche sie in ihrem Alter so nöthig hatte, war gar nicht zu denken. Ach es verging der guten Frau mancher Tag und manche Nacht unter heißen Thränen! ach wie hart, daß sie im Alter noch darben oder vielleicht gar betteln sollte!

„Lie-

„Liebe Dorothee, sagte Frau Rosenthal zu ihrer Magd, ich kann dich nun nicht länger behalten — such dir eine andre Herrschaft!“ — Die bestürzte Magd meinte, ihre Herrschaft sey nicht mehr mit ihr zufrieden. Mein Gott, Frau Rosenthal, antwortete sie verwirrt, warum wollen Sie mich denn verstoßen? Ich bin ja so lange bei ihnen gewesen. — „Verstoßen? ach nein gute Dorothee, — ich kann dich nur nicht länger behalten. Sieh, nun bin ich ganz arm, ich kann dir nicht Lohn und Brod mehr geben.“ — Sie erzählte der ehrlichen Dorothee ihr ganzes Unglück. — „O wenn es nur das ist, sagte das brave Mädchen, da geh ich gewiß nicht von Ihnen — ich verlange keinen Lohn, und wir wollen uns schon durchhelfen.“

Die gute Frau mochte sagen, was sie wollte, nein, antwortete Dorothee, nein Sie bringen mich nicht fort. Sie sind so krank und schwächlich, wer soll Sie denn warten und pflegen, wenn ich nicht bei Ihnen bin? Sehn Sie, ich bin gesund, ich kann arbeiten, ich habe mir auch in Ihrem Dienste einen hübschen Thaler Geld gesammelt, das nehmen wir zur Zeit der Noth!

Dorothee blieb. Tag und Nacht nähete und spann sie — da mußte keine Minute versäumt werden, wo sie arbeiten konnte, und in allem, was sie that, war sie willig und unverdrossen. Frau Rosenthal half ihr zwar, aber das war wenig, denn die gute Frau ward täglich kränker. Dorothee pflegte sie, sie holte ihr

Arzeneien, sie gab ihr ein, sie wachte an ihrem Bette. „O du redliche Seele, sagte oftmals Frau Rosenthal, wenn ich es dir nur noch vergelten könnte, was du mir thust, da wollte ich zufrieden seyn!" — „Ach, Frau Rosenthal, denken Sie doch daran nicht, war meistens Dorotheens Antwort, es freut mich ja, daß ich Ihnen dienen kann."

Fünf Jahr hielt die treue Magd bei ihr aus, da starb Frau Rosenthal. Wenige Wochen vor ihrem Ende war auch ihr heißester Wunsch noch erfüllt worden. Einer ihrer reichen und geizigen Verwandten war gestorben, und sie erhielt, als nächste Erbin, sein ganzes nicht geringes Vermögen. Von ihr erbte es die treue Dorothee, und diese gute Person machte allen den wohlthätigen Gebrauch davon, der sich von ihrem Herzen erwarten ließ.

Zusatz. Nicht die Armuth ist bitter; aber die Verarmung. Viel arme Leute sind glücklich und froh — aber wenn sie vorher reich oder wohlhabend gewesen wären, würden sie es nicht seyn, wenn sie auch noch viel mehr hätten, als mancher Arme. — Woran liegt das? — Aber im Alter verarmen? Warum ist das am bittersten?

6) Was hilft's denn, gutthätig seyn?

„Was hilft es Ihnen denn aber, liebster Freund, sagte einmal jemand zu Herrn Freitag, der wegen seiner Wohlthätigkeit sehr bekannt war, was hilft es Ihnen denn, daß Sie so gutthätig sind und viele Arme und Dürftige unterstützen? Die Leute wissen es Ihnen

vielleicht kaum Dank." — „Glauben Sie das nicht, mein Lieber, antwortete Herr Freitag, die armen Menschen wissen es uns wohl Dank, wenn man Ihnen nur gern giebt und hilft, und ohne Stolz und Beleidigung. Ueberdem bin ich niemals heitrer und vergnügter, als wenn es mir gelungen ist, jemanden aufzuhelfen. — Ich weiß nicht, wie es ist, aber ich arbeite da noch einmal so leicht, alles geht mir besser von Händen, und es ist mir als ob Essen und Trinken besser schmeckte als sonst. — — Und nehmen Sie auch nun einmal, — fuhr er fort, wie es da dem geizigen Mann, meinem Nachbar Grundeis, geht! Kein Mensch will gern bei ihm arbeiten, aller Augenblicke hat er Noth, wo er Leute in der Ernte, oder zum Heumachen, oder zu andern Arbeiten hernehmen will. Mir fehlt es nie an Leuten, und ich muß sagen, die allermeisten arbeiten mir so fleißig und treu, daß ich es nicht besser verlangen kann. Nein ich helfe und diene den Menschen so viel ich kann! Und wenn sie nun auch nicht dankbar wären, man muß ja nicht blos auf Dank sehen! — Und wer weiß auch, wo die Leute uns wieder helfen können?"

Herr Freitag erfuhr wenige Tage darauf, wie sehr er Recht hatte. In der Gasse, in welcher er wohnte, brach ein starkes Feuer aus. Der Wind trieb die Flamme mit aller Macht auf sein und seines Nachbars Haus zu. Da waren von allen Seiten Menschen da, die ihm halfen, und alle seine Sachen retteten, indessen niemand in seines Nachbars Haus ging. Die wenigsten

von diesen Leuten waren von denjenigen, denen er wohlgethan hatte, aber sie liebten ihn doch deswegen, weil er so gerne wohlthat, und darum half jeder willig retten.

Herr Freitag verlor zwar sein Haus, aber Herr Grundeis verlor sein Haus mit allem seinem Geräthe, und mit allen Waaren und Gütern. — „Sehen Sie wohl, sagte Herr Freitag zu seinem Freunde, da er ihn nach einiger Zeit wieder sahe, sehen Sie wohl, es bringt uns doch wohl zu Zeiten auch seinen Nutzen, wenn wir gutthätig sind.

Zusatz. Man ist wohlthätig, damit es andern, nicht, damit es uns helfen soll! — Wohlthätigkeit hilft uns froh und vergnügt seyn. — Ein Recht auf die Liebe anderer sich erworben haben, thut wohl, wenn man auch nicht zum Besitz dieses Rechts gelangen kann.

7) Wovon sollen wir Gutes thun?

In der berühmten Stadt Hamburg gab einmal ein reicher Kaufmann seinen Freunden ein Gastmahl. Es war eine Zeit, wo alle seine Gäste erwarteten, daß sie ihr Gastgeber mit Forellen bewirthen würde, welche aber damals noch außerordentlich theuer waren, denn eine Forelle galt einen Dukaten. „Liebe Mutter, sagte der Kaufmann zu seiner Frau, es ist doch unrecht so viel Geld auf einmal für ein einziges Gericht auszugeben! Denk einmal, wie vielen Armen man mit dem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden.“ — „Du hast wohl Recht, sagte die Frau, welche eben so gutthätig war, als ihr Mann, aber unsere Gäste werden uns für

geizig halten, wenn wir keine Forellen geben." Nun, erwiederte er, das wird sich ja vielleicht machen lassen.

Die Gäste kamen — es waren ihrer dreißig. Unter den vielen Gerichten, die aufgesetzt wurden, war auch eine verdeckte Schüssel. „Freunde, sagte der Kaufmann, in dieser Schüssel liegen dreißig Dukaten — so viel würden die Forellen gekostet haben, mit welchen ich Sie bewirthen wollte. Aufrichtig gesagt: so schien es mir unverantwortlich, für ein einziges Gericht so vieles Geld auszugeben, mit welchen man so vielen Armen einen frohen Tag machen könnte. — Seyn Sie so gütig und nehmen sich jeder einen Dukaten, und geben Sie ihn an irgend einen Armen, den Sie kennen. Ich sehe Sie alle für zu gutherzig an, als daß Sie diesem Gerichte nicht Ihren Beifall geben sollten."

Die Gäste waren fast durchaus gute Menschen. „Brav gemacht, liebster Freund, sehr brav, riefen sie fast alle; wir legen jeder noch einen Dukaten zu; wir können Forellen essen, wenn sie wohlfeiler sind!"

Wie vielen Armen mag das zur Erquickung gedient haben, was dieser Mann an einem einzigen Gericht ersparte, und was die wohlthätigen Gäste hinzuthaten!

Zusatz. Der Ueberfluß, den wir ersparen, kann zur Wohlthätigkeit gegen Arme benutzt werden. — Wer täglich einen Groschen ersparen könnte, der könnte am Ende eines Jahrs 15 Thaler zur Wohlthätigkeit verwenden. Welche große Hülfe wäre diese Summe für manchen? — Wie viel mögen der Dinge seyn, die zum Frohseyn gar nichts beitragen, und an welchen sich viel ersparen ließe? —

8) Konkordie.

Die kleine Konkordie war ein Kind von dem liebenswürdigsten Herzen. — Einsmals hatte sie von ihrem Vetter einige Goldstücke geschenkt bekommen. „Was willst du denn mit dem Gelde machen?" fragte sie die Mutter. — „Mutter, sagte das liebe Mädchen, ich habe mir etwas ausgedacht. Sieh, Du giebst mir ja alles, was ich nöthig habe, was soll ich mir denn von dem Gelde kaufen? Und wenn ich es da in meiner Kommode liegen lasse, so macht es mir auch wenig Freude! Aber da sind unsers Tagelöhners Gottfrieds Kinder, das sind ein Paar hübsche Mädchen, und der arme Vater kann ihnen keine Schuh und Strümpfe kaufen, und ihre Mieder und Röcke sind gar zu sehr zerrissen. Wenn Du es erlaubst, Mutter, so will ich ihnen Kleider kaufen für den Sonntag, und Schuhe und Strümpfe; ich denke, sie sollen eine Freude haben!" — „Das denke ich auch;" sagte die Mutter, und lobte den Einfall ihrer Tochter!

Die Mutter kaufte mit Konkordie alles ein, was sie brauchten, und da das Geld nicht zureichen wollte, so legte die Mutter zu. — Die Kleidungsstücke waren gemacht, und Konkordie hatte selbst sehr fleißig nach ihren Kräften mit daran geholfen; die Strümpfe waren gestrickt; die Schuhe waren fertig. — Alles hatte Konkordie auf ein Tischchen zusammengelegt, und nun wurden die Kinder des armen Tagelöhners gerufen. O wie freuten sie sich, als ihnen Konkordie sagte, daß

das alles ihnen gehöre! — kaum daß sie es glauben wollten. So gut waren sie in ihrem ganzen Leben noch nicht bekleidet gewesen. „O was werden die Aeltern sagen," riefen die Kinder im höchsten Entzücken, nachdem sie von der ersten Bestürzung wieder zu sich selbst gekommen waren, und eilten dann hurtig nach Hause.

Meint ihr nicht, daß sich Konkordie auch gefreut habe?

Zus. Wir werden selbst glücklich, indem wir andere beglücken. — Selbst den Kummer kann man durch Wohlthun lindern.

9) Eduard.

Eben so gutmüthig, wie Konkordie, war ihr Bruder Eduard. Wenn er etwas hatte, was gut schmeckte, oder was sonst Kindern lieb ist, so hatte er auch schon immer da oder dort ein armes Kind aus der Nachbarschaft in Gedanken, dem er davon abgeben wollte. Bald hatte er ein Stück Kuchen, bald einen Apfel oder Birne, bald ein Spielzeug, das er ihnen schenkte. „Ich habe der Dinge so viel, sagte er oft, und die armen Kinder bekommen so selten etwas dergleichen." Da hatte er immer seine Freude, wenn er die Kinder vergnügt machen konnte. Bald steckte er ihnen heimlich den Kuchen in die Tasche, bald mußten sie die Augen zuhalten, und den Mund aufthun und dann steckte er ihnen oft ein Stück Braten, das er Mittags beim Essen sich erspart hatte, hinein, und lief hurtig davon, und bald mußten sie die Hand aufhalten, und er drückte ihnen einen Dreier oder Sechser hinein, und husch war er weg.

Wie sehr liebten die armen Kinder den guten Eduard. Alle suchten ihm gefällig zu werden, und merkten bald, was ihm angenehm war. Bald suchten sie ihm Walderdbeeren, bald brachten sie ihm ein Sträuschen Maiblumen, bald halfen sie ihm sein kleines Gartenbeet jäten, bald suchten sie ihm bunte Steinchen.

Bleib so gut, mein Sohn, sagte sein Vater; die Menschen werden Dich immer lieben, wenn Du ihnen immer wohlthust.

Zus. Man macht durch Wohlthaten wohl zuweilen Undankbare, aber gewöhnlich verschaft uns die Wohlthätigkeit die Liebe der Menschen, wenn auch nicht immer derjenigen Menschen, welche die Wohlthat empfingen. — Eduard gab aber nicht blos — sondern für sein Alter gab er mit guter Art.

10) Herr Gutmann, oder: Erquicke die Armen mit deinem Ueberfluß.

Es war ein strenger, harter Winter, der Schnee knarrte und schrie unter den Fußtritten, die Fenster waren mit dicken Blumen von Eis überzogen, die selten ganz aufthaueten, und am Abend funkelten die Sterne weit heller am Himmel, als sonst. Das Holz war sehr theuer, und leider das Brod auch. Alte abgelebte Greise, die kaum noch fort konnten, und kleine zarte Kinder, die den Weg noch nicht recht zu finden wußten, gingen vor den Thüren umher und flehten die Hülfe gutherziger Menschen an. Wie froren die Un-

glücklichen, und wie hungerten sie, und wie niedergeschlagen war ihr Blick, wenn sie an den Thüren mancher Reichen abgewiesen wurden. Ach alle Armen seufzten zu Gott, daß er ihnen doch bald helfen möchte! Viele waren des Nachts in ihren armseligen Betten fast erstarret, und viele mußten beinahe Hungers sterben. Selbst manche von den Aeltern konnten kaum noch ihre Kinder ernähren, welche sonst guten Erwerb hatten, und die armen Kleinen mußten sehr zufrieden seyn, wenn sie nur eitles trocknes Brod satt bekamen.

In diesem Winter saß Herr Gutmann auf seinem Stuhl in seiner warmen Stube mit seiner Familie. Eben war er von der Abendmahlzeit aufgestanden. „Mein Gott, dachte er, dir hat es so gut geschmeckt, du hast Holz und Brod, und alles vollauf. Aber wer weiß, wie viel jetzt hungern und frieren müssen!“ — Das ging dem braven Manne sehr nahe, und er wünschte mehrern Armen helfen zu können, als bisher. Da sann er nun, wie das anzufangen sey. Anfangs schien es ihm, als könnte er wohl nicht gut noch mehr Arme unterstützen, als bisher, und doch hätte er es so gern gethan. Da fiel es ihm ein, ob er nicht manches in seinem Hause abschaffen, und mit dem, was er daran ersparte, den Armen helfen könnte? „Laß doch sehen, sagte er, was mir überflüssig ist. — Da sind die vier Pferde, die ich halte — eigentlich sind sie mir doch ganz unnöthig, wir sind ja alle wohl zu Fuße, und können gehen, und die Thiere kosten jetzt viermal mehr,

als sonst. Gut, die Pferde sollen abgeschaft werden. — Wir essen zu Mittag drei und vier Gerichte — wir können auch von einem oder von zweien satt werden, und wir werden sogar noch gesunder dabei bleiben, wenn wir nicht mehr so vielerlei unter einander essen. — Ich habe einigemal des Winters theure Gastmähler gegeben, die viel Geld kosteten — nun ich will das auch bleiben lassen. Und die neuen Kleider, die ich für uns alle zu Weihnachten wollte machen lassen, können auch erspart werden, wir sind ja alle noch recht gut gekleidet." — So ging Herr Gutmann alles in Gedanken durch, was in seinem Hause überflüssig war. Er sagte seiner Frau seine Gedanken, und fragte, ob sie es zufrieden seyn würde, wenn er eine andre Einrichtung machte? „O lieber Gutmann, sagte sie, wer wollte sich um der Armen willen nicht gern eine solche Einschränkung gefallen lassen, — die Noth ist ja gar zu groß. Wir könnten uns ja mit noch wenigerm behelfen, ohne daß wir an einem einzigen nothwendigen Dinge Mangel litten.

Herr Gutmann schafte den Ueberfluß ab — mehr als zwanzig Arme konnten davon erhalten werden, die mit Dank und Freudenthränen von ihm gingen, so oft er ihnen das Wochengeld gab, und ihm tausend Seegen wünschten.

Zus. Vorzüglich in bedrängten Zeiten sollte jeder seinen Ueberfluß, so viel nur immer angeht, abstellen, um desto mehr Mittel zur Unterstützung der Nothleidenden zu erhalten. — Je mehr jemand entbehren lernt, desto mehr

gewinnt er solcher Mittel. — In den Zeiten allgemeiner Drangsale, muß jeder sein Möglichstes thun.

11) Härte und Ueppigkeit.

In demselben harten Winter, in welchem Herr Gutmann so viele Arme erhielt, gab man in der großen Stadt Paris, in welcher die Menschen vor Hunger und Kälte fast zu Hunderten starben, einen kostbaren Ball, da man einen Saal zum Tanzsaal einweihete. Eine Operntänzerin, die Guimard hieß, hatte den Saal bauen lassen, welcher mehrere hunderttausend Thaler kostete. Mehrere fürstlich gekleidete Personen besuchten diesen Ball, und sie hatten sich das Recht dazu mit vielem Golde erkaufen müssen. Indessen diese Menschen für eine einzige Lustbarkeit so große Summen verschwendeten, mußten die Armen umkommen. —

Was meint ihr, wären alle diese Leute so wohlthätig gewesen, wie Herr Gutmann, was würden sie mit dem Gelde gemacht haben? — Wie viel Unglückliche wären gerettet worden.

Zus. Ueppigkeit und Härte sind fast eben so oft beisammen, wie Härte und Geiz. Wie kommt das wohl?

12) Die guten Kinder; — oder: man muß auch mit Aufopferung seines Vergnügens wohlthätig seyn.

„Nun, seyd ihr alle fertig?" fragte Frau Eichfeld ihre Kinder, als sie in den Hof trat, in welchem alle ihre Kinder schon standen. „Ja, liebe Mutter, riefen Lott-

chen und Luischen, und Friedrich und Wilhelm, wir sind alle fertig."

Die Kinder waren heute ungewöhnlich vergnügt und hüpften und sprangen vor Freuden auf dem Hofe herum. Eine lange Zeit waren sie sämmtlich fleißig und sittsam und gehorsam gewesen, und heute wollte ihnen nun die Mutter ein Vergnügen machen. In wenigen Minuten sollte der Kahn bestellt werden, auf dem sie zu einem nahegelegenen Dorfe hinfahren wollten. Die Kinder sprachen von der Freude, die sie auf dem Dorfe und in dem Wäldchen daneben haben wollten, und wie sie die alte Rosine überraschen würden, welche sie so lange nicht gesehen hatten.

Noch hatte die Mutter einiges zu besorgen, indessen die Kinder in den Garten gingen und Blumen pflückten, und Lottchen und Luischen gingen zur Hinterthür des Gartens hinaus, um zu sehen, ob der Kahn etwa schon käme. Da kamen auf dem Wege, matt und langsam, ein alter Mann her, und eine Frau mit zwei Kindern, die alle hungrig und abgezehrt aussahen, und sehr dürftig bekleidet waren. Die Frau bat Lottchen und Luischen nur um ein kleines Stückchen Brod für ihre Kleinen, und um ein bischen Leinewand, den verwundeten Fuß ihres alten Vaters damit zu verbinden. Der arme Mann hatte keine Schuhe, und hatte sich einen Dorn in den bloßen Fuß getreten, welcher davon sehr aufgeschwollen war, jetzt konnte er nun fast nicht mehr aus der Stelle. Ermattet sank er auf eine Rasenbank,

dicht an der Thüre des Gartens hin. Die Kinder sahen Lottchen und Luischen so bittend an, da ihre Mutter Brod für sie forderte, daß man wohl rathen konnte, wie hungrig sie waren. Lottchen und Luischen mußten fast weinen, als sie die armen Kinder und den schwachen alten Mann ansahen. Sie theilten gleich den Kleinen das Brod aus, was sie zur Reise eingesteckt hatten, und „wartet nur! riefen sie, wir wollen es der Mutter sagen, die soll euch noch mehr geben" — und damit suchten sie die Mutter auf.

Die Mutter kam zu den Leuten und ließ sie auf die Bank am Garten niedersitzen, von der sie wieder aufgestanden waren. — Sie fragte, wo sie her wären? und die Frau antwortete, daß ihr Mann ein armer Schuhmacher gewesen sey, der sie mit ihren Kindern und mit dem alten Vater ernährt habe. Nun sey er aber gestorben nachdem er lange vorher krank gelegen habe, und ihr ganzes kleines Vermögen sey bei der Krankheit darauf gegangen. Jetzt wolle sie nun zu einer Muhme reisen, und sehen, ob sie bei ihr unterkommen könnte. „Ach Gott, setzte sie hinzu, wir können kaum mehr von der Stelle! — und wenn nun die Muhme uns nicht aufnehmen kann, so weiß ich nicht was ich anfange."

Frau Eichfeld und ihre Kinder waren sehr bewegt bei der Erzählung der armen Schuhmacherin. Sie gingen zurück, um etwas Leinewand für den alten Vater, und wo möglich ein Paar alte Schuh für ihn zu holen, und ihnen allen Essen zu bringen.

„Mutter, sagte Lottchen bittend, könntest Du nicht für die armen Leute eine Fuhre miethen, und sie bis zu ihrer Muhme fahren lassen? — Sieh, sie konnten ja so schon nicht mehr aus der Stelle; wenn sie nun noch den weiten Weg machen sollten! Und, wenn Du ihnen doch auch noch etwas Geld gäbst?“ — Meinst Du nicht, daß ich das gern thäte, antwortete die Mutter, wenn ich Geld hätte. Leider hab ich so viel nicht übrig! „O Mutter, sagte Lottchen, nimm mein Geld — und meins, rief Luischen, — und unsers auch, riefen Wilhelm und Friedrich.“ Alle suchten ihr Beutelchen, und gaben was sie hatten, sechs Groschen und vier Groschen, und drei und zwei Groschen. — „Ihr guten Kinder, sagte wehmüthig die Mutter, das reicht nicht! Aber wenn ihr wollt, so könnt ihr helfen!“ Wie? riefen die Kinder, wir? o Mutter sag uns, wie können wir das? — „Wenn ihr heute euer Vergnügen einstellt, antwortete die Mutter. Seht, ich habe seit langer Zeit immer etwas erspart und zurückgelegt, damit ich euch heute dies Vergnügen machen könnte; — der Kahn will bezahlt seyn, und die Leute, bei denen wir einkehren und essen, auch. Nun kommt es auf euch an, ob wir die Lustreise machen, oder das Geld den armen Leuten geben wollen. Wenn Ihr dann noch Euer erspartes Geld dazuthut, so wird es zu einer Fuhre genug seyn, und es wird auch vielleicht zur Pflege des alten Vaters und der ausgehungerten Kinder noch etwas übrig bleiben.“ —

Die Kinder besannen sich ein Weilchen. „Mutter,

sagten sie dann, wir wollen nicht fahren, wir würden doch nicht vergnügt seyn, wenn wir an die armen Leute dächten." — „Wirds euch auch nicht gereuen?" fragte die Mutter. „Nein, o gewiß nicht;" riefen die Kinder einmüthig.

Die Kinder gingen und holten Brod und Milch und trugen es den ausgehungerten Kleinen hin, und für den alten Vater brachten sie ein Glas Brantewein und ein Stück Fleisch. Welche Freude für diese armen Menschen! Und als sie es nun ihnen sagten, daß sie gefahren werden sollten bis zu ihrer Muhme, und ihnen noch das Geld gaben, was übrig war, o da fing der alte Mann an zu weinen, und die Frau wäre den Kindern fast zu Füßen gefallen.

Den Kindern gereute es nicht, daß sie ihr Vergnügen hatten aufgegeben; „o, sagten sie am Abend zu der Mutter, wir sind darum nicht weniger froh gewesen, ob wir schon nicht gefahren sind!"

Die Mutter umarmte ihre guten Kinder mit Freudenthränen. „Handelt immer so, sagte sie, und ihr werdet es allezeit finden, daß es keine kleine Freude ist, sein Vergnügen aufzugeben, um Unglücklichen wohl zu thun.

Zus. Wenn die Kinder blos ihr Geld, und wenn dessen auch zehnmal mehr gewesen wäre, hätten hingegeben, so war es doch so viel nicht, als ihr Vergnügen um der Nothleidenden willen aufopfern. — Fragt euch, ob ihr das auch könntet? — Aber fragt euch ernstlich.

13) Wer im Kleinen spart, kann im Großen geben; oder: die Herzogin von Kingston.

Die Herzogin von Kingston in England, war eine sehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte liefen auf viele hunderttausend Thaler hinauf. — Aber sie hielt in den kleinsten Dingen Ordnung und Pünktlichkeit, und sah selbst die Rechnungen über einige Groschen für Gemüse und ähnliche Dinge sehr genau durch. Da fanden sich nun viele Leute, die meinten, es schicke sich nicht, daß sie so sehr auf Kleinigkeiten sähe, da sie so vieles Geld habe, ja viele hielten sie auch wohl für geizig. Auch ihr Hausverwalter (Haushofmeister) meinte, es sey einer so vornehmen und reichen Dame unanständig, sich mit so kleinen Dingen abzugeben.

Nach einigen Jahren wurde dem Hausverwalter sein Dienst zu mühsam, indem er nun alt und kränklich geworden war. Er ging daher von seiner Herrschaft weg, und lebte mit seiner Familie von dem Vermögen, was er sich durch Ordnung und Sparsamkeit erworben hatte. Aber der Mann hatte mancherlei Unglück, und wurde in kurzer Zeit um alle sein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er nun war, erinnerte er sich seiner Herrschaft, und nahm zu ihr seine Zuflucht. Sogleich schickte ihm die Herzogin zwölf tausend Thaler mit einem Briefe, worin sie sein Unglück sehr bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es gewesen sey, auch in Kleinigkeiten Ordnung

zu halten. „Sehen Sie," schrieb sie ihm, „wenn ich nicht von jeher, bis auf die Paar Groschen fürs Gemüse, auf alles gesehen hätte, so hätte ich heute vielleicht nicht das Vergnügen, Ihnen, mein redlicher Alter, einen Dienst leisten zu können."

Zus. Der Bogen Papier, den du nichts achtest, kann einem andern etwas werth seyn. — Schone deine Sachen — Geräthe — wenn du sie einmal ablegst, können sie noch für einen Armen viel werth seyn. — „Wer des Pfennigs nicht achtet; wird des Güldens kein Herr."

14) Noch ein Beispiel zur Ueberschrift der vorigen Geschichte.

Es sammelten einmal zwei Männer von wohlhabenden Menschen Beiträge für die Einwohner eines abgebrannten Dorfs. Sie hatten schon da und dort ansehnliche Gaben empfangen, als sie zu einem Landmanne kamen, der eben mit seinem Knechte schmälte. „Du unachtsamer Mensch," sagte der Landmann, „warum lässest du die Stricke draußen vor dem Hofe liegen, daß sie des Nachts feuchte werden. Bei solcher Unordnung würde ich weit mit meiner Wirthschaft kommen!" — Die beiden Männer sahen sich einander an, wie sie das Schmälen über ein Paar Stricke hörten. „Nun, sagten sie leise zu einander, da wirds wenig geben!" Indessen gingen sie hinein, und der Landmann murrte immer noch über den unachtsamen Knecht. Als der Landmann das Anbringen der Männer gehört hatte, so bat er sie, einige Augenblicke zu warten, ging zu einem

kleinen Wandschrank, den er aufschloß, und drückte dem einen zwei Goldstücke in die Hand. Die Männer dankten und gingen — aber wie erstaunten sie, als sie hinauskamen und fanden, daß es zwei Goldstücke waren, zehn Thaler am Werth. Höchstens hatten sie einige Silberstücke erwartet. — „Gewiß, sagten sie, hat sich der Mann im Eifer vergriffen. Sie kehrten wieder um, und gaben dem Landmanne zu erkennen, daß er sich wohl geirrt haben könnte. Der Landmann sahe sie an. „Sie haben Recht, meine Herren, antwortete er ihnen, ich habe mich wirklich geirrt — ich war noch verdrüßlich über meinen unordentlichen Knecht, der mir alle Sachen verderben läßt. Er holte jetzt hundert Thaler, und gab sie den beiden Sammlern, die ihre Verwunderung darüber nicht verbergen konnten. „Aber worüber wundern Sie sich nur?“ fragte der Landmann. Sie gestanden es ihm offenherzig, daß sie eine so reiche Gabe nicht von ihm erwartet hätten, da sie ihn vorher über eine solche Kleinigkeit den Knecht hätten ausschmälen hören. — „Ei, meine Herren, erwiederte ihnen der Landmann, Sie scheinen mir so verständige Männer, Sie müssen ja leicht einsehen, daß ich nicht im Stande seyn könnte, so reichlich zu geben, wenn ich nicht jede Kleinigkeit zu Rathe halten wollte?“

Zus. Sparsamkeit und Geiz grenzen zwar nahe an einander, sind aber doch sattsam unterschieden — die eine will keine Kleinigkeit unnöthig — umkommen lassen — der andere auch bei der höchsten Noth keine Kleinigkeit geben.

15) Nicht jeder ist wohlthätig, der den Armen giebt; oder: Frau Heinen.

„Erbarmen Sie sich, theuerste Madam, erbarmen Sie sich eines armen kranken Mannes, der nichts mehr verdienen kann.“ — Mit diesen Worten bat ein Armer die reiche Frau Heinen um eine Gabe, als sie eben in einen Laden hineinging, wo tausend schöne Sachen zu haben waren. Der Mann zitterte vor Schwäche und Mattigkeit. Ein langwieriges Fieber hatte ihn so mitgenommen, daß seine schlaffe Hand ihn kaum am Stabe halten konnte. — „O du armer Mann, rief Frau Heinen, du mußt sehr krank seyn, komm her, da hast du einen Groschen.“ — Die Frau gab ihm den Groschen, — aber in dem Laden gab sie zehn Thaler für ein Halsband ihres Schooßhündchens. Ach, seufzte der Arme im Stillen, die Hälfte davon hätte mir einen ganzen Monat hindurch manchen glücklichen Tag machen können. —

Zus. Recht wohlthätig ist man nur dann, wenn man nach Verhältniß seines Ueberflusses andere unterstützt. — Zehn Thaler ist für manchen lange so viel nicht, als ein Groschen für einen andern.

16) Erst die Menschen, dann die Thiere; oder: Frau Meinert.

„Komm her, lieber Joli, komm! sagte Frau Meinert zu ihrem Hündchen und streichelte ihn sanft dazu. Sag mir nur, du armer Schelm, was dir heute fehlt?“ Joli machte Frau Meinert viele Sorgen. Er hatte den

ganzen Morgen nichts fressen wollen, er schlich langsam und träge umher, und ließ die Ohren hängen, und zog den Schwanz ein. „Weiß denn keiner, fragte Frau Meinert im ganzen Hause, was dem armen Joli fehlt?" — Sie legte ihm die weichsten Kissen in sein Bettchen, sie bot ihm Zuckerbrod, Braten, Milch — das kranke Thier beschnupperte es und ließ es unangerührt. „Mein Gott, rief Frau Meinert, ich bin untröstlich über das arme Thier!" — „J, was ängstigen Sie sich doch über den Hund, liebe Madam, sagte ganz kalt der alte Johann, ihr Bedienter, er hat gestern zu viel gefressen, weiter ists nichts!" — Das erboste die Frau, daß Johann nicht mitleidiger war. „Ihr schlechter Mensch, sprach sie voller Aerger, ihr seyd so hart wie ein Kloß; ihr könnt das so gleichgültig sagen, als ob dem armen Hunde gar nichts fehlte!"

Nach einem Weilchen pochte jemand an die Thür. Frau Meinerten rief: herein! Es trat ein armes ihr wohlbekanntes Weib aus der Nachbarschaft herein, deren Mann im Kriege in die Gefangenschaft gerathen war; — ein kleines halb verhungertes Kind hatte sie im Mantel, und drei andre nackte und unbekleidete Geschöpfe waren noch zu Hause. Liebe Madam, sagte bittend das Weib — — — — „Wollt ihr fort, ihr garstiges Thier, fuhr die Frau, die so zärtlich für ihren Hund besorgt war, das arme Weib an. — Man ekelt sich ja euch anzusehen! Packt euch den Augenblick und besudelt mir die Dielen nicht mit euren schmutzi-

gen Füßen, oder ich lasse euch hinauswerfen; — den Augenblick marsch!"

Was sagt ihr zu der Frau, die so mitleidig gegen ihren Hund und so hart gegen ein armes hülfloses Weib war?

Johann, der den armen Joli gar nicht bedauern wollte, sahe, wie das arme Weib so hart abgewiesen wurde! — „Das ist doch wahrlich sehr schlecht, brummte er heimlich!" — Er ging unbemerkt der Frau nach, und an der Hausthüre drückte er ihr ein Viergroschenstück in die Hand. — „Ich gäbe ihr gern mehr, setzte er gutmüthig hinzu, aber jetzt habe ichs nicht."

Zus. Wie viel Gutes könnte von dem gethan werden, was manchem seine Pferde, Hunde, Katzen kosten, und wie glücklich würden manche Arme seyn, hätten sie es nur halb so gut, wie viele dieser Thiere!

17) Nicht jeder ist wohlthätig, welcher zu Zeiten viel giebt; oder: Herr Friedrich.

In einer großen Gesellschaft wurde für eine abgebrannte brave Pachterfamilie aus der Nachbarschaft eine Unterstützung zusammengebracht. Keiner gab reichlicher als Herr Friedrich. Eine ganze Hand voll schöner harter Thaler warf er auf den Teller, auf welchen jeder seine Gabe legte.

Es sollte ein Armenhaus gebauet werden — jedermann gab dazu nach seinem Vermögen — aber am meisten that Herr Friedrich. Er ließ das Holz zu dem

Hause aus seinem Walde hauen und anfahren, er gab Steine her, er bezahlte auch den größten Theil des Arbeitslohnes.

Herr Friedrich hatte wohl an dreißig Arme, die wöchentlich des Freitags vor sein Haus kamen und eine Gabe von ihm erhielten, und Herr Friedrich gab jedem sehr reichlich — einmal des Jahrs gab er ihnen auch zu essen und bewirthete sie an einem langen Tisch.

Meint ihr nicht, daß die Leute werden gesagt haben, Herr Friedrich sey ein sehr wohlthätiger Mann? — Aber sie sagten das nicht, sie sagten vielmehr, Hr. Friedrich ist doch ein eitler Narr. — Aber warum denn?

Herr Friedrich hatte einen sehr braven und fleißigen Tagelöhner mitten im Winter aus seinem Hause werfen lassen, welches er in einer entlegenen Gasse besaß, weil ihm derselbe ein Vierteljahr Miethe schuldig war. Der Mann war eine lange Zeit krank gewesen, und so hatte er nichts verdienen können. Hr. Friedrich hatte in einem entfernten Städtchen sehr arme, aber redliche Verwandte, und nie hatte er etwas zu ihrer Unterstützung gethan. — Herr Friedrich hatte die alte Muhme, die ihn als Knabe zehn Jahr gewartet hatte, mit harten Worten von sich gewiesen, als sie ihn um eine kleine Unterstützung ansprach. Die alte Frau war drei Meilen weit hergekommen, und mußte nun trostlos zurückkehren.

Rathet doch, warum der Mann zu Zeiten so freigebig, und zu Zeiten so hart war? — Gab er vielleicht

nur dann, wo es von jedem andern bemerkt werden konnte? Und gab er wohl darum, damit den Armen geholfen werden, oder vielmehr, daß man ihn loben möchte.

Zus. Viele geben nur aus Eitelkeit, Prahlhaftigkeit — ihr Herz ist nicht wohlwollend. Viele geben nur der Schande wegen, — weil sie es nicht gut vermeiden können — viele nur, um des Bittenden los zu werden. Die Absicht zu helfen haben diese Leute nicht.

18) Meister Peter, oder wie hart der Geiz ist.

Kein geizigerer Mann war in der ganzen Stadt Tiefthal, als Meister Peter, der Leinweber. Er hatte ein ziemliches Vermögen, aber er genoß nichts davon. Immer klagte er, es sey alles so theuer, und er wisse gar nicht, wie er zuletzt noch auskommen wolle. Nie hatte er in seinem Leben einem Armen eine kleine Gabe gegeben. Kam einer zu ihm, so hieß es immer: ja, ich armer Mann, ich habe ja selbst nichts: Oder aber: Geht hin und arbeitet, und thut etwas. Und wenn dann die Armen ihm sagten, daß ihr Erwerb nicht zureichen wollte, oder daß sie krank und gebrechlich wären, so fuhr er sie hart an: „Marsch packt euch, ihr faules Volk, oder ich werfe euch zum Hause hinaus;" und er schimpfte und schmähete dann so lange, bis sie ihm aus den Augen waren. Niemand hatte mit Meister Petern gern viel

zu thun, denn man verachtete ihn um seines Geizes willen, und man bedauerte nur sein armes Weib und besonders seine Kinder. Kaum erhielten diese so viel, daß sie sich halb satt essen konnten, und wenn sie nicht von den Nachbarn zuweilen wären gesättigt worden, so wären sie gezwungen gewesen, heimlich zu betteln. Fast mußten sie nackt gehen, so armselig und zerrissen waren ihre Kleider, da war kein Schuh und kein Strumpf, kein ordentliches Hemde und kein ganzes Röckchen. Wie mußten die armen Kinder im Winter frieren, zumal da Meister Peter nicht eher einheizen ließ, bis nicht die Kälte so arg war, daß sich Eis an die Fenster anlegte. Wenn sie dann klagten, daß sie so sehr frören, so sagte er: „Geht in den Wald, ihr faules Pack, und holt euch Holz;" und wenn sie ihn um eine andre Jacke oder Mieder baten, so antwortete er, daß sie noch gut genug bekleidet wären, und daß ihnen nur die Hoffart im Kopfe steckte.

Einsmals hatten die Kinder von jemand einen Dreier geschenkt bekommen — dafür holten sie sich Semmeln; o wie so herrlich schmeckten sie ihnen! Aber der Vater ertappte sie über dem Essen derselben. Voll Grimm holte er seinen großen Stock, und prügelte unbarmherzig auf die Kleinen los. „Ihr verschwenderischen Buben, rief er im höchsten Zorn, ihr werdet mich noch arm fressen!"

So wenig Meister Peter seinen Kindern zu essen gab, so viel gab er ihnen zu arbeiten; bald mußten sie

in seinem Garten am Hause ganze Tage lang pflanzen und jäten und keins durfte ihm eine Stachelbeere oder Johannisbeere anrühren, und sie wurden hart gezüchtigt, wenn sie ihm nicht genug gethan hatten; bald mußten sie die Gartengewächse in die Häuser umher tragen und verkaufen, und wenn sie dann dieselben wieder brachten, weil niemand so viel geben wollte, als er forderte, so trieb er sie mit der Peitsche fort, und sie mußten bis in die dunkle Nacht umherlaufen, und die Leute so lange bitten, bis sie ihnen für den theuren Preis abkauften. — Das kleinste Versehen seiner Kinder bestrafte Meister Peter mit einem Tage Hunger.

Auf diese Weise machte Meister Peter seinen armen Kindern das Leben sehr schwer. Die armen Geschöpfe sahen so elend und verkümmert aus, daß sie jedermann jammerten. Er selbst getraute sich ebenfalls nicht satt zu essen, oder einen ordentlichen Rock zu kaufen, und beständig war er in Angst, sein Geld könnte ihm gestohlen werden, ja er konnte vor dieser Angst fast keine Nacht ruhig schlafen. So raubte ihm sein Geiz alle Freude, aber zugleich auch die Liebe aller guten Menschen. „Das ist doch ein häßlicher schmutziger Mensch, der Meister Peter," sagten die Leute; „wir möchten sein Geld nicht, wenn wir dabei eben so geizig seyn sollten wie er! Was hilft ihm denn all sein Vermögen?"

Sagt, ob die Leute Unrecht hatten, und ob ihr dem Manne wohl hättet können gut seyn?

Zus. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels (was heißt das?) zunächst aber der Härte. — Geiz und Verschwendung sind die beiden Haupthindernisse der Wohlthätigkeit. — Der Geiz ist selbst gegen die Seinen hart, wie viel mehr gegen andere.

19) Der Fehler im Testament.

In England starb ein reicher und vornehmer Herr. In seinem Testament hatte er allen seinen Dienern noch etwas zum Geschenk bestimmt, und vorzüglich seinen treuen alten Georg bedacht, der gleichsam mit ihm aufgewachsen, und sein Leibdiener gewesen war, und hatte ihm, außer sechshundert Thalern zur Trauer, noch jährlich hundert Thaler ausgesetzt. Als der Sohn des Verstorbenen, nach der Beerdigung seines Vaters, das Testament öffnete, so gab er jedem Bedienten, was ihm bestimmt war. Als er aber das las, was Georg haben sollte, da hielt er inne: „Nein, sagte er, das ist ein Fehler im Testament!" Der arme alte Georg zitterte schon, und glaubte, der Erbe fände das Jahrgeld so ansehnlich. Mein Gott, dachte er bei sich selbst, wovon soll ich nun in meinem hohen Alter leben? Arbeiten kann ich ja nicht mehr, und gesammelt hab ich mir auch nichts.

Der Sohn bemerkte wohl die Verlegenheit des alten Dieners, aber er ließ sich nicht dadurch stören. Es ist zuverlässig ein Fehler im Testament, wiederholte er noch einmal. Mein Vater hat sicher schreiben wollen, sechshundert Thaler jährlich, und hundert Thaler zur Trauer, und so wollen wir es auch halten. Georg zit-

terte aufs neue, aber meint ihr wohl, daß er noch vor Angst gezittert habe?

20) Großmuth, oder die Herzogin von Villacerf.

Die Herzogin von Villacerf in Frankreich, hatte sich am Arm die Ader öffnen lassen. Durch einen unglücklichen Zufall hatte der sonst sehr geschickte Wundarzt (Chirurgus) fehl geschlagen, der Arm fing an sehr schlimm zu werden, und gewaltig aufzuschwellen. In wenigen Tagen war es so weit, daß die Herzogin keine Hoffnung hatte, mit dem Leben davon zu kommen. „Hätte die Herzogin wohl Recht gehabt, wenn sie sich über den Wundarzt beklagt hätte?" — Die Herzogin beklagte sich nicht; sie war nicht erbittert, nicht unwillig auf den Wundarzt, aber sie eilte ihr Testament zu machen, in welchem sie demselben eine beträchtliche Summe von ihrem Vermögen schenkte. „Der arme Mann! sagte sie; durch diesen unglücklichen Zufall wird er gewiß alles Zutrauen verlieren; wovon soll er dann mit seinen Kindern leben?"

Zus. Wie edel muß das Herz seyn, welches so handeln konnte! — Es würde schon sehr viel gewesen seyn, hätte die Herzogin dem Wundarzt seine Unvorsichtigkeit verziehen — aber mehr war es, ihn gegen die Folgen derselben sicher zu stellen. — Man nehme, wie dagegen so manche andere handeln. — Ach es wird meistentheils Zufall und Umstand, als große Schuld, oder doch als Unbesonnenheit, oder Nachläßigkeit, angerechnet.

21) Der großmüthige Neger auf Jamaika.

Weit, weit von uns, auf einer der Inseln in Westindien, wo die unglücklichen Neger zu harten Arbeiten gebraucht werden, auf Jamaika, lebte die Wittwe eines englischen Offiziers in dürftigen Umständen. Ihr Mann hatte nichts, gar nichts hinterlassen, und sie und vier Kinder wollten doch leben. Sie entdeckte ihre traurigen Umstände den Freunden ihres Mannes, aber die waren hartherzig und keiner half. Die gute Frau suchte sich durchzuhelfen, so gut ihr es möglich war, aber das konnte freilich nur sehr kümmerlich seyn. Ganz tiefsinnig ging sie eines Morgens spazieren, da saß am Wege ein alter Neger, voller Beulen und Geschwüre, und sprach sie um ein Almosen an. „Mein guter Mann, sagte sie zu ihm, ich bin wohl so arm als du, und habe noch vier Kinder. Ich kann dir nichts anders geben, als dies Butterbrod." Sie gab es ihm, und brach sich nur einige Bissen davon ab, um ihren Hunger zu stillen. Der Neger nahm das Brod und dankte tausendmal.

Nach einigen Tagen ging sie wieder in dieser Gegend umher, und fand auch den Neger an demselben Orte. Sie wollte ihm ausbeugen, und dieser stand auf und wollte ihr nach, konnte aber nicht, wegen seiner Beulen und Geschwüre. Er rief ihr nach, und bat sie, nur auf einige Worte zu ihm zu kommen.

Sie ging zu ihm. Was mochte doch der Neger wollen?

„Gottlob, fing der Neger an, daß ich Sie wieder sehe! O ich habe indessen eine unbeschreibliche Angst ausgestanden! Ich habe mir die Noth recht lebhaft vorgestellt, in welcher Sie mit vier unerzogenen Kindern seyn müssen. „O Madam, wenn Sie sich nicht schämen wollten, von mir ——— von einem elenden Schwarzen ——— o nehmen Sie, was ich Ihnen geben kann." Der verlegene Neger reichte ihr mit diesen Worten einen Beutel, in welchem acht und zwanzig Goldstücke waren. Nehmen Sie es doch, liebe Madam, sagte er noch einmal; sehen Sie, ich kann mir täglich erbetteln, was ich bedarf, ich hab es nicht nöthig. Der Neger wollte ihr, indem er dieses sprach, den Beutel in die Hände drücken.

Erstaunt und voll Bewunderung wußte die Wittwe nicht was sie sagen sollte. Wie kamst du zu dem Gelde? fragte sie ihn in ihrer Verlegenheit. „Ich habe es erbettelt, antwortete der Neger. Ich kam als Knabe zu dem Vater meines Herrn. Ich habe bei ihm und bei seinem Vater vier und funfzig Jahr in der Zuckerpflanzung gearbeitet, und nun, da ich siech und elend bin, hat mich der Mann fortgejagt. Er hätte mir freilich wohl das bischen Brod noch geben können, was ich noch gegessen hätte. Aber sehen Sie, ich bin darum nicht verhungert. Mein Anblick erregt Mitleiden, und so hab ich immer mehr erhalten, als ich gebraucht habe!"

Die Wittwe dankte dem edeln Neger. Nein, sagte sie, guter Mann, ich darf dein Geld nicht nehmen. Wenn du nun noch kränker würdest, und nicht mehr gute

Leute ansprechen könntest, was wolltest du dann machen, wenn du deinen kleinen Schatz weggegeben hättest? — Der Neger antwortete, daß er sich schon durchhelfen werde; er suchte ihr alle ihre Bedenklichkeiten auszureden, er bat, er flehte, daß sie doch nehmen möchte, und erst da gab er sich zufrieden, als sie ihm versicherte, daß ihre Umstände seit einigen Tagen sich ohnehin verbessert hätten, und daß sie gewiß von seinem großmüthigen Anerbieten Gebrauch machen wollte, wenn sie in Noth kommen sollte.

Zus. Man sollte glauben, dieser Neger hätte gleichgültig werden müssen, (bei der Behandlung, die er erfahren hatte) gegen fremde Noth — er hätte die Europäer müssen hassen lernen — — Würde es uns gefallen haben, wenn die Wittwe ohne Umstände das Ersparniß des Alten hätte angenommen, welches er zur Zeit seiner Hülflosigkeit so nöthig hatte? — Wer aber selbst Noth gelitten, kann am ersten mitleidig seyn!

22) Edle Gesinnungen einer armen Obsthändlerin in Paris.

In der großen und glänzenden Stadt Paris lebten zwei Schwestern, die eine war sehr reich, und die andere, Muthe hieß sie, war eine arme Obsthändlerin, die sich mit neun Kindern kaum zu erhalten im Stande war. Nie hatte die reiche Schwester sich um die arme Muthe bekümmert, und nie jemals gethan, als ob sie ihr angehöre, denn sie schämte sich ihrer. Es wäre ihr leicht gewesen, dem armen Weibe zu helfen, denn sie verlor in einem Abend im Spiel so viel, oder ließ bei

einer Mahlzeit so viel darauf gehen, daß die Muthe ein ganzes Jahr mit ihren Kindern davon hätte leben können, aber sie half ihr nicht.

Die reiche Schwester wurde gefährlich krank; die Aerzte sagten ihr, daß sie nicht wieder aufkommen würde. Sie machte ihr Testament. Da wird sie nun doch wohl ihre arme Schwester mit den neun Kindern bedacht haben? — Jedermann glaubte es, aber sie hatte es nicht gethan; sie hatte ihr ganzes großes Vermögen einer ohnehin schon reichen Bäckerfrau vermacht, und selbst ihrem eigenen einzigen Kinde, welches sie hinterließ, nichts ausgesezt.

Mein Gott, sagte Muthe, was hab ich doch meiner Schwester gethan, daß sie so hart gegen mich gehandelt hat? Und was hat ihr das arme Geschöpf, ihr eigenes Kind, gethan? Muthe erkundigte sich nach der Bäckerin, welche die Erbin des ganzen großen Vermögens war, und hörte überall, daß sie eine geizige harte Frau sey, die gewiß das arme Kind ihrer Schwester schlecht genug halten werde. Wahrscheinlich werde sie es bei irgend einem schlechten Weibe in die Kost verdingen. — „Nein, sagte Muthe voll Unwillen, nein, das soll nicht geschehen; ich will das Kind erziehen; Gott wird ja helfen!" Man stellte ihr vor, wie schwer es ihr werden würde, noch dieses Kind zu ernähren, da sie deren schon neun habe, die ihr sauer genug würden, aber sie blieb bei ihrem Vorsatze. — „Ich, sagte sie, bin ja dem verlassenen Kinde die Nächste!" (Sie holte

sich das Kind, welches nur erst ein Paar Jahre alt war, sie trug es auf ihren Armen in ihr Haus. — „Ja ich bin dir am nächsten, du armes Geschöpf!" rief sie und drückte das Kind mit Innigkeit an sich.) Sie liebte von dieser Zeit an das Kind wie ihr eigenes, es empfing alles, was ihre eigenen Kinder auch empfingen, sie nährte und sie kleidete es so gut als die andern.

So schwer es der guten Muthe auch wurde, zehn Kinder mit ihrem kleinen Obsthandel zu ernähren, so hat es sie doch niemals gereuet, das verlassene Kind zu sich genommen zu haben.

Zus. — Welche Gesinnungen! bei so viel Kindern, noch das Kind einer Undankbaren aufzunehmen. — Wie nichtswürdig dagegen die reiche Schwester der Muthe. — Aber warum war die Schwester so schändlich; oder wodurch wurde sie es? —

Zweite Abtheilung.

Dienstfertigkeit, Gefälligkeit.

---

23) Der undienstfertige Bauer.

„Wie finden wir uns am besten durch diesen Wald, um nach Frieberg zu kommen?" fragten einige reisende Handwerker einen Bauer, der nicht weit vom Walde pflügte. Der Wald lag weit und groß vor ihnen, und es durchkreuzten sich so viele Wege, daß man nicht wissen konnte, ob man den rechten treffen würde. „Was

gebt

gebt ihr mir? antwortete der Bauer, so will ich euch den rechten Weg zeigen. Allein werdet ihr, setzte er hinzu, doch denselben nicht treffen, und ihr könntet den ganzen Tag und die Nacht dazu im Walde umherlaufen." Gern wollten ihm die Handwerker eine kleine Erkenntlichkeit geben, aber der Mann forderte viel, und sie hatten nur noch wenig Geld im Beutel. Zum Glücke sahen sie einen Mann aus dem Walde kommen. Vielleicht, dachten sie, ist der Mann gefälliger, und ließen den Bauer stehen. „Lieber Mann, fragten sie, wo geht der Weg nach Frieberg?" — „Nach Frieberg? antwortete dieser; der ist gerade unter allen am schwersten zu finden; es würde doch nichts helfen, wenn ich denselben auch noch so genau beschriebe. Kommt, ich will selbst mitgehen!" Er führte die Handwerker wohl über eine halbe Stunde weit, bis er sie endlich auf einen ziemlich betretenen Weg brachte. „Geht dreist auf diesem Wege fort, sagte er, und wenn er sich in zwei Wege theilt, so nehmt den linker Hand, dann könnt ihr nicht mehr irren. Ich wollte euch gerne noch bis dahin bringen, setzte er hinzu, allein ich habe heute selbst schon einen ziemlich weiten Weg gemacht, und komme auch unter einer Stunde noch nicht zu Hause." Tausendmal dankten die Handwerker dem gefälligen Mann, und wollten ihm seine Mühe nach ihren Kräften vergüten, aber er nahm durchaus nichts, so sehr sie ihn auch baten. „Behaltet doch euer Geld, sagte er, ihr werdet es wohl nöthiger brauchen.

Die Handwerker richteten sich nach der Anweisung, die ihnen gegeben war, und nach etwa drei Stunden kamen sie glücklich in Frieberg an.

Zus. Manche Leute dienen wohl andern, aber nur dann, wenn sie auf Gegendienste rechnen können. — Das ist nicht Dienstwilligkeit, das ist Eigennutz.

24) Der ungefällige Paul, und der gefällige Eduard.

Rathet einmal, warum Eduard überall so angenehm war, wohin er nur unter seinen kleinen Spielkameraden kam, und warum sein Bruder Paul fast nirgends gern gesehen wurde? — Vielleicht rathet ihr es, wenn ihr folgendes wißt.

Eduard merkte auf alles, was andern lieb war, und that es gern. „Wollet ihr mit meinen Pferden spielen? sagte er, wenn ihn seine kleinen Freunde besuchten; oder soll ich die Jäger und die Hunde holen? — Oder wollt ihr lieber meine Bilderbücher sehen? Oder sollen wir im Garten Verstecken spielen? oder Ball? oder Kegel?" — Was ihnen dann am besten gefiel, das spielte Eduard mit. — „Mein Ballholz taugt nichts" sagte Fritz — „wenn ich nur Eduarden seins hätte, da sollten meine Bälle ganz anders fliegen!" — Eduard gab ihm sein Ballholz. „O Eduard komm, sagten die kleinen Leute, und laß uns deinen Spitz vor deinen rothen Wagen anschirren." — „Gern," sagte dann Eduard; Spitz mußte kommen, und wur-

de vorgespannt — aus Spaß legten sie ihm ein Paar Steine auf den Wagen, einer machte den Fuhrmann und Eduard gab ihm seine Peitsche dazu, und die Kinder hatten ein großes Gelächter, wenn Spitz so langsam und gravitätisch einher ging, und Eduard freute sich dann, wenn er seine Gespielen so vergnügt sahe. Waren sie in der Schule und es war jemand mit seinen Federn und mit seiner Dinte nicht zufrieden — so half Eduard gern aus, so bald er nur merkte woran es fehlte. Eduard hatte ein kleines Gärtchen; „ach du hast schöne Blumen" sagten die Kinder wohl zu Zeiten, die ihn besuchten — und Eduard gab ihnen gern von seinen Blumen, wie er sie jedesmal hatte, — Maiglöckchen und Rosen, und Nelken und Levkoien. Wer ein Gärtchen hatte, dem gab er Saamen und Blumenpflänzchen, so viel er entbehren konnte.

Paul hingegen? — Ach mit Paul hatte kein Kind gern zu thun. — Zeig uns einmal dein Gärtchen Paul, sagten die Kinder; — „das brauch ich nicht, antwortete Paul," oder, „ihr verderbt mir nur etwas daran." Oder: — „Paul leihe uns doch ein bischen dein Bilderbuch!" — „Nein, ihr macht mir nur etwas daran entzwei." — „Paul wir wollen Kegel spielen, oder Jäger und Wild" — „Ich habe keine Lust; spielt was anders." — „Paul gieb mir ein bischen dein Messer, ich will mir hier die Gerte (Ruthe) abschneiden." — „Ach ich habe mein Messer erst schleifen lassen, du machst mir nur Scharten hinein." — „Paul willst du mir nicht

deinen Bleistift geben? ich will mir einen Hund mahlen." „Ich habe meinen Bleistift nicht bei mir, sagte Paul; oder, die Spitze ist erst angeschärft, du würdest sie nur abbrechen." Seht so machte es Paul überall; auch bei seinen Aeltern machte er es so. Wenn die Mutter sagte: Kinder, wer will mir einen Gang gehen, so war Eduard gleich willig; gieb mir Geld Mutter, sagte er, wenn ich dir etwa etwas kaufen soll, ich will gleich hingehen; aber Paul hatte bald diese, bald jene Ausrede, bald wußte er das Haus nicht, bald konnte er nicht behalten, was er bestellen oder kaufen sollte, bald fürchtete er sich vor dem Hunde, der in diesem oder jenem Hause war. Wenn die Mutter sagte: wer holt mir eine Handvoll Petersilie aus dem Garten? — so sprang Eduard gleich auf, aber Paul blieb sitzen, als ob ers nicht gehört hätte.

Nun werdet ihr errathen können, warum man Eduard allenthalben so gern hatte; Eduard war gefällig. — Wenn die Kinder spielten und Eduard kam dazu, so fingen sie alle an vor Freuden zu jauchzen. O das ist schön, Eduard, hieß es dann, daß du kommst! — Was willst du gern spielen, Eduard? fragten sie ihn, und drängten sich alle an ihn an, und klatschten in die Hände, und man konnte ihnen die Freude recht an den Augen ansehen. — Aber wenn Paul kam? — Ach daß nun der auch kommen muß! sagten die Kinder verdrießlich. Niemand fragte ihn: „Paul was wollen wir spielen;" niemand freute sich über ihn, und die

Kinder thaten als ob er gar nicht gegenwärtig sey. Wenn erwachsene Leute irgendwo waren, und Eduard kam dazu, so liebkosete ihn jeder, und sprach und scherzte mit ihm, aber Paul wurde kaum angesehen; man ließ ihn stehen.

Einmal kam Paul zu einem Haufen Kinder, die in einem Garten spielten. „Ach wenns doch Eduard wäre!" sagten die Kinder, als sie ihn kommen sahen; kommt, wir wollen außerhalb des Gartens spielen, und die Hinterthüre abschließen — da kann er uns nicht nach. Sie gingen zur Hinterthür hinaus, und schlossen dieselbe ab. „Warum wollt ihr mich denn nur nicht mit haben?" rief Paul weinerlich an der Thür, nachdem er lange gebeten hatte, daß sie ihm dieselbe aufmachen möchten. — „Weil du ein so ungefälliger Junge bist," sagte einer von ihnen, — und Paul mußte allein bleiben.

Paul klagte zu Hause den Aeltern seinen Verdruß. — „Dir ist schon Recht geschehen, sagte der Vater, und wenn du nicht gefälliger wirst, so wird dirs in deinem ganzen Leben nicht besser gehen! Ungefällige Menschen flieht jedermann.

Nachdem Paul älter wurde, erfuhr er auf vielfältige Weise, wie wahr der Vater gesprochen habe. Eduard war allenthalben willkommen, man sahe ihn gern, wohin er kam, man war freundlich, offen, zutraulich gegen ihn, aber mit Paul wollte niemand mehr zu thun haben, als durchaus nöthig war.

Zus. Um der Gefälligkeit willen, übersieht man an andern manchen Fehler — um der Ungefälligkeit willen schätzt man oft ihre guten Eigenschaften weniger.

25 Luise Wahlheim.

Ein dienstfertigeres Mädchen als Luise Wahlheim fand man weit und breit nicht. Saß Luise vor der Hausthür, und es fragte jemand, wo der oder jener wohne, so sagte sie es ihm nicht blos, sondern sie stand von ihrem Stühlchen auf, legte ihr Strickzeug hin, und ging bis an das Haus mit. Saß sie bei Tische, und es fehlte irgend einem etwas, ohne Säumen legte sie ihren Löffel oder ihr Messer hin, und holte es ihm. Konnte sie der Magd im Hause etwas zutragen oder sonst ein kleines Geschäft erleichtern, gleich war sie willig dazu. Dafür war auch Luischen im Hause und in der ganzen Nachbarschaft sehr geliebt.

Einst kam ihr Vetter, den sie noch niemals gesehen hatte, und blieb einige Wochen bei ihren Aeltern. In dieser Zeit that Luischen alles, was er nur wünschen konnte. Luischen war es, die ihm früh den Kaffee brachte, die ihm Wasser zutrug, die ihm Taback und Pfeiffe und Licht herbeiholte, sie schenkte ihm Bier ein, sie brachte ihm Abends den Schlafrock und die Pantoffeln, und allenthalben, wo sie bemerkte, daß dem Vetter etwas fehlte, sorgte sie gleich, und hätte sie mitten im schönsten Spiel aufhören sollen. „Bruder, sagte der Vetter den Tag vor seiner Abreise zu Luischens Vater, du weißt, daß ich keine Kinder

habe, und doch wohlhabend bin, gieb mir Luischen mit. Luischen ist ein braves Kind. Du kannst mir ja wohl von deinen vielen Kindern eins lassen!" Ja wohl ist sie brav, antwortete mit großer Freude Herr Wahlheim, und ich lasse sie dir ungern; indessen, wenn sie mit dir gehen will, so bin ichs auch zufrieden."

Luischen reisete mit ihrem Vetter, den sie sehr lieb gewonnen hatte, und als dieser nach mehreren Jahren starb, so erbte sie sein sämmtliches großes Vermögen. Niemand beneidete sie darum, denn jeder liebte sie um ihrer Dienstfertigkeit willen.

Zus. Nicht darum ist die dienstwillige Gefälligkeit eine gute Eigenschaft, weil Luise dadurch glücklich wurde, sondern weil sie gut ist, wurde Luise glücklich dadurch, wäre sie aber auch nicht dadurch glücklich geworden, wäre dann deswegen dieselbe weniger werth?

26) Undienstfertigkeit und Dienstfertigkeit.

An einem sehr trüben Tage, mitten im strengen Januar, fuhr Herr von Holdritter, ein reicher Edelmann, aus der Stadt auf sein Landgut Föhrenfeld, wo er einige nothwendige Geschäfte hatte. Als er auf dem Wege war, so fing es an zu schneien; immer dichter und dichter fielen die Schneeflocken; die Wolken schienen sich immer tiefer zu senken, und noch vor vier Uhr Nachmittags war es fast völlig Nacht. Nach einer Stunde hatte der Kutscher den Weg verloren, so auf-

merksam er auch gewesen war, und mußte nun auf gut Glück zufahren. Wie sehr wünschte der Herr und der Kutscher nur auf ein Dorf zu treffen, damit sie nicht die ganze lange Nacht auf freiem Felde zubringen müßten, oder in der Dunkelheit ein Unglück nähmen. Zum Glück sahen sie endlich einige Lichter schimmern und fuhren nach dieser Gegend zu. Es war ein Dorf, aus welchem die Lichter geschimmert hatten. Wer war froher als Herr von Holdritter! Hier wollen wir bleiben, sagte er, bis es Tag wird — aber zum Unglück war kein Gasthof im Dorfe. Er tröstete sich indessen; es wird uns ja wohl, dachte er, ein Bauer aufnehmen! — Er stieg selbst aus dem Wagen, und pochte an verschiedene Bauerhäuser an, aber niemand war willig ihn aufzunehmen. — „Auf dem nächsten Dorfe kann Er eine Schenke treffen," sagten die meisten, „wir können hier niemand beherbergen." — Herr von Holdritter bat die Leute sehr, er versprach ihnen alles zu geben, was sie verlangen könnten, aber umsonst. Er bat sie, ihm doch nur wenigstens den Weg nach dem andern Dorfe zu zeigen — „Ah," sagten sie, „wer soll in dem Wetter hinaus gehen? in dem Wetter jagt man keinen Hund hinaus." Der Herr und sein Kutscher waren beide in großer Verlegenheit. Was sollten sie nun machen? Die Wege waren nicht mehr zu sehen, und ohnedies ihnen in dieser fremden Gegend unbekannt. — Wir wollen noch eine Probe machen, sagten sie, und pochten an einem ziemlich verfallenen Hause an. — „Wer ist da?"

fragte eine Stimme, die viel sanfter und freundlicher klang, als sie von den vorigen Bauern gehört hatten. Die Stimme kam von einem Bauer, der so eben zur Thür heraus trat. — Sie eröffneten dem Fragenden ihr Anliegen. — „Ja, sagte der Mann, ich wollte Sie gern bei mir behalten, aber bei mir würde es Ihnen wohl nicht gefallen! Ich könnte Ihnen nichts als trockenes Brod vorsetzen, denn ich bin arm — und wo sollte ich ihre Pferde hinthun? — Aber warten Sie doch — es wohnt ein Pachter, ein sehr guter Mann, nicht weit vom Dorfe, der wird sie gewiß aufnehmen. Kommen Sie!" Der freundliche Mann brachte die Reisenden zu dem Pachter hin, und sie wurden gern von demselben aufgenommen. — Wie dankte der Herr von Holdritter dem Manne, der ihm aus einer so großen Verlegenheit geholfen hatte. Er drückte ihm bei seinem Abschiede einiges Geld in die Hand, welches er anzunehmen sich anfangs sehr weigerte. „Nein," sagte der brave Bauer, „ich bin wohl arm, aber ich will mir doch so eine Kleinigkeit nicht bezahlen lassen. Man muß ja einander immer dienen, ohne sich erst bezahlen zu lassen, wie wollte man denn sonst durchkommen?" Endlich nahm er dann das Geld — wie erstaunte er aber, als er zu Hause fand, daß es vier schöne blanke Goldstücke waren, die ihm der fremde Herr gegeben hatte.

Zusatz. Manche Menschen sind bloß darum undienstfertig, weil sie so bequem und gemächlich sind. —

Sie möchten andern wohl dienen, aber die Mühe scheint ihnen zu groß.

27) Meister Trauman; oder: die Undienstfertigkeit entfernt die Menschen von uns.

In dem ganzen kleinen Städtchen Estfeld war kein Mensch weniger beliebt, als Meister Trauman, weil keiner undienstfertiger war, als er. Wenn es auch der allerkleinste Dienst war, welchen man von ihm forderte, so hieß es immer: „Ich habe keine Zeit; oder, ich kann nicht; oder auch wohl, thut es selbst und laßt mich in Frieden;“ und dergleichen mehr. Als die Kinder seines Bruders die Blattern hatten, und die Mutter der Kinder selbst krank war, da bat ihn der Bruder, daß er doch dann und wann einen Gang für ihn zum Arzte thun möge, er könne nicht allein fertig werden. — „Ah, sagte Trauman zu seinem Bruder, da hätte ich viel zu laufen und zu rennen, wenn ich für alle Leute gehen sollte; du mußt zusehn, wie du fertig wirst. „Bei dieser schlechten Gesinnung war es kein Wunder, daß endlich Trauman keinen Freund mehr hatte. — Niemand fragte ihn: „wie gehts dir Gevatter? oder, was machst du Nachbar?“ — niemand kam zu ihm, und niemand bat ihn zu sich. Meister Trauman lebte in dem Städtchen Estfeld, in welchem alle Einwohner so vertraut und freundschaftlich gegen einander waren, so einsam, als wären alle Einwohner ausgestorben.

Meister Trauman lernte aber seine Undienstfertigkeit erkennen.

In seinem Hause kam, man wußte nicht wie, plötzlich Feuer aus; der Wind blies das Feuer immer heftiger an, und es brannte binnen wenigen Minuten bis auf den Grund ab. Es kamen Leute von allen Seiten herbei, welche seine Sachen retten halfen, so viel sich retten ließ. Aber es fanden sich auch Leute, die riefen: „laßt seine Sachen verbrennen, der Mensch verdients nicht, daß ihr ihm helft!" — Meister Trauman hörte das wohl, aber er getraute sich kein Wort darauf zu erwiedern.

Wo sollte nun aber Trauman mit seinen Kindern bleiben? wo sollte er seine Sachen hin thun? Er wußte, daß ihm niemand gut war, und hatte das Herz nicht jemanden zu bitten. Da stand er nun bekümmert und tiefsinnig vor der Brandstätte mit seinen Kindern, und wußte nicht, was er thun sollte? — Jetzt kam sein Nachbar Friedbach, dem er so oft mit Grobheit jede kleine Gefälligkeit versagt hatte, zu ihm: „Hör, Nachbar Trauman, sagte er zu ihm, indem er ihn bei der Hand nahm, ich sehe dirs an, du weißt nicht wohin? komm; mein Haus ist für uns beide groß genug. Du kannst in der Oberstube wohnen, es sind ein Paar hübsche Kammern dabei, und ein Paar Betten kann ich dir auch so lange geben, bis du wieder dein Haus aufgebaut hast." — O Nachbar, rief Trauman bewegt und fast schluchzend, das hab ich nicht verdient,

daß du so gut bist. Ich schäme mich vor dir, daß ich immer — — — „Still, still davon, fiel ihm der gute Nachbar ins Wort, du wirst nun schon einsehen lernen, daß wir alle einander nöthig haben;“ und damit führte er ihn in sein Haus.

Zus. Wenn wir nicht aus Gutmüthigkeit andern dienen wollten, so sollten wir es darum thun, weil wir alle einander nöthig haben, wiewohl dieser Grund nicht der beste ist.

Dritte Abtheilung.

Grausamkeit.

28. Grausamkeit gegen einen Neger.

Folgende Erzählung ist von einem Manne, der in Amerika wohnte.

Ein benachbarter Landmann, erzählt er, bat mich einst zu Tische. Um die Sonnenhitze zu vermeiden, nahm ich meinen Weg durch ein Gehölz. Bald war der Wald zu Ende, als ich über mir ein starkes Geräusch, und bald darauf eine dumpfe heisere Menschenstimme vernahm, deren Laute ich nicht recht verstehen konnte. Schüchtern sah ich mich um, wo die Stimme herkäme. — Etwa zwanzig Schritte von mir, oben an einem Baum, hing ein Käfig, um welchen eine Menge großer gieriger Raubvögel herumschwebten. Wie ich Feuer unter sie gab, flogen sie mit gräßlichem Geschrei da-

von. — Und nun? welchen entsetzlichen Anblick hatte ich! In dem Käfig war ein Neger eingesperrt, der in diesem Luftgefängniß langsam verschmachten sollte. — Was mochte der Unglückliche verbrochen haben? Wahrscheinlich hatte er in der Verzweiflung seinen harten Herrn erschossen. Die Vögel hatten ihm schon die Augen ausgehackt, und das Fleisch von dem Gesicht gefressen. Arm und Beine waren zerrissen, die Knochen standen am ganzen Körper blos; — Alles war eine einzige große Wunde, aus welcher schon das Blut an die Erde herunter geflossen war.

Kaum waren die Vögel nach dem Schusse fort geflogen, so kam ein großer Schwarm von Fliegen aller Art, die den Unglücklichen bedeckten und in seine Wunden sich setzten. — Das lebendige Gerippe hatte zwar die Augen verloren, aber nicht das Gehör. Er merkte, daß jemand in der Nähe sey, und murmelte einige unvernehmliche Worte, um einen Trunk Wasser zur Linderung seines quälenden Durstes. — Ich suchte dem unglücklichen Manne mit zitternden Händen diesen Dienst zu leisten, — ach wie wünschte mein Herz mehr für ihn zu thun, und ihn von seiner Quaal befreien zu können. Ich suchte umher, und fand eine Stange, an deren Ende eine Kokusschale befestigt war; vermuthlich hatten ihm schon einige schwarze Brüder etwas Wasser in derselben gereicht. Ich füllte die Schaale, und führte sie mit Beben zu den entfleischten Zähnen des Negers, der sich, von dem unsäglichen Durste geängstet,

alle Mühe gab, die Schaale zu erreichen, da er durch das Anstoßen an das Gitter des Käfigs die Annäherung derselben merkte. „Habe Dank, weißer Mann, stammelte er, habe Dank! — aber Gift drein thun und mir geben!“

Wie lange hängst du hier schon, du Unglücklicher? fragte ich ihn. „Schon zwei Tage und nicht sterben! die Vögel, ach die Vögel! O weh, o weh!“

Voll Entsetzen über diesen fürchterlichen Anblick, lief ich mit allen Kräften, um aus dem Walde zu kommen. O Gott, wie können die Menschen so grausam seyn!

Zus. Der Mensch sollte dem Mitmenschen die Schmerzen ersparen oder lindern, so viel es möglich ist; aber die Grausamkeit findet ein schreckliches Vergnügen daran, andern Schmerzen zu machen. — Welch ein fürchterliches Wesen wird der Mensch durch Grausamkeit! —

29) Der grausame Thoms.

Nie ist der Mensch schrecklicher, als wenn er ein Vergnügen daran findet, andere zu quälen. So schrecklich war der Fuhrmann Thoms in Neustadt. Es zitterte alles, wenn er nach Hause kam, und es suchte sich alles, Frau und Kinder, vor ihm zu verbergen, wie vor einem Ungeheuer. Sein kleines Kind von zwei Jahren hatte ihm ein Kaffeeschälchen zerbrochen — er hieb es mit seiner Peitsche so wüthend, daß das arme Geschöpf wie todt da lag — die kleinen Hände, der Rücken, die Beine waren dicke aufgeschwollen und mit Blut unterlaufen. Er stieß seine Kinder um des kleinsten Versehens willen, gegen die Wände und Tischecken, er warf

sie nackt im Winter auf den Hof und ließ sie die ganze halbe Nacht draußen wimmern, er warf sie die Treppe hinunter, er trat sie mit Füßen. Ach die armen Kleinen waren schon alle zu Krüppeln geschlagen, und auf ihre Lebenszeit elend, indem sie zu keiner Arbeit zu gebrauchen waren. — Wer hätte Thoms nicht verabscheuet, Thoms konnte ja von seinen eigenen Kindern nicht geliebt werden!

Thoms wurde aber gestraft für seine Grausamkeit. Ein muthiger Hengst, den er sich eben gekauft hatte, war bei seinem vorigen Herrn der harten Behandlung nicht gewohnt, welche er bei Thoms erfuhr. Eben war er fürchterlich geprügelt worden, weil er beim Anspannen nicht gleich seines Herrn Willen begriff. Der Hengst ward wild, er schlug hinten einigemal heftig aus, und traf seinen Herrn mit den beschlagenen Hufen so fürchterlich an Kopf und Brust, daß er umsank. Thoms brachte unter den schrecklichsten Schmerzen ein halbes Jahr zu, ehe er nur wieder aus dem Bette aufzustehen vermochte. Er blieb so schwach, daß er sein Geschäft nicht wieder treiben konnte. Hätte er seine Kinder nicht zu Krüppeln geschlagen, so hätte allenfalls der Aelteste schon sein Gewerbe betreiben, und den Vater erhalten können, aber nun mußte Thoms betteln — Niemand hatte Mitleiden mit ihm, das kleinste Stück Brod gab man ihm nur mit Unwillen und mit Vorwürfen. O wie bereuete Thoms, aber nun zu spät, seine Grausamkeit,

durch welche er die Seinigen und sich selbst so elend gemacht hatte.

Zus. Und wäre Thoms nie auf diese Weise für seine Grausamkeit gestraft worden, er wäre doch immer ein höchst verabscheuungswerther Mensch geblieben, in dem Auge aller bessern Menschen.

30) Wodurch wurde Thoms grausam?

Aber wie hatte Thoms diese Grausamkeit gelernt? Er hatte sie zuerst an Thieren gelernt. Er nahm kleine Fliegen und Käfer, und rupfte ihnen die Flügel aus, oder die Füße, und freute sich dann über die Sprünge der armen Geschöpfe — oder er fing sich Maulwürfe und nagelte sie mit den Füßen an die Gartenspaliere seines Vaters, und wenn er sie dann mehrere Tage so zappeln sahe, ehe sie starben, so machte ihm das Spaß. Der hartherzige Junge bedachte nicht, daß die armen Geschöpfe Schmerzen fühlen, wie der Mensch; oder er mochte glauben, daß das mit den Thieren so viel nicht zu bedeuten habe, mit denen könne man ja machen, was man wolle. Vielleicht hatte es ihm auch niemand gesagt, wie unrecht das sey; da hatte er sich denn gewöhnt, Vergnügen am Schmerz zu finden.

Zus. Mancher Mensch fängt damit an grausam zu werden, daß er seinen Hund bei den Ohren zaust, die Katze kneipt u. s. w.

31) Ists recht, Thiere zu martern?

„Vater, was macht denn der Mann da mit dem langen Stocke am Wasser?" fragte Friedrich seinen Va-

Vater, der ihn mit spazieren genommen hatte: Er angelt Fische, war die Antwort. Friedrich wollte wissen, was das heiße, und wie es gemacht würde? Der Vater ging mit ihm zu dem Manne hin — eben hatte ein Fisch angebissen, der Mann zog ihn herauf, und riß mit der scharfen eisernen Angel dem kleinen Thiere den ganzen Schlund auf — es blutete und zappelte, und bog den Schwanz nach allen Seiten. — Vater komm, sagte Friedrich, ich mag das nicht sehen!

Der Vater ging. — Nach einer Weile fragte Friedrich: „Ist denn das auch recht, die armen Geschöpfe zu martern?" — Würdest du es wohl für Recht halten? fragte ihn dagegen der Vater. — „O gewiß nicht, antwortete Friedrich; ich könnte kein Thier martern. Aber warum thun es denn diese Menschen?"

V. Sie bilden sich nicht ein, daß ein Thier eben viel Schmerz fühlt.

Fr. Sollte denn das Thier nicht Schmerz fühlen?

V. O gewiß mein Sohn. Hast du nicht bemerkt, wie dein Joli so kläglich schrie, da ihn der wilde Wilhelm beim Ohr zausete, und wie er ein Paar Tage so traurig war, und zuweilen winselte, und gar nicht fressen wollte, wie ihn der große Fleischerhund so sehr gebissen hatte?

Fr. O ja wohl, Vater, habe ich das bemerkt; der arme Joli dauerte mich damals recht sehr.

V. Und wie du den Sperling im Gartenhause gefangen hattest, ob er da wohl Angst mag gefühlt haben?

Fr. Ich glaube gewiß. Sieh, sein kleines Herz pochte so sehr, daß ich es an meiner Hand fühlen konnte. Ich hielt ihm Semmel vor — aber er rührte sie nicht an.

V. Nun sieh, wenn die Thiere Schmerz und Angst empfinden, so kannst du dir leicht selbst sagen, ob das ein guter Mensch seyn mag, der die armen hülflosen Geschöpfe martert? —

Fr. Aber da sagte neulich unsre Hanne, die Sperlinge und Maulwürfe und solche Thiere, die wären Ungeziefer und thäten so viel Schaden, und darum müßte man sie vertilgen.

V. Ich weiß nicht, was die Hanne mit dem Ungeziefer gemeint hat; das hat sie wohl selbst nicht recht verstanden. Aber wenn die Thiere uns auch einigen Schaden thun, so könnten wir ja wohl dem Sperling die Paar Kirschen und Erbsen gönnen, die er frißt und dem Maulwurf die Paar Pflänzchen, die er verdirbt. Gott will ja, daß diese kleinen Thiere auch leben sollen; zudem so bringen uns diese Thiere doch auch vielen Nutzen.

Fr. I Vater, was denn für welchen?

V. Der Sperling frißt mit seiner Familie zuweilen in einer einzigen Woche ein Paar tausend Raupen — der Maulwurf vertilgt uns die Regenwürmer, und die Engerlinge, die uns die Pflänzchen verderben; und so haben viele solcher Thiere ihren Nutzen für uns.

Fr. Sieh das ist hübsch; das will ich einmal Gärtners Ludewig sagen. Aber neulich, Vater, hatten die Maulwürfe doch ein ganzes Beet voll Pflanzen

umgewühlt, da thaten sie doch mehr Schaden als sie Nutzen brachten.

V. O ja mein Sohn, das geschieht auch zuweilen, aber da können wir sie ja tödten.

Fr. Darf man denn das, Vater?

V. Weißt du denn nicht, Friedrich, daß wir viele Thiere tödten müssen, wenn wir unser Leben erhalten wollen? Kühe, Kälber, Schweine, Schafe und Gänse? Oder die Mäuse und Ratten, wenn sie es zu arg treiben.

Fr. Ach es ist wahr, Vater. Wir dürfen die Thiere tödten, wenn es nöthig ist, aber nicht martern.

V. Nein, mein Sohn, martern nicht; wer ein Thier martert, ist entweder ein sehr einfältiger, oder ein sehr böser Mensch.

Zus. Wie entsetzlich ist es, Finken blenden mit einem glühenden Eisen — Krebse im kalten Wasser aufs Feuer setzen. Kinder leidet nie solche Unmenschlichkeiten, wo ihr sie verhüten könnt, wenn ihr erwachsen seyn werdet. — Schreckliche Spiele mit Maikäfern. —

32) Grausamkeit gegen einen Ochsen.

Zwölf gemästete Ochsen, welche geschlachtet werden sollten, waren zusammen an einem Ort eingesperrt und mit Stricken angebunden. Einer der jüngsten und muthigsten unter denselben machte sich glücklich los, entwischte und es kostete viel Mühe, ehe man ihn wieder bekommen, und so fest binden konnte, daß er nicht im Stande war, sich zum zweitenmale los zu machen.

Die grausamen Menschen, denen das Thier gehörte, waren zornig darüber, daß es ihnen so viele Mühe gemacht hatte, und wollten es dafür bestrafen. In ihrer blinden Wuth schnitten sie demselben auf der Stelle, wo sie es wieder eingefangen hatten, die halben Vorderfüße mitten im Gelenke weg, und nöthigten es mit den blutigen Stumpfen zu gehen. Der fürchterliche Schmerz und das laute Brüllen des gemarterten Thieres bewegte diese Unmenschen nicht zum Erbarmen — sie hatten vielmehr ihre Freude daran! Zweihundert Schritte etwa schleppte sich dasselbe fort, dann sank es um, und mußte auf der Stelle getödtet werden.

Wer fühlt nicht Entsetzen, wenn er von solchen Grausamkeiten hört, und Abscheu gegen die Menschen, die sie verüben konnten?

33) Die freigelassene Schwalbe.

„Mutter, ich habe was; was recht-schönes habe ich in meiner Tasche," rief der kleine Emmerich, und tanzte vor Freuden dazu. Nun, sagte die Mutter, darf man denn nicht wissen, was du hast? „O ja Mutter, du darfst es wohl wissen; eine Schwalbe habe ich; ein allerliebstes Thierchen — Nachbars Christel hat es mir geschenkt — er hat es auf seinem Saale gefangen."

M. Ach so; und da hat er dir das Vögelchen gegeben, daß du es besehen sollst, und sollst es dann wieder lassen fortfliegen?

E. Nein, Mutter, nicht fortfliegen lassen, ich will es behalten! Ich habe einen Käfig (Bauer) auf dem Boden, da will ich das Vögelchen hineinsetzen, und will ihm Brod und Semmel geben.

M. Wirds schwerlich fressen. Diese Vögelchen fangen sich Fliegen und Mücken und andre kleine Thierchen. Und wenn du ihm auch die geben wolltest, es wird sie doch nicht fressen wollen, — es wird traurig seyn, weil es eingesperrt ist. Und dann denke einmal, lieber Emmerich, vielleicht hat das Vögelchen seine Kinder im Neste — wie werden die auf die Mutter oder auf den Vater warten — und nun kann es ihnen nichts bringen, da müssen sie verhungern. „Ach Mutter, sagte Emmerich, das hatte ich nicht bedacht. Nein, die armen Kleinen sollen nicht hungern. Da flieg, sagte er, indem er das Fenster aufmachte, und suche Futter für deine Kinderchen."

Die Mutter lobte ihren Emmerich. „Sieh, sagte sie, hier am Hause ist ein Schwalbennest mit fünf Jungen; es wird dir gewiß mehr Freude machen, wenn du dich zuweilen hinstellst, und zusiehst, wie die Alten den Jungen das Futter zutragen, und wie diese alle die kleinen schwarzen Köpfchen heraus stecken, wenn die Aeltern kommen, und wie jedes dann seine Fliege, oder Wespe empfängt, oder was sich sonst gefunden hat.

Aber Mutter, fragte Emmerich, wenn nun die Thierchen keine Jungen haben, da schadets ihnen ja nicht, wenn man sie fängt; sie werden ja doch gefüttert. —

Kind, antwortete ihm die Mutter, wenn dich nun jemand in ein Haus einsperren wollte, und wollte dir alle Tage Torte und Kuchen und Gebacknes geben, aber du solltest nicht hinaus, du solltest deinen Garten nicht sehen, keinen kleinen Spielgesellschafter haben, keinen Menschen sprechen, du könntest nirgends hin? — „O Mutter, rief Emmerich, da wär ich gewiß sehr traurig. Ach, den armen Thieren wird es gewiß auch so seyn, wenn sie eingesperrt werden. Nein, Mutter, niemals will ich ein Thierchen einsperren!"

Zus. Die armen eingesperrten Vögel, sie dauern mich! Können wir denn ihren Gesang nicht im Freien hören, wo er auch viel angenehmer ist, und nicht so schmetternd für das Ohr.

Vierte Abtheilung.

Neid, Mißgunst, Schadenfreude, Verträglichkeit, Rachsucht.

---

34) Die neidische Karoline.

„Karoline, Karoline! sagte oftmals Frau John zu ihrer Tochter, wenn du deinen Neid nicht ablegst, so wirst du niemals deines Lebens froh werden." — In der That war Karoline ein neidisches Kind. Sie stand so häßlich da, und ihr ganzes Gesicht sahe so verzerrt aus, wenn ein anderes Kind eine hübsche Puppe, oder ein besseres Röckchen hatte, daß man sie kaum ansehen mochte. Es ärgerte sie sogar, wenn von ihren Geschwistern

irgend eines Etwas besser hatte als sie — und wär's auch nur ein Band, oder ein Fächer gewesen.

Karoline wurde groß — sie wurde verheyrathet, und was ihr die Mutter in voraus gesagt hatte, das traf ein — sie war nie froh. Karoline war gesund und doch sahe sie so abgezehrt und gelb aus, als hätte sie eine lange Krankheit ausgestanden. Karoline hatte ihr gutes Auskommen, aber selten sahe man sie vergnügt. „Aber, liebe Karoline, fragte sie ihre jüngere Schwester Luise, da sie einmal nach langer Zeit bei ihr zum Besuch war, was fehlt dir denn nur? ich sehe dich ja niemals recht heiter und vergnügt." — „Ach, sagte sie, wie kann ich vergnügt und froh seyn! Alle Leute, die ich nur ansehe, haben es besser als ich. Da sind unsers Nachbars Töchter — du solltest einmal sehen, was sich die herausputzen können; da ist ein neues Kleid nach dem andern und immer eines schöner wie das andere; — da ist hier der Kaufmann Röder, der baut ein Haus nach dem andern, und hat Geld, er weiß nicht wohin damit, — alle Monat giebt er einen Schmaus, wenn mein Mann kaum alle Jahr einen geben kann; und da ist hier unsere ehemalige Schulfreundin Ernestine, die kann in Kutschen und Karossen fahren, und ich muß zu Fuße gehen! „Ach, setzte sie hinzu, wenn ich nur aus diesem fatalen Orte einmal fortkommen sollte!"

„O liebe Karoline, sagte ihre Schwester, ich bedaure dich von Herzen; aber mit dieser Gemüthsart kannst du freilich nie froh seyn, du magst hinkommen wo du willst,

denn überall wirst du Menschen finden, die es besser haben als du."

Zus. Wie viel glücklicher wäre das neidische Geschöpf gewesen, hätte sie das Glück anderer nicht nur ertragen, sondern sich auch darüber mitfreuen können.

35) Warum war Christian so beliebt?

„Sag mir nur Christian, wie kommts doch, daß dich alle Leute so gern haben? Es ist kein Kindtaufen und keine Hochzeit und kein Schmaus im Dorfe, wo du nicht dabei wärst?" So fragte der Landmann Töffel seinen Nachbar. —

Weiß es fürwahr selbst nicht, Gevatter, antwortete Christian; — ich freue mich, wenns den Leuten wohl geht, und bin so vergnügt darüber, als ob mir es selbst wiederfahren wäre.

„Aber mich bittet doch niemand? fuhr Töffel fort."—

Wenn du nicht willst böse werden, erwiederte ihm Christian, so will ich dir wohl sagen, woher das kommt. Du kannst es immer nicht wohl leiden, wenns andern wohl geht, und wenn ihnen Etwas Gutes wiederfährt: man sieht dir es schon an den Augen an, daß du es ihnen nicht gönnst. Siehst du, da verdirbst du andern die Freude, so gut als dir selbst, und da mögen dich denn die Leute nicht gern haben.

Zus. Menschen, die sich mit uns freuen, und an unserm Glück aufrichtigen Antheil nehmen, haben wir immer gern um uns. — Wer mag ein Gesicht gern neben sich sehen, das uns immer mit Mißgunst betrachtet.

36) Die Schadenfreude.

„Nun noch einen Sprung!" rief der muntere Martin seinen Spielfreunden zu, die mit ihm vor das Thor gegangen waren. Die Knaben waren über einen Graben gesprungen — jetzt wollten sie eben nach Hause gehen. Martin setzte an, sprang, und fiel in den Graben; der Graben war zwar wasserleer, aber der arme Martin war auf ein Paar Steine gefallen, und hatte sich den Arm verstaucht und das Knie wund geschmissen.

„Aeh! das ist recht!" sagte Matthias, ein Knabe von schlechter Gemüthsart. Er freute sich darüber, daß Martin Schaden genommen hatte.

„Pfui schäme dich, du schlechter Junge, antwortete ihm Heinrich, ein sehr verständiger Knabe, daß du dich über den armen Martin freuen kannst. Der arme Schelm ist übel genug daran, und hat vielleicht noch zu Hause Verdruß von seinem Vater." — Alle Kinder wurden über den schadenfrohen Matthias unwillig. Sie sagten ihm, daß er sich fortbegeben sollte, und daß sie niemals wieder mit ihm spielen wollten.

Die Kinder hielten Wort. Wenn sie an schönen Sommertagen fröhlich zum Thor hinaus zogen, mußte Matthias ihnen traurig nachsehen, und allein bleiben, und vor sich spielen.

Sieh, sagte sein Vater zu ihm, der es ihm wohl ansahe, wie gern er unter den Kindern mitgespielt hätte, sieh, so geht es dem Schadenfrohen! Allenthalben wird er von andern ausgestoßen.

Zus. Wer einmal über anderer Schaden sich freuen kann, wird auch wohl darauf ausgehen, andre in Schaden zu bringen. — Der Schadenfrohe ist auch gewöhnlich neidisch, mißgünstig und heimtückisch.

37) Theilnahme erleichtert das Unglück.

Der ehrliche Hans hatte eine schöne Erndte im Felde. Dies war nach drei mühseligen Jahren das erstemal, daß seine Felder, welche er sehr schlecht überkommen hatte, reichlich trugen. Nun rechnete Hans schon nach, wie viel er Schulden abtragen, wie er sich noch ein Paar Kühe kaufen, vielleicht auch ein Pferd anschaffen, und seiner Wirthschaft eine ganz andere Einrichtung geben wollte. Da kam ein Gewitter mit tief herunterhangenden grauen Hagelwolken, und zerschlug dem fleißigen Mann seine schönsten Weizenfelder, indessen die Nachbarn zur Linken und Rechten wenig Schaden hatten.

Alle Nachbarn im Dorfe bedauerten den ehrlichen Hans herzlich: „du armer Schelm, sagten einige, daß es auch gerade dich treffen mußte!“ — andere trösteten und ermahnten ihn, daß er darum den Muth nicht sollte sinken lassen, und fast alle boten ihm Hülfe an, so viel sie ihm derselben geben konnten. — O sagte Hans, so groß auch mein Schade ist, so werd' ich denselben doch weit eher verschmerzen, weil ich sehe, daß mich alle Nachbarn bedauern!

Zus. Wenn ich meinem Mitmenschen auch nicht helfen kann, so kann ich ihm doch meine herzliche Theilnahme beweisen, und auch das ist ihm lieb, und gewährt ihm eine

Art Erleichterung. — Die Unglücklichen klagen oft darüber, daß niemand an ihrem Elend Antheil nehme.

38) Wilhelm der Spötter.

Wilhelm war ein geschickter Knabe, der recht viel für sein Alter gelernt hatte, auch war er oft dienstfertig gegen seine Mitschüler, und that ihnen bald dies, bald jenes zu Gefallen. Dennoch war ihm niemand recht gut. Daran war aber er selbst Schuld.

Wilhelm merkte immer genau darauf, welche Fehler jemand an sich hatte, und spottete darüber. Bald machte er dem kleinen Karl sein Stammeln nach; bald sprach er wie Friedrich durch die Nase; bald hinkte er wie Gottlieb; bald hielt er sich darüber auf, wenn jemand ein Versehen in seinen Arbeiten gemacht hatte, und erwähnte es viele Tage lang. O wie vielen Verdruß machte Wilhelm seinen Mitschülern! Oft trieb er es so arg, daß sie darüber weinen mußten.

Sein Lehrer bat ihn liebreich, er möchte sich doch Mühe geben, diesen häßlichen Fehler abzulegen, und als das nicht bei ihm fruchtete, so wurde Wilhelm einigemal derb gezüchtigt. Aber auch das half nicht. Wilhelm wurde nun zwar behutsamer, und nahm sich in Acht, daß sein Lehrer nicht leicht etwas erfuhr, aber im Grunde war es nichts besser geworden. Wilhelm hatte mit seinen Mitschülern beständigen Zwist und alle waren ihm gram, ja einigemal war es bis dahin gekommen, daß sie ihn derb

ausgeprügelt hatten. Das alles machte den thörichten Knaben nicht klüger.

Eines Tages verspottete er einen größern und stärkern Knaben, den seine Mutter über einer Näscherei beim Honigtopfe ertappt und mit einigen Ohrfeigen bestraft hatte. „Du, sagte er, schmeckten dir die Ohrfeigen gestern auch so gut, als der Honig?“ — Der beleidigte Knabe wurde aufgebracht, und wollte Wilhelmen schlagen. Dieser suchte sich durch Laufen zu retten, und da er eben an einer steinernen Treppe war, so hätte ihn jener fast eingeholt. Schnell wollte Wilhelm die Stufen hinunter — er versah es, fiel die Treppe in der Eil herab und brach das Bein.

Der unglückliche Knabe mußte nach Hause getragen werden. Hier mußte er vier lange schmerzhafte Wochen aushalten, ehe er nur den Fuß ein wenig bewegen durfte, und ehe er wieder ausgehen konnte, dauerte es wohl noch dreimal so lange. „Sieh, wie viel Noth du dir durch deinen Fehler machst, und wie viel Sorge und Kummer und Geldausgaben wir davon haben, sagten ihm seine Aeltern. Wenn du nun nicht einsehen lernst, was das für ein elendes Vergnügen ist, anderer Fehler und Gebrechen zu verspotten, und sie dadurch zu erbittern, so mußt du ein abscheuliches Kind seyn. Dich werden wenig Menschen bedauren, aber uns bedauert man, daß wir einen so häßlichen Knaben zum Sohn haben!“ Wilhelm hatte Zeit genug gehabt, seinen Fehler zu erkennen. Er bereute denselben auf-

richtig, und man sahe, wie viel Mühe er sich von dieser Zeit an gab, denselben abzulegen.

Zus. Frage dich selbst, wenn man dich je verspottet hat, wie weh dirs that? — ob du dem Menschen gut seyn kannst, der deiner spottet? — willst du durch Spott andere reitzen, dich zu hassen? dich zu verabscheuen? Seine Fehler sucht jeder zu verbergen — der Spott zieht sie hervor!

39) Eigensinn und Unverträglichkeit, oder: Franz.

„Was machen wir heute? sagte Franz zu seinen beiden Brüdern Christian und Gottlieb. Es ist so schönes Wetter, und wir haben keine Schule — kommt wir wollen ins Wolfs-Holz und wollen Heidelbeeren suchen. Wir wollen auch Malchen rufen und mitnehmen." — „Laß uns lieber, antworteten ihm die Brüder, nach dem Kalkberg gehen, es hat gestern den ganzen Tag geregnet, und du weißt, wie schlüpfrig und böse der Weg zum Wolfs-Holz ist. Vielleicht kommen wir auch nicht einmal über den Bach, und für Malchen ist dieser Weg auch noch zu weit."

Franz widerstritt seinen Brüdern, was sie sagten; er behauptete, sie hätten Unrecht. Sie wollten ihm nur niemals zu Gefallen leben; der Weg sey recht gut, und Malchen könne wohl noch einmal so weit gehen.

Die Brüder stellten ihm dann vor, daß die Heidelbeeren noch nicht einmal reif wären, denn gestern wär Ludewigs Erdmuthe im Holze gewesen, und habe keine

einzige reife gefunden. — „Komm, lieber Franz, setzten sie hinzu, und sey nicht eigensinnig.“ — Da hatten sie es vollends bei Franzen verdorben; — er nahm das gewaltig übel, daß sie ihn eigensinnig genannt hatten, und was sie auch thaten, ihn zu besänftigen, er hörte nicht darauf: — „ich mag nun gar nicht mit euch gehen,“ sagte Franz, und damit ging er fort.

Die beiden Brüder hielten nun Rath, was sie machen sollten; halb war ihnen die Freude durch Franzen schon verdorben. Sie entschlossen sich aber doch noch, nach dem Kalkberge zu gehen, und Malchen mitzunehmen. Ehe sie weggingen, suchten sie nochmals Franzen auf, aber sie fanden ihn nicht, sie riefen ihn, aber er antwortete nicht. Er wird nicht da seyn, sagten sie, und gingen fort. Sie fanden am Kalkberge rothe und gelbe Steinchen, glatte und runde; sie spielten in dem hellen Bach, der an demselben vorbeifloß, und sie fingen am Bach ein Paar Seejungfern (Wasserjungfern, — Libellen) und auf der Wiese daneben einige bunte Schmetterlinge, die sie besahen und wieder fliegen ließen. Die Zeit war ihnen vergangen, sie wußten nicht wie?

Franz sahe sie scheel an, als sie wieder kamen; „Ihr seyd neidische Jungen, brummte er, ihr habt mich nur nicht mit haben wollen!“ Sie mochten versichern, so viel sie wollten, sie hätten ihn gesucht und gerufen überall, er behauptete, das sey nicht geschehen, und blieb mißvergnügt.

„Wollen wir Verstecken spielen? lieber Franz," sagten die Brüder nach einiger Zeit. Meinethalben, antwortete Franz noch halb mürrisch, aber ich muß mich zuerst verstecken und ihr müßt mich suchen. „Ja, ja, recht gern," antworteten sie. Franz versteckte sich — die Brüder suchten ihn — sie fanden ihn hinter dem Schorstein. — „Ach da bist du ja!" riefen sie, und lachten dazu.

„Na, sagte Franz zu seinen Brüdern, ich will mich noch einmal verstecken, da sollt ihr mich gewiß so bald nicht finden." — Sie waren es zufrieden; sie suchten und fanden ihn aufs neue in einem ledigen Kleiderschranke.

Nun soll sich Christian verstecken, sprach Gottlieb. Franz fing schon wieder an unwillig zu werden, daß er sich nicht noch einmal verstecken sollte, indessen ging es noch so ziemlich gut ab.

Christian wurde gefunden, und nun war die Reihe zum verstecken an Gottlob. O ihr müßt mich zuvor wieder dran lassen; rief Franz. Christian bat ihn, daß er doch erst Gottlob sich verstecken lassen möchte, und Franz brummte aufs neue, aber als er einige Zeit umsonst nach Gottlob gesucht hatte, so hielt er sich nicht länger. „O das ist dumm, sagte er, ich mag nicht mehr spielen, wenn du dich nicht finden lässest." In der That lief er fort; Christian hörte indessen nicht auf zu suchen, und Malchen half ihm. Sie fanden Gottlob in einem großen Korbe, über welchen er ein Tuch gezogen hatte. — Franz maulte.

„Was stößt du mich denn, Eduard?" sagte Franz am andern Morgen zu seinem Mitschüler, der in der Schule neben ihm saß. „Hab ich dich gestoßen? fragte Eduard — o ich habs gewiß nicht gern gethan; nimm es nicht übel." — „Aber du machst es immer so, fuhr Franz voll Aerger ihn an, alle Augenblicke baumelst du mit deinen Füßen; du kannst dich ja in Acht nehmen, unruhiger Junge!" Eduard, der nicht gern stritt, nahm seine Bücher und rückte so weit von Franz weg, als es nur anging. Den ganzen Tag sprachen sie kein Wort wieder mit einander.

„Wer hat mir denn mein Buch hier mit Tinte beschmutzt? Gewiß bist du es gewesen Lebrecht," sagte Franz. Lebrecht war sein Nachbar zur andern Seite. „Du kannst doch mit niemanden Friede halten, antwortete ihm dieser; erst zankst du mit Eduard, und dann mit mir. Du bist ja selbst Schuld an dem Klex. Vorhin nahmst du deine Feder so voll, und da fiel die Tinte heraus; sieh, hier sind noch mehr Flecke — da und da, und sieh auch nur deine Hände an, die sind ja ganz beschmiert — hab ich denn die auch beschmutzt?" — Franz wurde höchst erbittert — er fing an zu schimpfen; — Lebrecht war jähzornig und bat ihn ruhig zu seyn, oder er würde ihn züchtigen. Das brachte den streitsüchtigen Franz so auf, daß er mit einem Buche nach Lebrecht warf. Nun hielt sich dieser auch nicht länger. Da er viel stärker war, so hielt er Franzen die Hände, und gab ihm einige Ohrfeigen. Franz heulte vor Wuth, er

biß,

biß, er stieß mit dem Fuße nach Lebrecht, er wollte ihn mit dem Kopfe zurückstoßen, und stieß in der Blindheit sich an der Ecke der Schultafel ein Loch in den Kopf.

Seht, so machte es Franz fast alle Tage. Wie oft wurde er wegen seiner Unverträglichkeit von seinen Aeltern und Lehrern bestraft. Oft mußte er zu Hause bleiben, oft mußte er in der Schule auf einem Bänkchen allein sitzen, oft wurde er mit Schlägen gezüchtigt, und oft wollte niemand mit ihm spielen. Sagt, ob Franz sich nicht selbst alle Freude verderbte und ob ihn wohl jemand lieb haben, und sein Freund seyn konnte, da er mit allen Händel anfing?

Franz behielt auch als erwachsener Mensch seine Unart. — Mit seinen Nachbarn und Bekannten hatte er alle Augenblicke Streit. Das machte ihm ewigen Aerger und Verdruß, und nie konnte er recht vergnügt seyn. Jeder vermied auch seinen Umgang. Dieser Mensch, sagten alle, die ihn kannten, dieser Mensch ist wie ein beissiger Hund, der alle Leute anfährt und ihnen die Zähne weist — man muß sich vor ihm in Acht nehmen. Franz war nun freilich verständiger geworden, und ärgerte sich zu Zeiten über diesen Fehler, aber es hatte sich derselbe so bei ihm eingewurzelt, daß er ihn beging, ehe er es gedacht hatte.

Zus. Wo Eigensinn ist, da ist auch Unverträglichkeit mit andern. In gleichgültigen Dingen soll man gern nachgeben — aber in sehr wichtigen Dingen, darf man und soll man fest seyn.

40) Die streitsüchtigen Nachbarn; oder: die Rüster im Zaune.

„Nein Nachbar, die Rüster (Ulme) ist mein," sagte Peter etwas heftig zu seinem Nachbar Michel. Ihre beiden Gärten grenzten an einander und in dem Zaune, der die Grenze machte, stand die Rüster, über welche sie sich stritten. Jeder behauptete, der Baum gehöre ihm ganz, und beide wurden erbittert.

Michel war der Nachgiebigere und schlug vor, sie wollten den Baum theilen, aber Peter wollte durchaus davon nichts hören. „Nein, sagte er, der Baum gehört mir und ich will mir schon Recht verschaffen."

Die beiden Nachbarn verklagten einander bei der Obrigkeit. Man ermahnte sie, sie möchten den Baum gütlich theilen. — Michel war willig, aber Peter nicht. „Ich will den Baum ganz haben, durchaus will ich ihn ganz haben," sagte er, und der Proceß ging an. Beide Theile nahmen sich Advocaten an, die ihre Sache ausführen sollten. Der Proceß dauerte ein volles Jahr, ohne daß man wußte wer die Rüster erhalten würde; immer hieß es noch, „ihr müßt den Baum theilen," aber Peter wollte nicht. Seine Frau bat ihn: Lieber Peter, sagte sie, theile doch den Baum; sieh der Proceß kostet dich schon so viel Geld, und hat dir schon so vielen Aerger gemacht — ich hätte lieber den ganzen Baum hingegeben. „Frau, du verstehst das nicht, antwortete Peter unwillig. Ich habe einmal meinen Kopf darauf gesetzt, Michel

soll den Baum nicht haben, nicht einen Zweig, nicht ein Blatt soll er von der Rüster haben."

Der Proceß ging noch einige Zeit fort, und Peter hatte der Unkosten wegen, die er zu bezahlen hatte, viele Schulden machen müssen. Man hatte die Gärten ausgemessen, man hatte Zeugen darüber verhört — das kostete Geld; die Advocaten wollten auch bezahlt seyn, oder wollten Petern nicht mehr dienen. — Zuletzt wollte niemand Petern mehr Geld leihen; jeder war unwillig über seine Unverträglichkeit. Nun konnte Peter den Streit nicht mehr fortsetzen, und der Baum wurde getheilt.

Aber die Leute, von denen Peter geborgt hatte, wollten ihr Geld wieder haben. Peter konnte nicht bezahlen. Man drohete ihm, ihn zu verklagen. Was wollte er machen? — Er mußte den Garten verkaufen, so weh es ihm auch that. Nun erst reuete Petern seine Streitsucht.

Sonst waren seine Kinder so vergnügt gewesen in dem Gärtchen und hatten so manchen rothen Apfel aufgelesen, und die gelben Birnen von dem großen Baume, dicht neben der Rüster, der fast alle Jahre ein Paar Körbe voll gab, hatten immer so schön geschmeckt, und die Kinder hatten immer so fröhlich in dem Garten gespielt und gelärmt — nun durften die armen Kleinen mit keinem Fuße mehr in den Garten, und mußten auf der staubigen Straße und auf dem harten Steinpflaster spielen. — „Ach wenn doch der Garten noch un-

ser wäre, sagten die Kinder betrübt;" und Peters Frau konnte die Thränen nicht zurück halten, so oft sie aus dem Kammerfenster ihres Hauses sahe, wie in dem Garten der Apfelbaum so voll hing, und der Birnbaum geschüttelt wurde, und Peter selbst hatte keine vergnügte Stunde mehr. Er schämte sich vor sich selbst und vor allen Leuten.

O Nachbar, sagte er einmal zu Micheln, mit dem er sich nun wieder vertragen hatte, ich wollte, ich hätte dir den Baum ganz gelassen. — Ach ich wollte es auch, antwortete Michel, so hätte ich mein Stück Acker noch, das ich habe verkaufen müssen, um die Kosten zu bezahlen.

Zusatz. Man hat ein Sprüchwort: ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Proceß — wie viele Leute sind durch Processe arm geworden — und wären sie auch das nicht geworden, so haben sie doch ein unruhiges Leben davon gehabt — sind voll Neid, Mißgunst und Haß geworden gegen andere; voll Erbitterung gegen die Obrigkeit u. s. w.

41) Die beiden Fuhrleute; oder: die Nachgiebigkeit.

Zwei Fuhrleute begegneten sich mit ihren schwerbeladenen Wagen in einem Hohlwege. Jeder forderte von dem andern, er sollte ausweichen. Es kam zu Drohungen, es kam zum Schimpfen und Fluchen, und eben waren sie im Begriff mit den Stielen ihrer

Radehacken einander zu Leibe zu gehen, und hatten sie schon zum Schlagen aufgehoben, als ein vernünftiger Mann vorbeiritt.

„Was wollt ihr da machen, ihr Leute, rief der Mann, wollt ihr euch etwa todt schlagen?“ — Ich mache mir nichts draus, wenn ich den Kerl todt schlage, sagte der eine, warum weicht er nicht aus? — Der andere sagte ohngefähr eben so etwas. — „Wenn ihr so sprecht, sagte der Mann in einem kalten Tone, so könnt ihr hier noch ein Paar Stunden euch schimpfen und zanken, und euch blutige Köpfe schlagen. Vielleicht schlägt auch einer den andern todt oder verwundet ihn so gefährlich, daß sie euch beide mit euern Pferden und Wagen in Verhaft nehmen. Wenn ihr aber vernünftig seyd, so könnt ihr in einer halben Stunde aus dem Hohlwege heraus seyn.“ — Nun macht was ihr wollt. Mit diesen Worten ritt der Mann fort.

Wir sind wohl Narren, daß wir uns hier zanken und prügeln wollen, fing der eine an, wir kommen damit doch nicht aus dem Hohlwege — einer muß ausweichen. Komm, hilf mir, ich will meinen Wagen mit den Pferden zurückziehen. — Es ist auch wahr, sprach der andere — warte, ich will meine Pferde mit hinter deinen Wagen anspannen, daß sie mit zurückziehen helfen. Sie thaten, was sie gesagt hatten, und in einer halben Stunde waren sie beide aus dem Hohlwege.

Zus. Ein altes Sprichwort sagt: „der Klügste giebt nach!“ — Will keiner in Fällen, wo einer so

viel Recht und Grund hat, wie der andre, nachgeben, wie soll man auseinander kommen? — Es ist großer Unverstand und böse Hartnäckigkeit, da nicht nachgeben, wo doch von einer Seite nachgegeben werden muß.

42) Die beiden Mägde, oder die Feindseligkeit erschwert das Leben, aber Eintracht und Wohlwollen erleichtern es.

Zwei Mägde, die in einem Hause dienten, lebten beständig mit einander in Feindseligkeit. Alles, was sie nur wußten und konnten, thaten sie einander zuwider, und keine half der andern bei ihren Arbeiten. Hatte die eine ein Versehen gemacht, so freute sich die andere darüber, und sagte es der Herrschaft, bei welcher sie immer einander verklagten, und hatte die eine etwa ein kleines Geschenk von jemandem erhalten, so ärgerte sich die andere. Konnte eine der andern ihre Arbeit erschweren, oder einen Verdruß machen, oder einen Schaden zufügen, so that sie es gewiß. Da wurden sie nun zuletzt so erbittert auf einander, daß sie sich ohne Aerger kaum ansehen konnten, und ihr Dienst wurde ihnen noch einmal so schwer. Jede wünschte daher, daß nur erst ihre Dienstzeit um seyn möchte, um aus einem so traurigen Leben heraus zu kommen, und doch wäre jede gern bei der Herrschaft geblieben; und wußte wohl, daß sie gewiß keine bessere bekommen würde — jede sagte: ein solches Leben ist nicht auszuhalten, und doch hörten sie nicht auf feindselig zu seyn.

Ehe noch die Dienstzeit verflossen war, wurde die älteste von beiden vor Aerger krank — so krank, daß sie mehrere Wochen im Bette liegen mußte, und daß der Arzt an ihrem Aufkommen zweifelte. Da that es nun beiden leid, daß sie einander so gehaßt hatten, und hatten sich das Leben so sauer gemacht.

„Ich werde wohl bald sterben, sagte die Kranke an einem Abend einmal zu der andern, ach vergieb mir doch alles, liebe Marie, was ich dir zu Leide gethan habe!" Das rührte die andere, sie fiel der Kranken um den Hals: „Vergieb mirs auch Elisabeth, rief sie schluchzend, ich habe dich ja krank gemacht, durch den letzten Aerger!" — Da versöhnten sich die beiden Leute.

Marie pflegte die Kranke von dieser Zeit an sehr sorgfältig; wohl zehnmal kam sie des Tags vor das Bette derselben, und fragte ob ihr etwas fehle, oder ob es jetzt ein bischen besser gehe, oder ob sie ihr die Arznei bringen sollte. Da fingen sich nun beide an zu lieben. —

Elisabeth genaß nach einigen Wochen, und konnte ihren Dienst wieder verrichten. Wie viel besser ging es jetzt mit allen Arbeiten! Jede suchte der andern alles zu erleichtern, und alles zu verhüten, was ihr unangenehm hätte seyn können. Ihr Dienst war ihnen noch zehnmal leichter als sonst, und keine dachte mehr daran, sich eine andere Herrschaft zu suchen. — Wenn am Abend ihre Arbeiten fertig waren, oder wenn sie am Spinnrade saßen, erzählten sie sich etwas, und

verplauderten die Zeit so angenehm, daß sie nicht wußten, wie sie hinging. — „Was sind wir für Närrinnen gewesen! sagten sie dann wohl zuweilen: so gut hätten wirs immer haben können!“

Zus. Wie oft entstehen Feindseligkeiten aus den geringfügigsten Kleinigkeiten — aus einem Worte. — Man muß gleich im Anfange dieselben beizulegen suchen — je länger sie fortdauern, desto unheilbarer werden sie.

43) Rachsucht und Edelmuth; oder: Karl und Luise.

Sieh einmal Karl, was ich für einen schönen Schmetterling gefangen habe, sagte die kleine Luise zu ihrem Bruder. Er saß da an dem Rittersporn, da schlich ich mich sachte hinzu, und erwischte ihn. „O, o! rief Karl, das ist der Schwalbenschwanz, den mußt du mir geben!“ Nein Karl, sprach Luise, ich gebe ihn dir nicht; du spießest das arme Thier nur auf eine Nadel auf; sieh, und das thut mir so weh, wenn es da so viel Tage zappelt, und mit den Flügeln schlägt, und kann doch nicht sterben.

Karl wurde böse. Luise versprach ihm alles gern zu geben, was sie hatte, nur den Schmetterling nicht; sie bat ihn, er möge sich das Thierchen besehen so lange er wollte, das sey ja eben so gut, als ob ers hätte — es half nichts. „Ich will mich schon rächen,“ sagte Karl, und lief fort.

Luise dachte, Karl würde seinen Unwillen schon wieder vergessen, aber Karl war im ersten Aerger hingelaufen, und hatte den kleinen niedlichen Kanarienvogel zum Fenster lassen hinausfliegen, welchen Luischen erst vor ein Paar Monaten von ihrer Tante zum Geschenk bekommen hatte. Sie hatte das Vögelchen sehr lieb gehabt, weil es so zahm und kirre war. Es pickte ihr aus den Fingern das Stückchen Zucker, was sie ihm vorhielt, es kam auf ihre Schulter geflogen, wenn sie es rief, und es ließ sich gern von ihr greifen und streicheln.

„O Karl, sagte die sanfte Luise, als sie erfuhr, was er gethan hatte, kannst du so rachsüchtig seyn?" — Sie beweinte den hülflosen Vogel, welcher draußen sich nicht würde erhalten können. Die Leute im Hause sahen Karln voll Unwillen an: das ist häßlich, sagten sie zu ihm, und droheten alle, es dem Vater zu sagen. Aber Luischen bat sie zu schweigen; „ich bekomme ihn ja doch dadurch nicht wieder, sagte sie, und es würde mir nur noch weher thun, wenn Karl geschlagen würde!" Sie ging in den Garten, um zu sehen, ob ihr lieber Vogel da wäre; und alle Leute im Hause suchten ihn in der Nachbarschaft, und überall, aber er war nirgends zu finden.

Nach einigen Stunden kam Karl zu seiner Schwester. „Ach Luischen, sagte er voll Angst, was soll ich anfangen? Ich habe dem Vater sein schönes Trinkglas zerbrochen, und er wird nun bald zu Hause kommen. Du weißt, wie lieb er das Glas hat; hilf mir liebes Luischen, ich will dir niemals wieder etwas — — — —

Eben trat der Vater herein. Heftig fragte er: „wer hat mir mein Trinkglas zerschmissen?“ Ihr habt doch gewußt, wie lieb es mir war! Bestürzt sahen die Kinder einander an, sie merkten wohl an dem Tone, in welchem der Vater sprach, was zu fürchten stand. — „Vater, fing zitternd das vortreffliche Mädchen an, und sahe bittend zu dem Vater auf, vergieb es mir; ich habe dir dein Glas“ — — — „Nein Vater, nein, fiel Karl ein, ich bins gewesen!“ — Das edle Betragen seiner Schwester hatte ihn so gerührt, daß er seinen Fehler würde gestanden haben, und wenn er die größte Strafe hätte fürchten müssen. Weinend gestand er nun auch dem Vater, daß er Luischens kleinen Vogel zum Fenster hätte hinaus gelassen, und wie Luise alle Leute gebeten hätte es zu verschweigen.

„O das ist abscheulich, rief der Vater, — du wärst werth, daß ich dich aus dem Hause stieße, bis du den Vogel wieder brächtest.“ — „Vergieb es ihm doch, lieber Vater, bat schmeichelnd Luise, er hat es nicht bedacht, und es war ihm gewiß gleich wieder leid.“ Gerührt schloß der Vater sein gutes Kind in die Arme. „Um deinetwillen, mein gutes Kind, sagte er, will ich ihm verzeihen, und um deswillen, weil er erkennt, wie du so gut gegen ihn bist. Bleib so, mein liebes Mädchen, und thue immer denjenigen Gutes, die dir Böses thun!“

Wie beschämt, wie niedergeschlagen war Karl! Er fiel Luisen wehmüthig um den Hals, und konnte vor Schluchzen kein Wort sagen. — „Ich verstehe

wohl, mein Sohn, sagte der Vater, was du deiner Schwester sagen möchtest. Jezt siehst du selbst, wie abscheulich es ist, rachsüchtig zu seyn!"

Zusatz. Die Rachlust ist nichts anders, als Lust den Beleidiger wieder zu beleidigen. — Wenn jeder jede Beleidigung rächen will, so werden die Beleidigungen unendlich. — Ein großmüthiges Herz verzeiht lieber, und ein sanftes auch.

44) Großmuth gegen Feinde; oder: der edle Ibrahim.

In Spanien hatte Gusmann den braven Omar, des ehrwürdigen alten Ibrahim einzigen Sohn, in einem Streite umgebracht. Eiligst mußte Gusmann fliehen, denn er hatte zu besorgen, daß ihn die Nachsetzenden ereilen und zur Strafe an die Obrigkeit ausliefern möchten. Gusmann war durch seine Flucht erschöpft. Athemlos und bleich blieb er vor einem Garten stehen, und wandte seine lezten Kräfte daran, über die hohe Mauer in den Garten zu kommen. Hier fand er den Herrn des Gartens, einen bejahrten Greis, in einem dunkeln Bogengange allein, und bat ihn um Aufnahme und um Schuz. Ich habe jemanden unglücklicher Weise erschlagen, sagte er ihm, und man verfolgt mich. — Der Herr des Gartens nahm ihn gütig auf. „Ich will dich verbergen, sagte er ihm, so lange ich kann."

Bald darauf wurde der Herr hinausgerufen von einem alten Mütterchen. Bis zu seiner Wiederkunft verschloß er seinen Gast ins Gartenhaus, damit ihn niemand sehen möchte. Drei lange Stunden mußte

Gusmann harren, ehe der Greis wieder kam. Er kam endlich, mit tiefer Betrübniß auf seinem Gesicht, „Grausamer Mann, sagte er zu ihm, es ist mein Sohn, mein einziger Sohn, den du erschlagen hast. Sieh, du bist in meiner Gewalt, ich könnte mich rächen, aber es ist edler, seinem Feinde verzeihen und ihm wohlthun. Flieh — mein bestes Pferd ist für dich gesattelt und erwartet dich am Gartenthor. Hier ist ein Beutel mit Gold — nimm nicht den Weg nach dem Ufer der See zu, denn dort sucht man dich schon, aber nach Toledo*) wirst du sicher entkommen können."

Gusmann entfernte sich, und entkam seinen Verfolgern; aber schwer lag auf seinem Gewissen die Reue, den Sohn eines so edlen Greises erschlagen zu haben.

Zusatz. Selbst den Feinden, die uns weh gethan haben, wohlthun, das ist ein hoher Grad von Tugend, und Güte des Herzens. — Das kleinliche Herz will sich an den Feinden rächen.

Fünfte Abtheilung.

Ungerechtigkeit, Betrug, Ehrlichkeit, Billigkeit.

---

45) Der ungerechte Richter.

In Haßelfeld war ein Richter, der demjenigen allemal Recht sprach, welcher ihm Geschenke gegeben hatte,

*) eine Stadt in Spanien.

oder welcher der Angesehenste und Vornehmste unter den beiden streitenden Partheien war. Viele Leute, die durch ihn um das Ihrige gekommen waren, seufzten über den ungerechten Mann. Da kam es vor den Fürsten, wie vielen Leuten der Richter Unrecht thäte, und der Fürst ließ ihn, nachdem alles untersucht war, von seinem Amte absetzen.

Nun erfuhr dieser Mann, wie sehr ihn alle verabscheueten — niemand wollte ihn aufnehmen, niemand bedauerte ihn. Sein ganzes Vermögen hatte der Fürst einziehen und denjenigen geben lassen, welche durch ihn arm geworden waren. Da mußte er nun betteln, um nur ein Stück Brod für seinen Hunger zu erhalten, denn niemand wollte ihn zu seinen Geschäften haben, und die kleinste Sache ihm anvertrauen. Nicht einmal einen kleinen Schreiberdienst, um den er anhielt, konnte er erhalten. Zuletzt mußte er noch in ein fremdes Land ziehen, wo ihn niemand kannte, und jämmerlich sein Leben beschließen.

Zusatz. Man handelt ungerecht, wenn man andern entzieht, was ihnen gehört; tadelt, wo man loben, lobt, wo man tadeln sollte; verachtet, was Achtung verdiente — gute Eigenschaften, Tugenden, nicht anerkennt u. s. w.

46) Der betrügerische Gastwirth; oder: Lohn des Betruges.

Ein Gastwirth in England war dadurch sehr wohlhabend geworden, daß viele vornehme und reiche Herr-

schaften bei ihm einkehrten, und sehr gut von ihm bedient wurden. — Einst kam ein sehr vornehmer Herr aus Frankreich, welchen der König dieses Landes an den König von England abschickte. Dieser kehrte auch bei diesem Gastwirth mit allen seinen Leuten ein, aber wie erstaunte er, als ihm mehrere hundert Thaler für eine einzige Mahlzeit abgefordert wurden. Der fremde Herr glaubte, für ihn schicke es sich nicht, mit dem Wirth zu dingen, und bezahlte ihm die Forderung. Aber er machte den Vorfall bekannt, und das erregte bei allen einen so allgemeinen Unwillen, daß niemand mehr bei diesem Manne einkehrte. In wenigen Jahren war der Gastwirth verarmt, und mußte sein Haus und Hof verkaufen. Jetzt bereuete er, aber zu spät, seine Ungerechtigkeit.

Zus. Der Betrüger wird bald als ein solcher bekannt werden, und verliert dann gewöhnlich die Vortheile, die er zu erhalten gedachte. Durch Ehrlichkeit im Handel und Wandel sind manche wohlhabender geworden, als sie es durch allen Betrug hätten werden können.

47) Oft macht Betrug eher arm als reich; oder: der Kaufmann Merz.

Der Kaufmann Merz in dem kleinen Städtchen Hallberg glaubte durch Betrug am schnellsten wohlhabend und reich zu werden. Wenn man eine Elle Zeug von ihm kaufte, so fehlte meist ein Paar Zoll breit daran; nahm man Zucker und Kaffee und andere Waa-

ren, so war es niemals richtig gewogen. Ueberdem ließ er sich seine Waaren fast immer etwas theurer bezahlen, als andere, oder er gab schlechtere Waare.

Nicht lange dauerte es, so war dieser Mann überall als ein betrügerischer Kaufmann bekannt, und jeden, der etwas kaufen wollte, warnte man, daß er ja nicht zu Merzen gehen möchte. Sein Laden war immer ledig. Er sahe nun wohl ein, daß er durch Betrug nicht reich werden könnte. Jetzt wollte er ehrlich seyn; er kaufte die besten Waaren ein, er wollte richtiges Maaß und Gewicht halten, und niemand übertheuern, aber er hatte das Zutrauen aller Leute verloren.

Er beredete einigemal einige Nachbarn, ihm wieder abzukaufen, und diese sagten es andern, wie zufrieden sie mit ihm wären. „Wir gehen doch nicht wieder zu ihm, hieß es dann, er will die Käufer damit nur anlocken, damit er sie hintennach desto ärger betrügen kann." — Kurz, der Kaufmann Merz wurde nicht durch Betrug reich, aber wohl war er durch denselben arm geworden.

Zus. In diesem Falle ist es leicht zu begreifen, warum: Unrecht Gut nicht gedeiht. Ein Betrüger verliert Zutrauen und Ehre zugleich.

48) Der billige und ehrliche Obsthändler.

Nicht weit von diesem Kaufmanne wohnte ein sehr wohlhabender Obsthändler.

Dieser Mann hatte sehr klein im Handel angefangen, aber er war stets ehrlich und billig gewesen, und

dadurch hatte er sich geholfen. Er suchte das schlechte Obst von dem guten aus, und verkaufte nun jedes allein, so niedrig im Preise, als er nur immer konnte. Wenn er einmal sagte, diese oder jene Art Aepfel sey gut und haltbar, oder es sey gebrochenes Obst, oder zum Kochen oder Backen tauglich, so konnte man sich sicher darauf verlassen. Alle Welt kaufte von diesem Manne Obst.

In wenigen Jahren hatte er so viel verdient, daß er große Gärten pachten, und sein Obst in vielen Wagen voll, nach den benachbarten großen Städten schicken konnte, und ob er wohl zuletzt viel mehr Obst hatte, als die andern Händler zusammen genommen, so hatte er es doch immer viel früher verkauft, weil ihm jedermann gern abkaufte.

Zus. Man findet noch täglich Fälle von Menschen, die mit Wenigem oder mit gar Nichts anfingen, und doch durch Ehrlichkeit, in Verbindung mit Thätigkeit und Ordnung, in Wohlstand gekommen sind.

49) Herr Erich; oder: man muß auch mit seinem Schaden ehrlich seyn.

Herr Erich, ein bemittelter Bürger, blätterte aus Zeitvertreib eines Sonntags einmal in einem Buche, in welches sein Vater verschiedene Nachrichten eingeschrieben hatte. Zufällig war es ihm in die Hände gefallen. Da fand er unter andern, daß einer der Freunde

sei-

seines Vaters demselben tausend Thaler zum Aufheben während seiner Reise gegeben hätte. Sein Vater war einige Jahre darauf gestorben, und der Freund war niemals von seiner Reise zurückgekommen, ja man wußte sogar nicht einmal, wo derselbe geblieben war. Aus allen Umständen ersahe er so viel, daß das Geld nicht zurück gezahlt sey, und daß außer ihm selbst, wohl schwerlich jemand darum wissen möchte. — Herr Erich sahe also zu seinem Erstaunen, daß er tausend Thaler schuldig sey, nur daß er jetzt nicht wußte, an wen er sie zu zahlen hatte. Indessen konnte er so viel Geld nicht wohl hergeben, ohne sich in seinem Hauswesen großen Schaden zu thun. —

„Wie, wenn du nun das Geld behieltest? dachte Herr Erich bei sich selbst, der Freund des Vaters ist sicher längst todt, und außer ihm weiß gewiß niemand mehr um diese Sache, und so wird keiner das Geld jemals wieder einfordern können. — Aber es wäre doch schändlich, wenn du das Geld behalten wolltest; es wäre ja so gut als gestohlen. — Genug, daß ich weiß, das Geld gehört nicht mir. — Es soll bezahlt werden.“ —

Herr Erich suchte die tausend Thaler zusammen zu bringen, und gab sich dann alle Mühe, die Familie ausfindig zu machen, welche der Freund seines Vaters hinterlassen hatte. Sie war schon seit Jahren aus dem Orte weggezogen, und niemand wußte wohin? Einige seiner Bekannten, denen er den Vorfall erzählt hatte,

meinten, nun könne er ja wohl das Geld behalten, da er nicht einmal wisse, wo sich diese Leute aufhielten, welchen er es zu zahlen hätte. „Nein, sagte Herr Erich, es ist meine Schuldigkeit sie ausfindig zu machen."

Herr Erich fand sie endlich — es war die Wittwe des Weggekommenen mit zwei Töchtern. Er erkundigte sich erst nach allen ihren Umständen, um gewiß zu seyn, ob es die Familie sey, welche er suche, und dann brachte er ihnen die frohe Nachricht, daß er ihr tausend Thaler zu zahlen habe.

Wie sehr erstaunten diese Leute. Seit mehrern Jahren hatten sie in bitterer Armuth gelebt, und sich sehr kümmerlich behelfen müssen. Jetzt aber waren sie besonders in großer Sorge. Der Wirth, dem sie ein halb Jahr Miethe schuldig waren, wollte ihnen ihre Paar Betten und Kleider nehmen, und sie alsdann zum Hause hinauswerfen, und sie wußten nicht, wer sie wieder aufnehmen würde. Nun war ihnen auf einmal geholfen.

„Seht ihr wohl, sagte Herr Erich zu seinen Bekannten, als er wieder zu Hause war, daß ich die Leute aufsuchen mußte? Ich wäre ja sonst an allem Elend Schuld gewesen, welches sie betroffen hätte!"

Zus. Es wäre ein sehr schlechtes Verdienst, nur dann ehrlich seyn zu wollen, wo es mit unserm Vortheil geschehen könnte. Auf diese Weise würde auch wohl noch ein Spitzbube ehrlich seyn.

50) Armuth und Ehrlichkeit.

„Lieber Herr, schenken Sie mir doch eine Kleinigkeit für meine kranke Mutter," sagte ein armer Junge zu einem vorübergehenden reichen Herrn. Der Herr griff in seine Tasche und gab ihm ein Stück Geld. — Der Knabe sahe das empfangene Geld mit großen Augen an, und man konnte es auf seinem Gesichte lesen, wie sehr er sich wunderte. „Oh, rief er, da bin ich auf einmal reich!" — Bald darauf schien er sich aber zu besinnen, und nach einigen Augenblicken lief er eiligst hinter dem Herrn her.

„Lieber Herr," sagte er, als er ihn eingeholt hatte, „Sie haben mir das wohl nicht geben wollen?" mit diesen Worten reichte er das Geld hin, was er von dem Herrn empfangen hatte — es war ein Goldstück.

„Mein Sohn, warum hast du es nicht behalten?" fragte der Herr. „O es wäre ja nicht Recht gewesen, antwortete beschämt der ehrliche Knabe, wenn ich nicht gewiß wußte, daß Sie mir so viel hätten geben wollen. „Redliche Seele, sagte der Herr, wer bist du?"

Der Knabe erzählte ihm, daß er der Sohn einer armen Wittwe sey, die krank zu Hause läge, und deren sich niemand annähme. Da müßte er gute Menschen ansprechen, damit die Mutter nicht vor Hunger und Elend umkäme. „Ach, sagte der Knabe mit Thränen, sonst durft' ich nicht betteln, als die Mutter noch arbeiten konnte!"

„Komm, mein Sohn, sprach der gute Herr, dem der ehrliche Knabe dauerte, komm, führe mich zu deiner Mutter."

Der Knabe führte ihn in das kleine armselige Stübchen, worin die Mutter lag, die einen so guten und ehrlichen Sohn hatte. Der Herr erkundigte sich nach allem und als er fand, daß die Mutter eben so gut war, als ihr Sohn, so ließ er ihr Pflege und Wartung geben, und schickte ihr einen Arzt. Für den Knaben sorgte er auch, und ließ ihn unterrichten, und wie er herangewachsen war, so mußte er die Landwirthschaft erlernen, und wurde Oberaufseher über alle Güter des Herrn.

Zus. Die Unvorsichtigkeit und Uebereilungen anderer, benutzt kein ehrliches Herz.

51) Auch in der grössesten Noth sey ehrlich und redlich.

Ein armer, sehr armer Mann, der von vieler Noth gedrückt wurde, ging, da er sich auf keine andere Weise mehr helfen konnte, in der Dämmerung durch die Gassen der Stadt, um gutherzige Menschen um eine kleine Gabe zu bitten.

Zu Hause hatte der bekümmerte Mann ein krankes Weib und drei hungrige, nackte Kinder. Der Becker wollte ihm kein Brod mehr borgen, der Hauswirth wollte bezahlt seyn; verdienen konnte er nicht so viel, als die Seinigen brauchten, und die wenigen Kleider, Betten und selbst die Hemden, die er gehabt hatte, waren schon längst verkauft.

In tiefen, tiefen Gedanken über seine traurigen Umstände ging der Mann dicht an den Häusern hin, und wenn ein Mensch kam, den er hätte bitten können, so hatte er das Herz nicht. „Ach, sagte er, das Betteln wird mir sehr schwer!“

Ein Paarmal gingen einige Menschen vorüber, die er anreden wollte, aber er stand und stammelte einige unvernehmliche Worte und zitterte, und lief hochroth an im Gesicht. Die Menschen sahen ihn an und gingen weiter.

O Gott, seufzte der Mann, woher werde ich den Muth nehmen zu betteln! — Kaum getraute er sich das Wort „betteln“ vor sich selbst auszusprechen.

Eben wollte er jetzt um die Ecke der Straße in eine andere Gasse umbeugen, als er mit dem Fuße an etwas stieß, was einen klirrenden Klang von sich gab. Das machte ihn aufmerksam — er sahe nach, und er fand einen Beutel mit Golde ganz voll gefüllt.

Freudig hob der Mann den Beutel auf. „Nun, rief er, bin ich aus aller Noth!“ — Aber die Freude ließ bald nach, denn jetzt fiel es ihm ein, daß dies Geld ihm nicht gehöre. „Ach, sagte er nun, indem er den Beutel ansah, ich wär' freilich auf einmal aus aller Noth, wenn du mein wärst; aber ich darf dich ja nicht behalten!“

Der Mann trug den Beutel traurig nach Hause. Wie er hier nun sein krankes Weib und seine nackten Kinder sahe, da kam er fast in Versuchung das Geld

zu behalten. — Aber es war ihm als rief ihm jemand zu: „es ist nicht recht; es ist nicht dein!" — „Nein, sagte der Mann, und wenn ich umkommen sollte, ich behalte das Geld nicht."

Mit schnellen Schritten ging er zu dem Becker, und flehete so lange, bis er noch ein Brod bekam.

Den andern Tag wurde schon überall nach dem Beutel gefragt, und der ehrliche Arme trug ihn zum Eigenthümer, und sagte, wie er ihn gefunden habe. — Man sahe es an dem elenden und dürftigen Anzuge wohl, wie arm er seyn mußte, man fragte ihn nach seinen Umständen, und man wunderte sich, daß er bey so großer Noth dennoch das Geld nicht behalten habe. — „O es wär' ja so schlimm wie gestohlen gewesen, sagte der ehrliche Mensch, und ich würde dann auch nie ruhig geworden seyn!"

Der, welcher das Geld verloren hatte, war ein braver Mann. Er gab dem ehrlichen Finder nicht nur eine hübsche Summe zur Erkenntlichkeit, sondern half demselben auch auf alle Weise, um ihn in bessere Umstände zu bringen.

Zus. Erst dann, wenn man auch in großer Noth — wo die Versuchung groß war — ehrlich handelt, weiß man gewiß, daß man ehrlich ist. — Die Noth ist kein Grund unehrlich zu seyn — Das Sprichwort: „Noth leidet kein Gebot;" ist in sehr vielen Fällen nicht wahr; sonst hätte jeder Mensch ein Recht zu stehlen, so bald er in Noth wäre.

52) Die ehrliche Magd.

In einem Hause kam des Nachts Fe er aus. Alles lief herbei zu löschen und zu retten, und viele Hände waren beschäftigt, den unglücklichen Besitzern des Hauses die Sachen herausschaffen zu helfen.

Am andern Tage, da die Abgebrannten ihre Sachen nachsahen, fehlte ihnen gar mancherlei, was sie doch wirklich aus dem Feuer gerettet hatten, sie wußten aber nicht mehr, wem sie dasselbe anvertraut hatten.

Am empfindlichsten war ihnen der Verlust eines Beutels mit hundert Thaler, sie hatten ihn in der Angst einer Magd gegeben, die sie nicht kannten, und auf welche sie sich nicht wieder besinnen konnten.

Die meisten von den weggekommenen Sachen erhielten diese Leute nicht wieder, denn diejenigen, welche sie an sich genommen hatten, waren auch schlecht genug, sie zu behalten. Aber die hundert Thaler bekamen sie wieder, denn die Magd war ehrlich. Eine andere Magd hatte sie zwar zu bereden gesucht, das Geld zu behalten, allein sie ließ sich durch all ihr Zureden nicht in ihrer Ehrlichkeit wankend machen. „Nein, sagte sie, das Geld ist ja nicht mein — es wäre so schlimm, als ob ich es gestohlen hätte, wenn ich es behielte."

Die Eigenthümer des Geldes wollten der ehrlichen Magd eine Belohnung geben, aber sie nahm dieselbe nicht an. „Es ist ja meine Schuldigkeit, sagte sie, daß ich Ihnen das Geld wieder gebe, es hat mir ja nicht gehört."

Zusatz. Darf man gefundene Sachen behalten, wenn man noch irgend hoffen darf, den Eigenthümer auszumitteln? — darf man borgen, wenn man fürchten muß, daß man nie werde wieder bezahlen können? —

53) Man muß sein Unrecht wieder gut zu machen suchen!

Ein Mann hatte eine Geldeinnahme für seinen Fürsten zu besorgen, in dessen Diensten er war. Der Mann bekam nur einen sehr geringen Gehalt, von welchem er kaum mit seiner Familie leben konnte, aber dennoch betrog er den Fürsten nicht, so leicht er es auch gekonnt hätte, ohne Gefahr entdeckt zu werden.

Ein einzigesmal jedoch, da der Mann in sehr großer Noth war, und da er fast nichts mehr zu essen hatte, ließ er sich verleiten, die Geldkasse um einen Thaler zu betrügen.

Nach einiger Zeit bekam dieser Mann einen Dienst bei einem andern Herrn, für welchen er besser besoldet wurde, obgleich er auch nichts übrig hatte. Hier war die erste Sorge des Mannes, den Thaler wieder zu erstatten, den er sich ehedem durch Betrug zugeeignet hatte. Er war dies gleich damals Willens gewesen, als er dieses Geld nahm, aber er hatte nie so viel erübrigen können. Jetzt konnte er es.

Der Mann überschickte den Thaler an einen seiner vorigen Vorgesetzten, der über die damals von ihm verwaltete Einnahme die Aufsicht hatte, und legte noch einige Groschen als Zinsen bei.

In einem Briefe, welchen er mitschickte, betheuerte er, daß ihn nur die äußerste Noth hätte bewegen können Unrecht zu thun, und daß er über diesen Thaler nie wäre ruhig geworden! Dies sey der erste Thaler, den er erübriget hätte, und mit welchem er hierdurch sein Unrecht gut machen wollte.

Zus. Und wenn ich auch nur unvorsätzlich jemand Unrecht gethan hätte, z. B. mehr Geld von ihm genommen, als mir gehört, und ich entdecke es nachmals, soll ich es nicht wiedererstatten?

54) Der reiche Verpächter; oder: die Billigkeit.

Der fleißige Martin im Dorfe Hohlstein, hatte sich ein halbes Hüfchen Feld von einem reichen Manne gepachtet. Es war aber die Bedingung bei dem Pachte gemacht, daß der Eigenthümer von seinem Pachtgelde nie etwas zu erlassen gehalten seyn sollte, wenn auch Martin Miswachs oder Hagelbeschädigungen auf dem Felde hätte.

Gleich im ersten Jahre des Pachts kam ein Gewitter mit großen Schloßen und mit gewaltigem Regen, und auf der ganzen halben Hufe, welche Martin gepachtet hatte, blieb fast kein Halm.

Martin klagte dem Verpächter seine Noth. — „So arg dachte ich nicht, sagte er, daß es kommen könnte. Und nun gerade gleich im ersten Jahre! Wenn Sie mir nicht etwas erlassen, so bin ich ein

unglücklicher Mann, und muß mit Frau und Kindern zum Dorfe hinaus."

Martin, sagte der reiche Herr, ich könnte freilich wohl fordern, daß Ihr mich bezahltet, und wenn Ihr nicht wolltet, so könnte ich Euch darüber verklagen und Euch alle Eure Sachen wegnehmen lassen — aber ich bin nicht so hart, ich will billig gegen Euch seyn. Ihr sollt mir dieses Jahr gar keinen Pacht abtragen, und wenn ihr Euch in einigen Jahren etwas geholfen habt, so sollt Ihr mir für dieses Jahr nur halb so viel geben, als wir ausgemacht haben. Seyd Ihr damit zufrieden?

Martin war völlig damit zufrieden. Da er unermüdet fleißig war, und die künftigen Erndten sehr gut ausfielen, so half er sich wieder, zahlte die Summe, die er dem Verpächter schuldig war, und rühmte die Billigkeit desselben.

Mit der Zeit pachtete Martin alle Felder dieses Mannes, und beide kamen mit einander recht gut zurecht.

„Wenn ich damals nicht so billig gegen Martin gewesen wäre," sagte der Feldbesitzer, „so hätte ich jetzt keinen so guten Pächter gehabt. Der arme Mann hätte mit dem Bettelstabe davon gehen müssen, ich hätte kein Geld bekommen, und wer weiß, wie es ihm gegangen wäre. An allen seinem Unglück wär ich dann Schuld gewesen."

Zusatz. Ich kann von jemand, der durch Unglücksfälle an der Wiederbezahlung verhindert wird, mein dargeliehenes Geld verlangen, — von jemand, der mir Waaren

abgekauft hat, jetzt in der drückenden Noth, wo er kaum das Brodkorn zu kaufen im Stande ist, mein Geld — es ist recht, aber ist es denn auch billig?

Sechste Abtheilung.

Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Lügen, Heuchelei, Verläumdung, Geschwätzigkeit — Schmeichelei, Argwohn.

---

55) Das wahrhaftige Kind; oder: der aufrichtige Jakob.

Anstatt in die Schule zu gehen, hatte der wilde Wilhelm eines Tages mit ungesitteten Knaben einen ganzen Nachmittag vor dem Thore herumgeschwärmt, und hatte in den Hecken nach Vogelnestern gesucht und Maikäfer gefangen. Wilhelms Aeltern mochten wohl Ursach haben, Verdacht zu schöpfen. Sie fragten ihren Sohn, ob er auch wirklich in der Schule gewesen sey? und da derselbe nichts gestehen wollte, so nahmen sie sich vor, den kleinen Jakob darüber zu fragen, von welchem sie wußten, daß er gewiß darin gewesen sey.

Wilhelm bat seinen kleinen Freund Jakob, ihn ja nicht bei seinen Aeltern zu verrathen. Sieh, sagte er, ich werde alsdann sicher zu Hause gestraft, vorzüglich darum, weil ich den Vater belogen habe.

„Aber, lieber Wilhelm, antwortete ihm Jakob,

willst du denn wohl, daß ich lügen soll, wenn mich dein Vater fragt?"

Wilhelm bat — er versprach ihm seinen großen Husaren, oder sein neues Kegelspiel; er drohete ihm nie wieder gut zu seyn, aber Jakob ließ sich in seinem Vorsatze nicht irre machen. „Du weißt, wie lieb ich dich habe, sagte er, aber ich darf ja dir zu Liebe nichts Unrechts thun. Sieh, ich will mich hüten, daß mich dein Vater nicht zu sehen bekommt, aber wenn er mich sieht, und fragt mich, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich will dir einen Rath geben, Wilhelm, setzte er hinzu, gestehe doch deinen Fehler deinem Vater lieber selbst."

Wilhelm ging unwillig von seinem kleinen Freunde Jakob weg, und gestand dem Vater nichts. Jakob nahm sich sehr in Acht, daß ihn derselbe nicht gewahr würde, aber nach einigen Tagen konnte er es doch nicht vermeiden. Jakob gestand es ihm, daß Wilhelm den einen Nachmittag nicht in der Schule gewesen sey. — Sagt, hätte es Jakob nicht lieber sollen verschweigen?

Zus. Wer die Wahrheit immer liebt und sagt, ist wahrhaftig — auch der ist es, welcher sein gegebenes Wort hält. — — Versprechen und halten, steht fein bei Jungen und Alten. —

56) Der verschwiegene Jakob.

Wilhelm war wegen seiner Unart von dem Vater gezüchtigt worden, und Jakob wußte es wohl. Nun wollte aber ein anderer Knabe auch gern wissen, ob Wilhelm vom Vater gestraft sey, und konnte doch

nichts erfahren. Hätte dieser Knabe es erfahren, so hätte er es auch gewiß allen Knaben bekannt gemacht und Wilhelm wäre dann vielleicht von ihnen verspottet worden. — Er kam und schmeichelte sich an Jakob an: „Lieber Jakob, nicht wahr? gestern hat Wilhelm tüchtige Prügel von seinem Vater bekommen?" Geh hin und frage seinen Vater, antwortete Jakob, der wird dir es am besten sagen können. Der Knabe bat ihn sehr lange und inständig, aber er erfuhr nichts, Jakob blieb bei seiner Antwort.

Warum wollte denn Jakob jetzt nicht sagen was er wußte?

Zus. Wer keine wichtige Sache verschweigen kann; — wer zum Nachtheil anderer wiedersagt, was er leicht hätte verschweigen können, und auch sollen — ist plauderhaft — schwatzhaft — ein Schwätzer. — Was heißt das: nicht reinen Mund halten?

57) Der aufrichtige Gottfried.

„Wer hat unter meinen Papieren auf meiner Stube gestört?" fragte ziemlich unwillig Herr Tischbein seine Kinder. — Er hatte es ihnen streng verboten, nichts von seinen Büchern und Schriften anzurühren; und gerade jetzt fehlte ihm ein wichtiges beschriebenes Blatt, und er merkte an allen Umständen, daß jemand bei seinen Sachen gewesen sey.

Vater, fing Gottfried an, vergieb es mir, ich bins gewesen. Ich wollte mahlen, und suchte weißes Pa-

pier — ich will es gewiß nicht wieder thun. „Eigentlich verdientest du Strafe, antwortete ihm der Vater, aber weil du so aufrichtig bist, will ich dir es vergeben!“ Zum Glück fand sich auch das Blatt wieder, was Gottfried bei seinem Suchen verworfen hatte.

Zusatz. Die Aufrichtigkeit äußert sich sowohl in Worten, als in Handlungen. — Wer die Wahrheit entstellt — wer sich freundlicher, wohlwollender stellt, als er ist, ist nicht aufrichtig, und gewöhnlich falsch.

58) Töffel; oder: dem Lügner trauet man nicht.

Der Bauer Töffel war in seinem ganzen Dorfe als ein Lügner bekannt, und darum glaubte ihm niemand, was er auch sagen mochte.

Töffel war eines Tages zu Markte gewesen und hatte einen großen Wagen voll Korn verkauft, und einen schönen Thaler Geld darans gelöst. Es fing schon an zu dämmern, als er mit mehrern Bauern aus seinem Dorfe wieder zu Hause war — da entdeckte er mit Entsetzen, daß ihm sein Beutel fehle, in welchen er alles eingenommene Geld gesteckt hatte. „O liebe Nachbarn,“ sagte Töffel, „mir ist ein großes Unglück begegnet, ich habe alles mein Geld verloren. Kommt, helft mir suchen. Vor einer Viertelstunde habe ich es noch gehabt!“

„Daß wir doch keine Narren wären und dir glaubten,“ sagten die Bauern, suche du einen andern anzu-

führen. Töffel betheuerte hoch und sehr, daß er diesmal nicht lüge. O mein Gott, glaubt mir nur diesmal, sagte er, ihr sollt mir nie wieder glauben, wenn ich jezt nicht wahr rede. — „Wir kennen dich schon in dem Stück, antworteten die Bauern kaltsinnig, und zogen mit ihren Pferden ins Dorf hinein.

Töffel mußte allein suchen, er sahe nach allen Seiten hin, und besah jedes Stückchen Erde — aber freilich wurde es immer dunkler, und Töffel fand seinen Beutel nicht. Er lief nach Haus, und holte sich eine Laterne, er lief den Weg wohl zehnmal hin und her, aber er fand den Beutel nicht wieder. Töffel war um dreißig Thaler ärmer.

„Ach hätten mir die Nachbarn nur geglaubt und hätten mit gesucht," sagte Töffel, „so hätte ich gewiß mein Geld wiedergefunden. — Anfangs war es noch helle, und unter so vielen würde den Beutel doch einer gesehen haben; mich machte zulezt die Angst so verwirrt, daß ich gar nichts mehr sah."

„Du hast es dir selbst zuzuschreiben, sagte ihm einer von seinen Bekannten, wenn dir niemand glaubt; warum lügst du auch immer?"

Töffel schwieg beschämt stille. Er fühlte den Verlust der dreißig Thaler ein ganzes Jahr, denn er hatte mancherlei Dinge mit denselben bezahlen wollen. Er hütete sich auch seit dieser Zeit sehr, eine Lüge zu sagen, aber dennoch wollte ihm niemand wieder trauen.

Zusatz. Wer einmal stiehlt ist immer ein Dieb, sagt das Sprichwort; so ist es auch mit dem Lügner. — Man mißtraut immer demselben, denn man weiß nie recht, wie man mit ihm daran ist. — Jederman fühlt, daß es entehrend ist, zu lügen. — Ein Lügner ist ein schändlicher Mensch.

59) Wilhelm; oder: der Heuchler.

„Wo sind die zwei Aprikosen hingekommen, von dem jungen Bäumchen am Gartenhause, welches zum erstenmale trug,“ fragte Herr Horn seinen Wilhelm, „ich hätte so gern gewußt, von welcher Sorte dieselben wären?“ — So? sagte Wilhelm, sind Aprikosen an dem Baume gewesen? — das habe ich gar nicht gewußt, aber das glaube ich ganz gewiß, daß sie Töffel hat — (Töffel war der Sohn des Tagelöhners) er schlich gestern und vorgestern immer bei dem Bäumchen umher.

„Gieb mir doch einmal einige kleine Münze, aus deinem Sparbeutel,“ sagte Herr Horn zu Wilhelm. — Wilhelm antwortete, ich habe kein Geld. „Nun? wo hast du es denn gelassen?“ hieß es darauf. O Vater, erwiederte Wilhelm, das kann ich dir in der That nicht sagen! Nach mancherlei dringenden Fragen ließ Wilhelm merken, daß er den ganzen Beutel voll Geld einem armen Weibe gegeben habe, welches zwei Kinder, eins an der Hand und eins am Arme gehabt und sehr krank ausgesehen hätte — Der Vater freute sich über seinen

Sohn,

Sohn, ob er ihm gleich empfahl, daß er auch im Geben bedachtsam zu Werke gehen müsse.

„Warum bist du nicht im Garten bei deinen Spielfreunden?" fragte ein andermal der Vater. „Ja, war Wilhelms Antwort, ich wollte gern mit meinen Arbeiten fertig werden, die ich morgen unserm Lehrer bringen soll." — Man kann denken, daß der Vater mit der Antwort des Sohnes sehr zufrieden war.

„Wilhelm, woher hast du denn die Beschädigung am Kopfe bekommen?" fragte der Vater seinen Sohn bald darauf. „O, antwortete Wilhelm, da hätte ich können sehr unglücklich seyn! — An Renners Hause wird das Dach gedeckt, und da wollten sie eben ein Stück Schornstein herunter werfen. Unten auf der Straße war ein kleines Kind, das sie gewiß todt geworfen hätten. Ich sprang hinzu, und führte das Kind fort, aber ein Stück Kalk traf mich doch noch am Kopf!" — Wie innig freute sich der Vater über seinen guten Sohn, und wie lobte er ihn. In seiner Freude rief er die Mutter, und erzählte ihr Wilhelms gute That.

Eine alte brave Magd, welche schon lange bei Wilhelms Vater diente, hatte mit Verwundrung angehört, was Wilhelm von seiner Beschädigung am Kopfe erzählte. „Nein, das wird zu arg, dachte sie, das darfst du nicht verschweigen." „Hern Horn, fing sie an, ich könnte es nicht verantworten, wenn ich es verschweigen — — — doch nein, ich kanns Ihnen

auch unmöglich sagen, es wird Ihnen gar zu weh thun," — Nun Christel, was habt ihr denn, sagte Herr Horn? —

Die gute Person wollte es ihrem Herrn nicht gern geradezu sagen. „Mein Gott, fuhr sie fort, ich muß es sagen. Wilhelm lügt Ihnen vor — die Verwundung am Kopfe hat er nicht an Renners Hause erhalten, ich weiß es besser."

Nach vielen Fragen und Antworten ergab sich, daß Wilhelm einen armen Knaben auf der Straße geneckt, daß er mit Steinen nach den bloßen Beinen des Knaben geworfen, daß er ihn mit einer Peitsche gehauen, und bei den Haaren gezauset habe. Der schwächere Knabe habe ihn gebeten, ihn doch ruhig gehen zu lassen, aber umsonst. Endlich habe er sich nicht anders wehren können, als daß er mit Steinen nach Wilhelm geworfen habe, und von einem dieser Würfe sey die Wunde. Ich habe es alles selbst gesehen, sagte die Magd, ich wollte meinen eigenen Augen nicht trauen.

„Wilhelm, rief der Vater mit starker Stimme, Wilhelm, ist das wahr? — Wilhelm stammelte und stotterte etwas her; — er wurde bleich, er fing an zu zittern — er schlug die Augen nieder, und war in sehr großer Angst. „Bube, rief der Vater, dein Gewissen verräth dich, aber ich will erst weiter untersuchen."

Der Vater untersuchte, und fand alles so, wie die ehrliche Magd ausgesagt hatte; aber er fand leider noch mehr — auch die Aprikosen hatte Wilhelm ge-

nommen, Töffel war jene Tage gar nicht im Garten gewesen, — sein Geld hatte er nicht einem armen Weibe geschenkt, sondern er hatte es in Kuchen und Zuckerwerk vernascht, und statt auf der Stube seine Ausarbeitungen zu machen, hatte er Eselsköpfe gemahlt, die er andern Kindern den Tag darauf heimlich auf den Rücken geklebt hatte.

„Mutter, rief Herr Horn seiner Frau zu, wie er alles und noch viel mehr böses heraus hatte, Mutter, wir sind sehr unglückliche Aeltern! Es ist das Schlimmste, was wir erleben konnten; der boshafte Bube ist der ärgste Heuchler und hat es schon weit in der Verstellung gebracht. O ich Thor, daß ich dem Bösewicht die größte Aufrichtigkeit zutrauen konnte!“

Was sollten die unglücklichen Aeltern mit einem so fürchterlich bösen Kinde machen? — Wenn Züchtigung noch helfen kann, sprach der Vater, und wenns die ärgste wäre, daran solls nicht fehlen. — Er drehete einen Strick zusammen, und geisselte den jungen Bösewicht aufs äußerste.

Vier Wochen sperrte ihn der Vater ein, und gab ihm viele Arbeiten auf, damit er nicht Zeit hätte auf Bosheiten zu denken. — „Noch vier solcher Bübereien, als diese sind, sagte der Vater, so stoß ich dich zum Hause und zur Stadt hinaus, damit du nicht andere Kinder durch dein Beispiel verführst!“

Ob Wilhelm sich gebessert habe, kann man nicht wissen. Zwar hat man in vielen Jahren kein solches

Bubenstück wieder von ihm erfahren, aber vielleicht war blos die Furcht Ursache davon, daß der Vater seine Drohung wahr machen würde. Von einem Menschen, der sich so verstellen konnte, kann man vielleicht nie mit Sicherheit wissen, ob er sich gebessert habe.

Zus. Ein Heuchler lügt in Worten und Werken, und stellt sich immer tugendhaft, rein, schuldlos, wiewohl sein Herz schlecht, häßlich ist. Er ist tückisch, heimlich, u. s. w. — Ein Heuchler ist ein fürchterlicher Mensch.

60) Heuchelei und Bosheit und Mord.

Wollt ihr eine fürchterliche Geschichte hören, wie weit es ein Heuchler in der Bosheit bringen kann? — Hier ist eine.

Ein junger Mensch von funfzehn Jahren verlor durch den Tod seine beiden Aeltern. Immer hatten sie geglaubt, er sey ein guter Sohn, weil er bei den Bosheiten, welche er verübte, sich immer so unschuldig zu stellen wußte, als wäre er ganz unfähig dergleichen zu begehen, und immer ward derselbe in seinen Bosheiten um so frecher, je mehr er dieselben verheimlichen lernte.

Sein Onkel, ein redlicher alter Greis, welcher mit einem ebenfalls alten Bedienten zusammen lebte, nahm den jungen Menschen zu sich, welcher sonst vielleicht von aller Welt wäre verlassen gewesen. Der junge Bösewicht betrog den redlichen Mann ebenfalls eine lange Zeit, und erhielt so viele Wohlthaten von dem-

selben, als er von seinen eigenen Aeltern nicht erhalten hatte. Jemehr der Bube auch hier sah, daß seine Bosheit unentdeckt blieb, desto dreister wurde er in Begehung derselben.

Nach einiger Zeit fing der ehrliche Onkel doch an zu merken, daß der Knabe wohl so gut geartet nicht sey, als er sich stellte, und verdoppelte daher seine Wachsamkeit über denselben. War er zuweilen einige Tage seiner Geschäfte wegen aus dem Hause, so übergab er dem alten Bedienten die Aufsicht über den Knaben, welche derselbe auch so genau führte, daß es demselben nicht möglich war, eine Bosheit zu verüben. Der Knabe, welcher sich in seinen so lange gewohnten Bubenstücken gehindert, und in seiner Heuchelei entdecket sahe, warf vorzüglich auf den alten Bedienten, aber auch auf den Onkel einen tödtlichen Haß, und rächte sich auf eine sehr überlegte, aber schreckliche Weise.

Der Bediente pflegte die Haare, welche er sich des Morgens auskämmte, alle auf einen abgelegenen Winkel zu werfen. Diese sammlete der Knabe, legte sie in Ordnung, und hob sie auf. Dann stahl er dem Bedienten das Taschenmesser, und versteckte sich unter dem Bette des Onkels. Als dieser eingeschlafen war, so kroch er hervor, und stieß seinem treuen Wohlthäter das Messer in die Brust, und wie die Hände des sterbenden Alten noch zuckten, so steckte er ihm in dieselben die Büschel Haare, die er gesammelt hatte. So hatte es nun den Anschein, als ob der Bediente den

Alten ermordet und dieser ihm noch, beim Kampf um sein Leben, die Haare ausgerissen hätte. Dieser wurde auch, da ohnehin niemand den Knaben in Verdacht hatte, ins Gefängniß gesetzt, und so lange gemartert, bis er aus Angst und Schmerz sich zu diesem Mord bekannte. Der Unschuldige wurde nun gerädert.

Da diesem Ungeheuer auch diese That gelungen war, so beging er der Bosheiten von ähnlicher Art mehrere. Bei einer derselben wurde er ergriffen, und da gestand er, ehe er noch mit dem Rade hingerichtet wurde, den Mord seines Onkels.

Zus. Vielleicht brachte es der junge Bösewicht nur darum, so schnell, so weit, weil er anfangs mit seinen Lügen und mit seinem Heucheln so gut durchkam.

61) Jungfer Eichhorst; oder: die Verleumderin.

Von allen Leuten wußte die Jungfer Eichhorsten Böses zu sprechen, aber nie hörte man, daß sie von einem einzigen Menschen etwas Gutes sprach, selbst von ihren nächsten Verwandten nicht. Jungfer Eichhorsten war eine Verleumderin. Den einen beschrieb sie als einen dummen und einfältigen; den andern als einen eiteln und stolzen Menschen; diesen als einen Säufer; und jenen als einen Verschwender. Dies Mädchen hieß sie eine Putznärrin, die jeden Dreier für Staat hingäbe; und jene Frau war eine schlechte Wirthin, die keine Suppe zu kochen wußte. Diese und jene Eheleute lebten nach ihrer Beschrei-

bung wie Hund und Katze mit einander, und ihre Kinder wuchsen auf, wie die wilden Ranken; und jene hatten ihr Vermögen durch Betrug und Ungerechtigkeiten erhalten.

Damit sie nun immer recht viel zu verleumden hatte, so merkte sie genau auf alles, was andere Leute thaten, und spähete es aus. Dann trug sie es aus, und suchte es recht bekannt zu machen, und stellte es viel böser und häßlicher vor, als es war, oder erzählte es auf eine solche Weise, daß auch die unschuldigsten Dinge sehr abscheulich heraus kamen. Zu Zeiten ersann sie auch wohl Dinge von andern, und betheuerte dann, daß sie wahr wären.

Ein sehr angesehener Mann traf sie einst in einer großen Gesellschaft, in welcher sie alle Anwesende verleumdete, auf welche das Gespräch kam.

„Das ist wahr, fing dieser Mann an, nachdem er eine Zeitlang sehr aufmerksam schien zugehört zu haben, das ist wahr, Sie haben eine große Fertigkeit von allen Menschen Böses zu sprechen. Sie verdienten, daß man Sie zum Zimmer hinauswürfe, und daß Sie nie zu einer Gesellschaft besserer Menschen zugezogen würden. Der Mann drohete ihr, daß er allen Personen Nachricht geben wollte, welche von ihr so eben wären verleumdet worden, sie möchte es dann auch zu beweisen suchen, wenn sie deswegen verklagt würde.“

Denkt euch, wie verwirrt und niedergeschlagen, dieses elende Mädchen seyn mußte, da ihre schlechte

Gemüthsart so öffentlich beschimpft wurde. Sie hatte den Muth nicht, ein einziges Wort dagegen zu sagen. Sie entfernte sich den Augenblick, und ließ sich von dieser Zeit an fast niemals mehr in Gesellschaften sehen. Niemand verlangte sie auch bei sich zu haben, so sehr war sie wegen ihrer bösen Zunge verhaßt und gefürchtet.

Alle Leute lobten den Mann, der ihr so öffentlich ihre schlechten Gesinnungen vorgehalten hatte — das ist, sagten sie, der verdiente Lohn der Verleumdung!

Zus. Der Verleumder nimmt anfangs andern das Vertrauen seiner Mitmenschen — zuletzt verliert er es aber selbst, und jemehr er verleumdet, desto allgemeiner wird er verächtlich.

62) Jungfer Rehlanden; oder: die Schwätzerin.

„Um Gotteswillen, Bruder, was fehlt dir?" Mit diesen Worten empfing Jungfer Rehlanden ihren Bruder, dem sie die Haushaltung besorgen mußte. Herr Rehland trat bleich und verstört im Gesicht und fast ohne Athmen in die Stube hinein und kaum hatte er so viel Kraft, daß er sich aufrecht erhalten konnte. Ganz erschöpft schwankte er nach einem Lehnstuhle hin: „Das ist mein Tod!" keuchte er, indem er ohnmächtig in den Stuhl sank.

„Hülfe! Hülfe! schrie die Schwester, mein armer Bruder stirbt!" — man holte Wasser, man

lief nach Aerzten, und mit vieler Mühe wurde der Mann wieder zu sich selbst gebracht.

„Wovon haben Sie denn diesen Zufall?“ fragte ihn der Arzt, nachdem er sich im Bette, wohin man ihn brachte, einigermaaßen erholt hatte. — „Aerger!“ antwortete er mit matter Stimme. Der Arzt verschrieb die nöthigen Arzeneien, empfahl seiner Schwester die sorgfältigste Pflege, und machte Hoffnung, daß es in einigen Tagen etwas besser gehen könnte. Herr Rehland wurde von seiner Schwester aufs beste verpflegt, aber er sprach kein Wort mit ihr. Nach einigen Tagen, als er ein wenig besser zu seyn schien, da fragte sie ihn, wer denn Schuld an seinem Aerger sey? — „Deine unselige Plauderhaftigkeit, antwortete er, ist Schuld daran! Hast du nicht alles der Frau Hellfeld wieder erzählt, was ich dir von des jungen Körners gottlosen Streichen neulich sagte? — Der Mensch hat das wieder erfahren, und stellt mich deswegen öffentlich bei dem Hofrath Herrman vor der ganzen Gesellschaft zur Rede. Ich soll es ihm beweisen, sagt er, daß er gottlos sey, er droht mich zu verklagen, er nennt mich einen schlechten Menschen. — O mein Gott, ich sterbe, wenn ich daran denke! Sieh, und das hab ich alles nur dir zu verdanken. Du bist wahrscheinlich die Ursach meines Todes!“

Das arme Mädchen ging weinend und zitternd im ganzen Hause umher — „Ach Gott, wenn mein Bruder stirbt, so bin ich Schuld daran,“ sagte sie. Sie

dachte an allen Verdruß, den sie von ihrer Geschwäzzigkeit schon vielfältig gehabt hatte, — sie erinnerte sich, wie sie mit so vielen Bekannten deswegen schon uneins geworden wäre, und so manche Freundin verloren hätte: „O! warum lern ich denn nicht schweigen, rief sie aus, ich mache mir selbst, und so vielen andern Aerger und Streit und gewiß werde ich mir noch alle Welt zu Feinden machen.“

Herr Rehland wurde nach einer langen Krankheit wieder gesund. „Ach Bruder, bat sie ihn jezt, vergieb mir meinen Fehler!“ — „Gern, gern, antwortete er, aber um Gotteswillen, plaudere nicht alles aus, was du hörst; die kleinsten Dinge können unsäglich viel Unheil anrichten, wenn man seine Zunge nicht zu beherrschen weiß.“

Die Jungfer Rehlanden legte seit dieser Zeit ihren Fehler ab, aber dennoch nannten sie alle, die sie kannten, meistens nur das Klatschmaul, und nahmen sich sehr in Acht viel mit ihr zu sprechen.

Sie merkte wohl, wie mistrauisch jedermann gegen sie war, und es kränkte sie sehr. „Ach ich habe es ja verdient, seufzte sie dann, das alles ist die Schuld meiner Geschwäzigkeit!“

Zusatz. Wie unsäglich viel Unheil kann auch ein einziges schlechtbewahrtes Wort anrichten; wie viel Streit, Beleidigungen, Feindschaft erzeugen? wie viel Mißtrauen! — Unter Menschen, die man nicht näher kennt, soll man vorzüglich seine Worte bewachen.

63) Herr Spielberg; oder: der Schmeichler.

Fast gegen alle Menschen stellte sich Herr Spielberg, als ob er sie sehr liebe und schäze, obwohl sein Herz davon nichts wußte; vorzüglich betrug er sich gegen diejenigen so, welche sehr angesehene oder reiche Leute waren, und ihm bei Gelegenheit viel hätten nüzen oder schaden können! Alles, was sie anging, das lobte und bewunderte er, und schien ganz entzückt darüber zu seyn. Bei jeder Gelegenheit, auch bei der kleinsten, wußte er eine Menge von Dingen zu sagen, wodurch er ihnen gefällig werden wollte — er wollte sich einschmeicheln.

Hatte jemand ein neues Kleid an, so hieß es: „O das ist ein allerliebstes Kleid, was Sie da anhaben, werthe Madam, oder theuerster Freund! Wie schön es Ihnen steht! In der That, Sie haben recht vortrefflich gewählt!“ — War er bei jemanden zu Tische, so hatte ihm noch nie eine Suppe so gut geschmeckt, so hatte er in langer Zeit kein so schönes Rindfleisch, und keinen so zarten Braten gegessen, und keinen so herrlichen Wein getrunken. — Sprach jemand etwas, und wenn es die gleichgültigsten Dinge waren, so bewunderte er das, er fand alles wahr, alles schön, und wenn jemand scherzte, so schien er über die vortrefflichen Einfälle gar nicht aus dem Lachen kommen zu können. Trug ihm jemand den kleinsten Dienst auf, so schäzte er sich deswegen unendlich glücklich, und that, als wür-

de er für den andern gern alles hingeben, was er hätte, wenn es verlangt würde. Hatte jemand einmal einem Armen ein Paar Dreier gegeben, so rühmte er seine Freigebigkeit und wünschte, daß alle Leute so wohlthätig seyn möchten. Selbst an den schlechtesten Leuten wußte er Tugenden aufzufinden, die er loben konnte. Wenn sie grob waren, so nannte er das Aufrichtigkeit, und wenn sie andere verleumdeten, so erstaunte er darüber, wie sie alles so genau bemerkten.

So machte es Herr Spielberg in allen Dingen, aber er meinte es doch niemals so, wie er sprach. Er wollte nur haben, daß ihn die Leute recht oft zu Tische nöthigten, oder sonst ihm dienen sollten, wo sie seinen Nutzen befördern konnten.

Es gelang ihm aber doch nicht an allen Orten. Bei einigen eiteln und stolzen Leuten war er wohl sehr gern gesehen, aber die andern verachteten ihn als einen falschen Menschen, und er verfehlte also doch größtentheils seine Absicht, auf diese Weise beliebt zu werden. Ja einigemale begegnete es ihm, daß er von mehreren Leuten wegen seiner Schmeicheleien getadelt wurde.

„Herr, was hilft Ihnen alles das Loben und Bewundern, und die Kratzfüße und die Komplimente," sagte ihm einmal ein alter und aufrichtiger Mann, „Sie werden höchstens nur Narren damit betrügen! — Ich bin so alt geworden, aber ich habe noch niemals gesehen, daß es ein Schmeichler mit seinen Künsten lange getrieben hätte."

Zus. Nicht nur andern, sondern auch denjenigen, welchen er eigentlich geschmeichelt hat, die es gern hörten, wird der Schmeichler früh genug verächtlich — denn aus welcher Absicht schmeichelt er?

64) Herr Valentin; oder: man muß die Fehler anderer nicht immer so schlimm deuten.

Eine viel bessere Gesinnung als die Verläumderin Eichhorsten, von welcher vorhin erzählt ist, hatte Herr Valentin. Es war ihm unangenehm, von anderer Fehlern, auch wenn sie bekannt waren, viel sprechen zu hören, und er suchte sie zu entschuldigen, so gut es nach den Umständen nur immer anging. —

Man erzählte: gestern sey Meister Siegfried sehr betrunken nach Hause gekommen, und man sprach davon, wie abscheulich das wäre. „Ei, sagte Hr. Valentin, so arg wirds ja nicht seyn. Meister Siegfried kann freilich nicht viel vertragen, wenn er nur ein Gläschen mehr trinkt, so taumelt er schon. Andere trinken vielleicht sechsmal so viel, und stehen noch fest auf ihren Füßen. Man darf es dem Manne nicht so sehr zurechnen; — er kommt überdies auch wenig aus dem Hause.“

Man sprach davon, daß sein Nachbar ein Grobian sey, der alle Leute anfahre. „Freilich, sagte Herr Valentin, der Mann ist wohl barsch (rauh), aber ich weiß doch, daß er es so böse nicht meint; sonst ist es ein ganz guter und ehrlicher Mann, auf den man sich verlassen kann, ich komme recht gut mit ihm aus.“

„Es giebt doch keine knickerigere, filzigere Frau, als die Frau Bertranden. Ihre armen Kinder sind zu bedauren, die müssen beinahe hungern." — Thut der Frau nicht zu sehr Unrecht, sprach Valentin, es wird ihr wahrlich recht schwer, mit ihrer Familie durchzukommen, und sie muß ja wohl alles aufs genaueste einrichten. Ihr solltet nur einmal sehen, was für eine fleißige und ordentliche Frau sie ist, und wie in ihrem Hause alles so nett und sauber aussieht, Ihr würdet Euch gewiß darüber freuen!

„Aber mit Hrn. Buttler ist doch gar kein Auskommen. Mit dem kleinsten Worte darf man es bei ihm versehen, so fährt er gleich auf, und wird heftig. "Wir haben ja alle unsere Fehler, sprach Herr Valentin — es wird ihm freilich bald warm vor der Stirn, aber er ist doch auch wieder ein sehr gefälliger und dienstfertiger Mann, und gegen die Armen sehr wohlthätig.

Aber wie kommts nur, Herr Valentin, fragte ihn einmal jemand, daß Sie alle Welt entschuldigen? „Wie es kommt, antwortete Herr Valentin. — Ich meine immer, was so gewöhnlich von den Fehlern der Mitmenschen erzählt wird, ist ein wenig übertrieben, und wird größer gemacht, als es ist. Jeder setzt ein bischen zu, und da scheint es denn freilich sehr böse. Wenn man die Sachen recht ansieht, so geht immer etwas davon ab. Und dann meine ich auch, es sey gar nicht hübsch, immer nur die Fehler andrer Leute anzuführen, man sollte ja vielmehr wohl auch auf das Gute sehen,

was sie an sich haben, da würde gewiß nicht so viel Verleumdung in der Welt seyn! Es ist doch recht häßlich, wenn man immer nur den andern verlästern, aber niemals seine Tugenden rühmen will."

Mit diesen Gesinnungen war Herr Valentin allen werth, die ihn kannten. Das ist ein sehr guter Mann, sagten die Leute, der gewiß von niemandem Böses spricht!

Zus. Billig ist es doch, nicht blos nach einigen Fehlern seinen Mitmenschen zu beurtheilen, und seine guten Seiten ganz zu übersehen.

65) Der argwöhnische Peter.

„Vater, rief der kleine Peter weinerlich, mein Kräusel ist fort, mein schöner bunter Kräusel! gewiß hat ihn Anton versteckt, oder hat ihn verloren." — Woher weißt du denn das, daß ihn Anton hat? fragte der Vater. — Peter wußte es eigentlich nicht, aber er glaubte es doch — Er hatte aber den guten Anton mit Unrecht im Verdacht. Was sollte ich denn mit deinem Kräusel machen, sagte Anton; ich habe ja meinen. Aber du denkst immer gleich böses von andern. Sieh nur auf dem Saale zu, da hast du ja gestern mit dem Kräusel gespielt.

Peter suchte — Anton half ihm. Der Kräusel fand sich unter einem Schranke, und nun that es Petern leid, daß er seinen Bruder in unrechtem Verdacht gehabt hatte.

„Vater! — meine schöne Nelken! sagte schluchzend Peter — — — sind alle verwüstet. Das hat

kein anderer Mensch gethan, als Nachbars Christel! O der häßliche Junge, ich will ihm in meinem Leben nicht wieder gut seyn! Er hat es gewiß aus Rachsucht gethan, weil ich ihm die schöne große Bandnelke nicht habe geben wollen!" — Peter, sagte der Vater, es ist freilich betrübt, daß deine lieben Nelken verwüstet sind, allein schäme dich, daß du so übereilt Christeln die Schuld giebst. Vorgestern am Abend standen alle deine Nelken noch sehr schön, und gestern ist Christel mit seinem Vater ganz früh schon verreist und wird erst in einigen Tagen wieder kommen.

Der Vater sahe selbst nach, und es war kein Zweifel, daß ein Schwein auf das Nelkenbeet gekommen, und auf demselben gefressen und gewühlt hatte, aber wie sich hernach fand, so war Peter sogar selbst Schuld daran, denn er hatte gestern die Gartenthür nicht wieder zugemacht, als er aus dem Garten gegangen war. — „O ich habe ihm Unrecht gethan, dem guten Christel!" sagte Peter verlegen.

Drei Wochen konnte Peter seinen kleinen Freund Fritz, mit dem er immer am liebsten spielte, kaum ansehen. Er spielte nicht mit ihm, wenn er zu ihm kam, sprach nicht mit ihm, und er ging nicht zu ihm. Fritz fragte ihn: „habe ich dir etwas zu leide gethan, lieber Peter? — Du bist ja so wunderlich gegen mich?" — Ach geh nur! antwortete Peter dann, und entfernte sich.

Aber Peter, was hast du nur gegen deinen Fritz? fragte der Vater, du thust ja gar nicht mehr so gut mit

ihm,

ihm, wie sonst. — Vater, antwortete Peter, ich kann ihn nicht mehr leiden. Mein schönes Bilderbuch ist schon lange fort, und niemand kann es haben, als Fritz, denn er hat immer darin geblättert, so oft er da gewesen ist. „Peter, Peter! sagte der Vater, wenn du dich nur nicht wieder einmal irrst! Fritz ist ja sonst ein sehr gutes Kind, und hat dir nie etwas genommen.“ Peter meinte, er irre sich nicht, Fritz müsse das Buch haben.

Nach ein Paar Tagen fand der Vater das Bilderbuch wieder bei seinem Sohne. — „Nun Peter, sagte er, wo ist denn das Buch wieder hergekommen? hat es denn Fritz gehabt?“ Peter war sehr beschämt. Er stotterte so etwas her; Ludwig hätte das Buch von ihm geborgt, wie eben mehrere Kinder da gewesen wären, mit denen er gespielt hätte, darüber hätte er es dann vergessen, wo es geblieben sey. — Der Vater sagte weiter nichts, als: „Peter, werde doch einmal vernünftig!“

Peter fand auf dem Wege nach der Schule eine schöne Raupe; sie war grün und goldglänzend gestreift. „Ah, rief er vor Freuden, das muß ein schöner Schmetterling werden!“ machte sich eine Düte aus Papier, und steckte die Raupe hinein.

Die Schule war aus, Peter wollte nach Hause gehen, und sogleich seine Raupe in ein Schächtelchen setzen, damit sie sich einspinnen könnte, aber erst wollte er sie doch noch besehen, und rief auch die andern Kinder herbei. „Ich habe eine prächtige Raupe, rief er — kommt, ihr sollt sie alle sehn!“

Peter machte seine Düte auf, aber es war keine Raupe darin. Einige Kinder lachten — andere sagten, du willst wohl nur spaßen, Peter? — „Ich spaße nicht, rief Peter ärgerlich — aber ich weiß wohl, wer meine Raupe hat. Es hat niemand den ganzen Vormittag neben mir gesessen, als Gottfried.“ Du wirst doch nicht denken, daß ich ein Dieb bin? sagte Gottfried hitzig zu Petern. Alle Kinder meinten, Gottfried werde ihm die Raupe sicher nicht genommen haben. Ich weiß wohl, was ich denke, antwortete Peter; es hat doch niemand weiter neben mir gesessen.

Die beiden Knaben geriethen in Streit, und am Ende rauften sie sich bei den Haaren. — So haltet doch, schrie ein verständiger Knabe, — die Raupe muß sich verkrochen haben, und wird sich gewiß wieder finden! — Nun suchten die Kinder, indessen Peter und Gottfried sich noch immer balgten, und fanden die Raupe in einer Fensterecke. Die Düte war nicht fest zugemacht gewesen, und die Raupe war herausgekrochen.

Pfui schäme dich, Peter, riefen die Kinder, immer denkst du Böses von andern.

Beschämt und verstört, mit zerzausten Haaren und mit blutender Nase kam Peter nach Hause. Er konnte dem Vater die ganze Geschichte nicht ableugnen. — „Sieh, sagte der Vater, das kommt von dem häßlichen Argwohn. Du wirst dich noch um alle deine Freunde bringen, und niemand wird mit dir umgehen wollen, wenn du andern immer durch deinen Argwohn Unrecht

thust, und ihnen nichts als Böses zutraust. — Gieb dir doch Mühe, den häßlichen Fehler abzulegen."

Peter versprach es, aber der Vater mußte ihn oft noch erinnern, ehe er seinen Fehler unterdrücken lernte.

Zus. Der Argwohn macht uns übereilt im Urtheilen, daher ungerecht, und giebt Gelegenheiten, daß wir oft beschämt werden; Mißtrauen — Feindschaften u. s. w. veranlaßt er auch.

66) Voreiliger Verdacht gegen einen wohlthätigen Arzt.

In einer großen Gesellschaft, wo mehrere sehr vornehme und reiche Damen waren, erzählte man von der großen Armuth einer Frau in der Nachbarschaft. „Das Elend ist bei dem unglücklichen Weibe sehr groß, sagte jemand; seit einem Vierteljahre ist sie bettlägerig, und hat keinen Arzt und keinen Pfleger; ihre hungrigen Kinder wollen Brod haben, und die Mutter kann ihnen keins geben. Das Schlimmste dabei ist, daß die Kinder fast im Schmuz und Unreinlichkeit umkommen müssen. Sie haben niemand, der sich ihrer annähme."

Ein sehr berühmter Arzt, welcher mit in der Gesellschaft war, erkundigte sich, was der Kranken wohl eigentlich fehle? — Man erzählte es ihm, und man bat ihn zugleich, daß er doch hingehen, und die gute Frau gesund zu machen suchen möchte.

„Hingehen?" sagte der Arzt. — „Ja, das will

ich wohl — aber ich muß doch auch wissen, was für meine Mühe ist? das kann mir niemand verdenken; ich lebe ja davon. Wenn mir jeder von der Gesellschaft hier zwei Thaler giebt, so will ich hingehen und thun was ich kann!"

Hier sind meine zwei Thaler, — rief eine von den Frauenzimmern, — und hier sind meine, sagte eine andere, und hier sind unsere auch, riefen die Uebrigen. Kurz, der Arzt empfing von jedem, der in der Gesellschaft war, zwei Thaler, und nun ging er. — Es war eine hübsche Summe, die er zusammen hatte.

„Hätten Sie wohl den Mann für so eigennützig gehalten?" sagte die eine dieser Damen zu der andern, wie der Arzt fort war. — Sie wunderten sich alle über denselben, keine hatte ihm das zugetraut. — „Sagt, ob sie nicht Recht hatten?"

Der Arzt besuchte die Frau, und fand, wie er es vermuthet hatte, daß es ihr, um bald gesund zu werden, vorzüglich nur an Reinlichkeit und an stärkender Nahrung fehle. — „Nun, liebe Frau, sagte er, wir wollen bald helfen — hier ist Geld, da wollen wir alles kaufen, was ihr nöthig ist." — Er traf selbst Anstalt, daß das Nöthige gleich herbeigeschaft wurde, und verschrieb zugleich einige Arzeneien.

In wenigen Tagen brachte der Arzt es so weit, daß die Kranke wieder arbeiten konnte. Die armen schmuzigen und ausgehungerten Kinder waren gereinigt und hinlänglich bekleidet, und sahen nun wohl und

munter aus, und die Frau behielt noch ein ansehnliches Geld, zum Nothpfennig für die Zukunft, übrig.

„Wir wollen doch einmal die Frau besuchen, welche so krank war," sagte nach einiger Zeit eine von den Damen zu einer ihrer Freundinnen, „wir müssen doch sehen, ob ihr der geizige Arzt geholfen hat?"

Sie kamen hin, und fanden die Frau wohl und munter, und mitten in ihrer Arbeit. — Sie erzählte den beiden vornehmen Frauenzimmern auf ihre Fragen, daß sich ein gütiger Arzt ihrer angenommen habe. „Der wohlthätige Mann, sagte sie, hat mich gesund gemacht, hat meine armen Kinder hier gekleidet, und dabei hat er mir wohl noch vierzig Thaler Geld geschenkt!"

Nun sahen die Frauen wohl ein, wie menschenfreundlich die Absicht des Arztes damals gewesen war, da er von jedem sich zwei Thaler geben ließ, und sie konnten leicht nachrechnen, daß er noch aus seiner eigenen Tasche viel mußte zugelegt haben. — „Ei, ei, sagten sie, als sie allein waren, wie voreilig haben wir über den braven Mann geurtheilt!"

67) Ein ähnlicher Fall bei einem armen Offizier.

Ein braver Offizier hatte als Lieutenant einen langen Krieg hindurch seinem Könige gedient, und einiger Wunden wegen, die ihn zum fernern (Kriegs-) Dienst untauglich machten, seinen Abschied bekommen. Ein Paar Thaler Gnadengehalt, welche er monatlich

erhielt, reichten lange nicht zu, ihm und einer alten Mutter nur das Nothdürftigste zu verschaffen, so sehr sich auch beide einschränkten.

Der Offizier bat die vornehmen Diener des Königs, die Minister, daß sie ihm doch eine Stelle geben möchten, bei welcher er sein und seiner alten Mutter Leben zu erhalten im Stande wäre, aber immer hatten diese Herrn Ausflüchte — sie versprachen ihm jedesmal sehr viel, aber niemals hielten sie es.

Eines Tags war der brave Lieutenant mit seiner Bitte auch einen Minister angegangen, und dieser nöthigte ihn bei sich zu Tische. Sehr viel vornehme Herren des Hofs waren bei demselben mit zur Tafel geladen. Ueber Tische bemerkte man eine kostbare Dose von hohem Werth, welche der Minister erst neuerlichst zum Geschenk bekommen hatte. Einer der Gäste bat sich die Dose zum Besehen aus, und von diesem empfing sie ein anderer. Die Dose ging fast am ganzen Tische herum, und jedermann bewunderte die schöne Arbeit an derselben.

Nach einer ziemlichen Weile, da man schon wieder von ganz andern Dingen gesprochen hatte, forderte der Minister seine Dose zurück — niemand hatte sie. Man war bestürzt — jedermann griff in seine Tasche, ob er sie vielleicht aus Versehen mit eingesteckt hätte, aber niemand fand sie. Man suchte lange, man wurde immer ängstlicher, aber alles war vergebens, die Dose war nirgends zu finden.

Das ist ein sonderbarer Handel, sagte einer der vornehmsten Gäste. Nun es sey ihm, wie es wolle, ich will mich wenigstens rechtfertigen. Er leerte, indem er dies sagte, seine Rock- und Westentaschen aus und wandte sie um. Sehen Sie, meine Herrn, setzte er hinzu, ich habe die Dose nicht. — Alle die andern machten es eben so — niemand hatte die Dose.

Die Reihe kam an unsern Lieutenant. „Meine Herrn, sagte er, ich betheure Ihnen auf Ehre, ich habe die Dose nicht, aber ich werde dennoch nicht die Taschen umwenden. Es wäre schimpflich, wenn man nicht ohne diesen Beweis mir glauben wollte."

Man bat den Offizier, seine Taschen umzuwenden, man bat ihn, daß er sich doch nicht selbst bei manchen in den Verdacht bringen möge, als habe er die Dose, man stellte ihm vor, es habe ja jeder seine Taschen umgewandt, und es könne also für ihn nichts schimpfliches darin seyn, es ebenfalls zu thun, — aber er blieb fest dabei, daß er es nie thun werde. — Man schwieg von der Sache still, und jeder dachte das Seine. „Hm! dachte man, der Mann ist sehr arm — es ist wohl möglich — es ist begreiflich — — — die Noth vielleicht — — — er muß sie haben, warum wandte er sonst die Taschen nicht um?" — Der Minister dachte selbst eben so.

Nun wer hatte die Dose?

„Ihro Excellenz, die Dose ist wieder da," sagte am andern Morgen der Kammerdiener des Ministers

seinem Herrn, sobald derselbe aufgestanden war. — Dieser verwunderte sich, er fragte, wo sie gewesen sey? und der Kammerdiener antwortete, daß er sie beim Hinhängen des Kleides im Unterfutter gefunden habe. Der Rock hatte in der Tasche ein Loch gehabt, in Gedanken hatte der Minister die Dose wieder zu sich gesteckt; niemand hatte es bemerkt, und die Dose war durch das Loch ins Unterfutter des Rocks gefallen.

Wenige Tage darauf bat der Minister alle Gäste wieder, die er bei dem sonderbaren Vorfall mit der Dose bei sich gehabt hatte. Der Offizier wurde ein Viertelstündchen zuvor zu dem Minister gerufen. Dieser sagte ihm, daß die Dose gefunden sey, bat aber zugleich, ihm doch die Ursache anzugeben, warum er so hartnäckig verweigert habe, seine Taschen umzuwenden. „Ihro Excellenz, sagte der Offizier, Sie sind ein Mann, auf den ich mich verlasse: Ihnen will ichs nicht verschweigen. Ich bin arm, ich bin sehr arm, und ich kann nicht so viel bezahlen, daß ich zu Mittag mit meiner Mutter warm essen könnte. Wir behelfen uns so dürftig, als möglich. Ich hatte nicht wissen können, daß ich an jenem Tage bei Ihnen essen würde, — ich hatte für den Mittag eine Wurst eingekauft, und diese hatte ich noch in der Tasche; hätte man meine Wurst beim Ausleeren der Taschen gesehen, — man hätte mich vielleicht zum Gegenstand des Spottes und des Gelächters gemacht. Diese Kränkung hätte ich nicht ertragen können. — Sagen Sie selbst, was sollte ich thun?“

Der Minister erklärte bei Tische, wie sich seine Dose gefunden habe, und der Offizier war in den Augen aller Anwesenden gerechtfertigt. — „Wir haben Ihnen mit unserm Verdacht zu viel gethan," sagte der und jener zu ihm, und jeder dachte: „Wie man doch irren kann!"

Diese ganze Geschichte diente übrigens zum Vortheil des armen Offiziers. Der Minister nahm sich von jetzt an ernstlich desselben an, und in wenigen Monaten hatte er ihm eine Stelle ausgemittelt, bei welcher er mit seiner alten Mutter ohne drückende Sorgen leben und warm essen konnte.

Siebente Abtheilung.

Fleiß, Faulheit, Sparsamkeit, vernünftige Anwendung des Vermögens.

„Vater, sagte Christian, es sind doch so viel Leute in unserer Stadt, sie brauchen doch wohl viel Dinge, sage mir nur, woher bekommen sie die, und wovon leben sie alle?" — Sie müssen erwerben, antwortete ihm der Vater; das heißt, sie müssen arbeiten. Dafür erhalten sie Geld, und für das Geld kaufen sie denn, was sie nöthig haben. Jeder muß irgend ein Geschäft haben, was er treibt, wenn er Nahrung und Kleider, oder den Unterhalt für sich und die Seinigen erhalten will.

68) Faulheit und Fleiß; oder: Meier, Christoph und Gottfried.

Du kennst doch den langen Meier, wie ihn die Leute immer nennen. Sieh, der bettelt von Haus zu Haus, und niemand giebt ihm gern, weil er faul ist, und nicht arbeiten will. Oft wird er mit harten Worten und mit Beschimpfungen abgewiesen. Jedermann sagt ihm: Was bettelst du denn, du fauler Mensch, du könntest ja arbeiten! — Da wimmert er nun freylich sehr, wenn er zuweilen keinen Rock und kein Hemde mehr hat, welche etwas taugten, oder im Winter im dünnen leinenen Kittel frieren muß, aber es ist seine Schuld, niemand bedauert ihn; jeder sagt: „warum arbeitest du nicht?" Alle Leute verachten den Menschen.

Du kennst auch den Taglöhner Christoph. Der arbeitet nun wohl, aber doch nicht gern. Immer ist er träge und verdrossen, wenn er arbeiten soll, und eher thut er nichts, bis ihn nicht die höchste Noth zwingt. Sieh aber auch, wie elend es bei ihm hergeht! Oft hat er kein Stückchen Brod im Hause, seine armen Kinder können sich beinahe nicht satt essen, und müssen fast halb nackend gehen. Da ist im Winter kein warmes Süppchen für die armen Kleinen, kein Bettchen, in dem sie schlafen können, kein Röckchen, worin sie sich wärmen könnten, und kein Stückchen Holz, mit dem sie einheitzen könnten. Du weißt wohl, wie es ihnen so gut schmeckt, wenn sie die

Mutter einmal speiset, und wie hungrig sie da immer sind! Sieh, das ist alles die Schuld seiner Faulheit. Niemand will ihn auch gern in seinem Hause zur Miethe haben, weil er das Miethgeld nicht bezahlen kann, und wenn er nun auch zu Zeiten aus Noth arbeiten will, so will ihn doch niemand zur Arbeit haben, wenn er irgend einen andern Arbeiter bekommen kann, denn alles was er thut, das thut er langsam, und macht es schlecht.

Du kennst aber auch den fleißigen Gottfried. Sieh, der Mann klagt nie über Noth, und er hat immer so viel, daß er und seine Kinder satt werden, und reinlich und ordentlich gekleidet seyn können. Aber er verdient das alles durch sein Arbeiten. Von früh bis zum Abend ist er geschäftig, und Frau und Kinder helfen ihm. Jedermann hat auch den fleißigen Gottfried lieber zu seinen Arbeiten, als viele andere Leute, und giebt ihm gern etwas mehr Geld, weil er es durch seinen Fleiß wieder einbringt. — An Gottfried kann man recht deutlich sehen, daß der arbeitsame und fleißige Mensch sich wohl durchhilft, und meistens das hat, was er braucht, wenn der Faule oft an allem Mangel leiden und betteln muß.

Zusatz. Jedes Vermögen, was man durch Erbschaften u. s. w. erhält, ist doch meistentheils irgend einmal durch den Fleiß eines Menschen zuerst erworben worden. — In sehr schweren Zeiten, welch ein Unterschied zwischen Fleiß und Faulheit alsdann!

69) Die Arbeitsamkeit; oder: Herr Wahlberg.

Herr Wahlberg war schon von Kindheit auf zur Arbeit angehalten worden. Nie hatten es seine Aeltern gelitten, daß er ganze Tage lang müßig seyn durfte.

Da er älter wurde, und sich selbst ernähren mußte, wurde ihm keine Arbeit schwer. Wenn andere Leute klagten, daß sie so viel zu thun hätten, und daß sie nicht mit ihren Arbeiten fertig werden könnten, so wunderte er sich darüber. Er meinte, man könne mit allem fertig werden, wenn man nur guten Willen habe, und sonst gesund sey. „Ich stehe alsdann, sagte er, ein Stündchen früher auf, und sehe mich nicht viel bei der Arbeit um, und bekümmere mich nicht um Dinge, die mich nur aufhalten, und mich doch nichts angehen. Da werd' ich immer fertig. — O und wie schön ist es dann am Abend, setzte er hinzu, wenn man mit allen seinen Arbeiten fertig ist; da schmeckt das Essen noch einmal so gut, und da schläft es sich viel süßer, als wenn man den Tag verträumt und vertändelt hat."

Auf diese Weise hatte es Herr Wahlberg immer gehalten. Er war anfangs sehr arm gewesen, aber durch seine Arbeitsamkeit hatte er sich nach und nach viel Geld verdient, und war beinahe reich geworden.

„Aber Herr Wahlberg, warum arbeiten Sie denn noch?" fragten ihn zuweilen manche unverständige Leute. „Sie haben ja Geld, sie könnten ja ohnedies wohl leben." — Ihr wunderlichen Leute, sagte er

dann, das wär ein schlechtes Leben. Da würde mir Zeit und Weile lang werden, ich würde nicht wissen, was ich anfangen sollte, und würde gähnen, und verdrießlich seyn. Nein, lieber will ich arbeiten so viel ich kann; wenn man dann ein Stündchen frei hat, und sich ein Vergnügen macht, das ist dann tausendmal angenehmer, als wenn man eine ganze Woche im Müssiggang zubringt. Es wär' auch recht schlecht von mir, wenn ich nicht arbeiten wollte, bin ich doch gesund und habe Kräfte dazu. **Müssiggang macht keine Freude!**

Zus. Wir sind alle zur Thätigkeit geboren. — Müssiggang, Unbeschäftigtseyn, Langeweile, drücken daher den Fleißigen sehr, und werden ihm unausstehlich — Krankheiten werden oft, durch den Mangel an Geschäftigkeit, höchst peinlich.

70) Herr Rosenthal; oder: der armgewordene Reiche.

In einer großen Handelsstadt lebte ein Mann, still und einsam in einem kleinen Stübchen eines kleinen Hauses, und scheuete sich fast, sich vor den Leuten sehen zu lassen. Nur zuweilen kam er aus seinem Hause, wenn es Markttag war, um sich ein wenig Brod und Wurst zu kaufen, und einige Kartoffeln, mit welchen er sich die ganze Woche behalf. Um auf den Markt zu kommen, suchte er allemal die engsten und entlegensten Gassen auf, und schlich dicht an den Häusern hin,

damit ihn niemand von seinen ehemaligen Bekannten erblicken möchte. Dieser Mann hieß Rosenthal.

Einst war Rosenthal viel glücklicher gewesen, als jetzt. Als seine Aeltern starben, so erbte er eine große Summe Geldes, — einen ganzen Kasten voll schöner harter Thaler, ein Haus, und vielerlei Geräthe von großem Werthe. — „Nun," sagte er, wie das nun alles sein war, „nun hab ich nicht mehr nöthig zu arbeiten."

Herr Rosenthal gab nun den Handel auf, den er bisher betrieben hatte, und liehe das geerbte Geld auf Zinsen aus. — „Ich wär' ein Thor, sagte er zu seinen Freunden, wenn ich mich länger mit der Sache abgeben wollte, ich kanns ja besser haben — ich habs ja nicht nöthig, daß ich mich mit dem Handel plage; ich habe ja Geld genug!"

Herr Rosenthal aß und trank; Herr Rosenthal hatte wöchentlich einigemal eine große Menge Gäste bei sich, und die übrigen Tage in der Woche war er bei andern zu Gaste. Herr Rosenthal war bei allen Lustbarkeiten und Vergnügungen, so theuer sie auch waren, denn da er kein Geschäft mehr hatte, so hatte er Zeit denselben beizuwohnen.

„Ach, sagten die Leute, „wie gut es doch der Mann hat! Keine Arbeit, keine Sorge, den ganzen Kasten voll Geld, und lauter Vergnügen und Wohlleben!"

Die Leute irrten sich. Der gute Herr Rosenthal hatte oft herzliche Langeweile — die ewigen Gastereien und Lustbarkeiten wurden ihm zuweilen unausstehlich,

statt daß sie ihn aufheitern sollten, und immer blieb ihm eine Menge Zeit übrig, mit der er nichts anzufangen wußte — besonders an den Vormittagen, wo er aus Unlust von einem seiner Bekannten zum andern ging.

So lebte Herr Rosenthal einige Zeit. Aber schon im ersten Jahre wollten die Zinsen nicht zureichen, seinen großen Aufwand zu bestreiten. Er machte da und dort einige Schulden, und um sie zu bezahlen, mußte er von dem ausgeliehenen Gelde einige Summen sich wiedergeben lassen, (er mußte Kapitalien aufnehmen).

Jetzt konnte Herr Rosenthal noch weniger mit den Zinsen von seinem Gelde auskommen, da deren schon weniger geworden waren, sein Aufwand aber immer so groß blieb, wie vorher. Er nahm also eine Summe Geldes nach der andern auf, bis, nach etwa zwanzig Jahren, fast die ganze Erbschaft darauf gegangen war.

Nun schränkte er sich zwar ein, aber zu spät. Hätte er wieder arbeiten wollen, so hätte er sich vielleicht noch retten können, aber in den zwanzig Jahren hatte er das Arbeiten ganz verlernt. — Er verkaufte alle die kostbaren Sachen, die er besaß, eine nach der andern. Zuletzt mußte er auch sein Haus verkaufen, und hatte nun gar nichts, wovon er leben konnte. Hätten nicht einige mildthätige Menschen ihm monatlich ein kärgliches Almosen gegeben, so hätte er betteln müssen.

Jetzt schämte er sich vor den Leuten. Einsam, und ohne das sich jemand um ihn bekümmerte, lebte er in dem engen Stübchen, welches er sich gemiethet hatte.

Hier hatte er Zeit, Betrachtungen über seine vorigen Thorheiten anzustellen. „Ach wenn ich doch gearbeitet hätte, seufzte er, so könnte ich mein ganzes Vermögen noch haben, und brauchte mich nicht so kümmerlich zu behelfen; und hätte nicht nöthig, Wohlthaten zu nehmen.

Wenn jetzt die Leute von Herrn Rosenthal sprachen, so beneideten sie ihn nicht mehr! „Der Mann ist an seinen traurigen Umständen selbst Schuld, sagten sie. Er bedachte nicht, daß auch im tiefsten Brunnen endlich das Wasser aufhört, wenn man immer ausschöpft, und nichts wieder zuläuft."

Zus. Und wäre auch jemand so reich, daß er nie arm werden könnte, wäre es recht, nicht irgend etwas Nützliches treiben zu wollen? — Ist das nicht eben so viel, als blos andere für sich arbeiten lassen.

71) Karl und Friedrich; oder: Trägheit und Fleiß.

Karl und Friedrich waren zwei Brüder von sehr ungleicher Gemüthsart.

Karl immer träge und verdrossen und unwillig zu allem, was er lernen oder thun sollte. Gab ihm der Vater oder der Lehrer eine kleine Arbeit auf, da gähnte er und dehnte sich erst einigemal, und dann gings nun so langsam und schleppend, daß man es nicht gern ansehen mochte. Alles schien ihm zu schwer und zu mühsam, und wenn es ihm nicht ausdrücklich befohlen wurde, so that er gewiß nicht das kleinste Geschäft.

Lie-

Lieber saß er ganze Stunden auf einer Stelle und verträumte seine Zeit. Karl blieb unwissend und faul.

Friedrich hingegen, sein jüngerer Bruder, war ein fleißiger munterer Junge. Er lernte gern alles Nützliche, und arbeitete mit Lust, was ihm aufgegeben ward. Oft saß er und schrieb, oder las, oder rechnete etwas, ohne daß es ihm jemand geheißen hatte. Freilich mußte Friedrich viel klüger und geschickter seyn, als der träge Karl.

Da Karl älter war, und nun sich selbst ernähren sollte, wollte es nirgends recht mit ihm fort. Da er nichts ordentlich gelernt hatte, so war er auch zu keiner Sache zu gebrauchen. Nicht einmal zu einem Schreiber wollte ihn jemand haben, weil er alles verkehrt machte, und mit keiner Arbeit von der Stelle kam. Er sahe das nun wohl ein, daß er schon als Kind hätte fleißig seyn und lernen sollen, wenn er jetzt gut unter den Menschen fortkommen wollte, er schämte sich nun auch, daß er so unwissend und so träge war; aber was half das? Wenn er sich auch einmal angreifen, und recht fleißig seyn wollte, so wurd' es ihm doch bald zu schwer, weil er sich nicht von Kindheit an dazu gewöhnt hatte. — Er wußte am Ende nicht mehr, womit er sein Brod verdienen sollte?

Ganz anders ging es seinem Bruder Friedrich. Friedrich war überall beliebt, wo er nur hin kam. Man hatte ihn zu allen Dingen, welche Geschicklichkeit und Fleiß erforderten, sehr gern. Friedrich ver-

diente immer mehr, als er brauchte, und bekam mit der Zeit eine sehr ansehnliche Stelle, wo er vielen Leuten nützlich werden konnte, und bei der er sogar reich wurde. —

Einst kam einmal ein Bettler und bat um eine Gabe. Das Gesicht ist mir ja so bekannt, dachte Friedrich. Er fragte den Mann, wie er heiße? wo er her sey? — Wie erschrak er, als er erfuhr, daß es sein Bruder Karl war.

Friedrich nahm den unglücklichen Bruder zu sich, er bekleidete ihn, er unterhielt ihn. — Ach wie freute sich Friedrich, daß er früh etwas Nützliches gelernt, und zur Arbeit sich gewöhnt hatte. Ohne ihn hätte der unglückliche Karl betteln und hungern müssen. Und ach, wie schämte sich Karl, wenn er sahe, wie Friedrich so geachtet war, und wie reute es ihn nun, daß er nichts gelernt hatte, und von dem Fleiße seines Bruders leben mußte.

Jetzt wollte er gern noch etwas lernen, er wollte sich gern dankbar gegen seinen Bruder bezeigen, aber alles fing er täppisch und ungeschickt an — jetzt war es zu spät!

Zus. Hat man sich einmal eine geraume Zeit an Unthätigkeit gewöhnt, so ist es überaus schwer, auch wenn man es recht ernstlich will, ein thätiger Mensch zu werden.

72) Lerne etwas, auch wenn du reich bist.

„Was brauch ich denn zu lernen," dachte der kleine Heinrich immer, wenn ihn sein Lehrer ermun-

terte, recht fleißig zu seyn. „Mein Vater ist ja ein reicher Kaufmann und hat Geld genug!“ — Heinrich lernte nichts.

Er war ein großer Mensch geworden, und war noch zu keiner Sache zu gebrauchen. Die Leute verachteten ihn zwar, weil er so unwissend und ungeschickt war. — „Aber was kümmere ich mich darum, sagte Heinrich, hab ich doch Geld, wovon ich leben kann!“

„Mein lieber Heinrich, sagte ihm einmal jemand, Geld und Güter sind gar ungewisse Dinge, man kann sie verlieren, wenn man sie auch noch so gewiß zu haben glaubt.“ Heinrich lachte darüber.

Nach einigen Jahren wurden plötzlich ein Paar Kaufleute arm (banquerot), von welchen sein Vater sehr viel Geld zu fordern hatte. Bald darauf brach ein Krieg aus, und der ganze Handel seines Vaters blieb liegen. Jetzt war derselbe ganz arm, und der Gram darüber brachte dem guten Manne den Tod.

Was sollte nun Heinrich anfangen, da das Geld dahin war, auf welches er sich immer so sehr verlassen hatte? — Er blieb, so lange er lebte, ein elender Mensch, der sich meistens nur von den Wohlthaten anderer erhielt, und es schmerzlich bereute, daß er nichts gelernt hatte, weil er sich auf seinen Reichthum verließ.

Zus. Reichthum und Güter kann man vielfältig verlieren — durch Krieg, Brand, Wasserfluthen, Betrug. — Womit soll man dann das Nothwendige erwerben?

73) Der kluge Diederich; oder: man muß alles Nützliche zu erlernen suchen, wozu man Gelegenheit hat.

„Kinder," sagte Herr Schwarz öfters zu seinen Schülern, „lernt alles, was zu lernen Gelegenheit ist, ihr könnt nicht wissen, wie ihr es einmal nöthig habt." Das merkte sich der verständige Diederich, ein fleißiger Knabe, und wo er etwas lernen konnte, da war er sehr aufmerksam.

In dem Hause seines Vaters wohnte ein geschickter Arzt, der viele Kräuter brauchte, aus welchen er Arzeneien für seine Kranken bereitete. Diederich, der die Erlaubniß hatte zu dem Arzte zu kommen, lernte diese Kräuter fast alle kennen, fragte, wozu sie dienten? wo sie wüchsen? und sammelte dieselben auf seinen Spaziergängen, und brachte sie dem Arzte, der ihn sehr darüber lobte.

Zwanzig Jahre hernach war Diederich ein Kaufmann, und hatte seit langer Zeit an kein Kräutersammeln mehr gedacht. Sein Handel, welcher sehr gut ging, beschäftigte ihn vollkommen, und in wenigen Jahren glaubte er ziemlich wohlhabend zu seyn. Allein es kamen ein Paar unglückliche Jahre, wo er mit manchen Waaren großen Schaden hatte. Leute, die ihm viel Geld schuldig waren, bezahlten nicht, und ein listiger Diener, den er für sehr ehrlich hielt, bestahl ihn um einige tausend Thaler. Der brave Diederich verarmte.

Er schämte sich in der Stadt zu bleiben, wo er so

wohlhabend gewesen war, obgleich jedermann ihn bedauerte. Er zog mit seiner Frau und mit seinen Kindern in ein Städtchen, welches einige Meilen entfernt war, und zwischen Gebirgen lag, auf welchen große Wälder standen, ohne eigentlich zu wissen, wovon er hier leben sollte?

Traurig spazierte er einmal zwischen den Bergen hin, und seufzte über sein Schicksal, und dachte, was er nun anfangen sollte? Da fielen ihm ein Paar Blumen in die Augen, die er lange nicht gesehen hatte. Er besahe sie, und fand, daß es solche Blumen waren, wie er sie als Kind dem Arzte in seines Vaters Hause gebracht hatte. „Mein Gott, dachte er, es nährten sich ja in deinem Geburtsorte so manche arme Leute vom Kräutersammeln, wie, wenn du das jetzt anfingst? — vielleicht kannst du doch den Hunger damit abwehren und die Deinen, wär' es auch nur kümmerlich, dadurch erhalten."

Herr Diederich dachte darüber weiter nach; er sahe nach, ob viele von denjenigen Kräutern, wie sie die Aerzte und Apotheker gebrauchten, in dieser Gegend wüchsen, und er fand, daß sie im Ueberfluß vorhanden waren. Herr Diederich kam ziemlich heiter zu Hause.

Am andern Tage frühe mußten seine Frau und Kinder mit ihm in den Wald gehen. „Kinder, sagte er unterwegs zu ihnen, Hunger thut weh; ihr wißt, daß ich euch kaum noch das trockne Brod schaffen kann, in wenigen Tagen hab ich keinen Groschen mehr! Betteln gehn, und andern Leuten zur Last fallen, ist schänd-

lich. Wöllt ihr mir treulich beistehen, so, denk ich, wollen wir uns schon erhalten." Alle Kinder versicherten, sie wollten ihm gern in allem helfen, und sie freuten sich, wie sie hörten was sie thun sollten. Der Vater lehrte sie die Kräuter kennen, die sie suchen sollten, und ehe es Mittag war, hatten sie eine ziemliche Menge derselben beisammen.

Von dieser Zeit an sammelte die ganze Familie, so lange die Jahrszeit dazu schicklich war, Kräuter und Wurzeln, und Herr Diederich verkaufte dieselben in eine nahgelegene Stadt mit gutem Vortheil. Nach einigen Jahren konnte er nicht mehr so viel Kräuter und Wurzeln schaffen, als von ihm verlangt wurden, und er mußte sich daher Leute annehmen, die ihm suchen halfen. Zuletzt hatte er genug mit dem bloßen Einpacken und Versenden der Kräuter und Wurzeln zu thun, und er brauchte sie nicht mehr mit den Seinigen selbst zu suchen. Er hatte wohl zwanzig Leute angenommen, welche die ganze Gegend auf viele Meilen weit umher durchsuchten, und ihm die Gewächse brachten, die er nöthig hatte, und er verschickte sie alsdann zu ganzen Wagen voll nach den größern Städten, ja selbst in auswärtige Länder.

Nachdem Herr Diederich einige Jahre diesen Handel getrieben hatte, war er wieder ein ziemlich wohlhabender Mann. Wenn er nun so zuweilen des Abends mit seiner Familie am Tische saß, und ein bischen nachrechnete, wie viel er manchen Tag Geld eingenom-

men hatte, und wie vielen Leuten er durch seinen Kräuterhandel Brod schaffe, da ermahnte er denn auch meistens seine Kinder, daß sie doch ja alles lernen möchten, wozu sie Gelegenheit hätten. Man weiß nicht, sagte er, wozu man es gebrauchen kann. Hätte ich nicht als Kind, bei dem Arzte in meines Vaters Hause, Kräuter und Wurzeln kennen gelernt, wer weiß, obs uns jetzt allen so wohl wäre? Vielleicht müßt ich mit euch im Lande betteln gehn, oder wir wären auch wohl vor Gram und Hunger längst gestorben.

74) Ferdinandine; oder: nur unter nützlicher Beschäftigung vergeht die Zeit angenehm.

Ferdinandine war ein kleines flatterhaftes Ding, welches nichts lernen wollte, was ein wenig Mühe kostete. Sie konnte weder lesen noch stricken, sie spielte und tändelte einen Tag wie den andern, und wo sie Vater oder Mutter in etwas Nützlichem unterrichten wollten, suchte sie immer bald davon loszukommen.

„Töchterchen, sprach die Mutter zu ihr, wenn du es auf diese Weise forttreibst, so wirst du eine unglückliche Person werden, du wirst sogar oftmals nicht wissen, womit du dich beschäftigen, und wie du die Zeit hinbringen sollst.“ O, antwortete die Kleine, meine Zeit will ich mir schon vertreiben!

Im nächsten Winter besuchte die Mutter einen nahen Verwandten, welcher auf dem Lande Prediger war, und Ferdinandine wurde auf ihr dringendes Bit-

ten mitgenommen. Das war eine Freude für unsre Ferdinandine, als sie beim Prediger drei hübsche Kinder fand, mit welchen sie spielen konnte. Das Vergnügen dauerte einige Tage hinter einander fort. Die Kinder spielten im Hause, in der Stube, und wohl gar im Hofe, obgleich einiger Schnee lag.

Der Prediger gab täglich seinen Kindern einige Stunden Unterricht, und hatte Ferdinandinen gefragt, ob sie mit daran Theil nehmen wollte, aber sie bezeigte wenig Lust dazu. Man ließ ihr ihren Willen. Im Anfange wußte sie sich auch wohl zu beschäftigen, so lange sie noch draußen seyn konnte, aber das hörte bald auf. Der Schnee fiel einige Tage hinter einander in dicken Flocken, und der ganze Hof war eine Elle hoch damit bedeckt — nur ein Paar schmale Wege hatte die Magd gekehrt, welche zu der Scheune und den Viehställen führten. Jetzt trat auch eine so strenge Kälte ein, daß niemand gern hinausging, wenn er nicht mußte.

Das waren nun traurige Tage für das kleine Mädchen, welches sich mit nichts Nützlichem beschäftigen konnte. Wie lang wurde ihr die Zeit! Es kam ihr vor, als dauerte jede Stunde zehnmal so lange als sonst. — Da saß sie mißvergnügt und verdrießlich auf ihrem Stühlchen neben der Mutter, und sah bald die Wände, bald den Tisch, bald den Ofen an. Hundertmal fragte sie die Mutter, ob sie nicht bald wieder zu Hause reisen wollten, weil sie glaubte, daß es da besser seyn würde, aber in dem Wege konnte niemand fort, zumal da

von Zeit zu Zeit frischer Schnee fiel. — Wie gut ging hingegen den Kindern des Predigers die Zeit hin! Einige Stunden gab ihnen der Vater in seiner Studirstube Unterricht, dann lasen sie eine oder einige kleine Geschichtchen aus den hübschen Büchern, welche sie hatten, oder schrieben und rechneten, oder die älteste spielte ein kleines Stückchen auf dem Klaviere, und die andern sangen dazu. Troß des unangenehmen Wetters, waren sie doch alle ziemlich vergnügt. Aber die arme Ferdinandine hatte selbst zum Spielen keine Lust mehr, und wenn sie des Predigers Kinder nach vollbrachter Arbeit dazu aufforderten, so schlug sie es aus.

Jeßt lernte sie einsehen, wie wahr die Mutter gesprochen hatte, daß man selbst die Zeit nicht einmal hinzubringen wüßte, wenn man nichts Nüßliches lernen wolle. — Fast vierzehn Tage hatte sie schon so zugebracht, und noch war draußen nirgends Weg noch Bahn. Traurig pflegte sie ihre Mutter anzusehen, wenn es hieß, daß niemand draußen fortkönne. — Die Mutter bedauerte sie. Wer kann dir helfen, Kind? sagte die Mutter; du siehst, daß das nicht in unserer Macht steht. — Sieh, wie gut es wäre, wenn du jeßt ein wenig lesen oder schreiben und stricken und nähen könntest, wie die kleine Emilie. — Ferdinandine seufzte! — Soll ich vielleicht, fuhr die Mutter fort, den Herrn Vetter bitten, daß er dich mit in seine Schule nimmt? „Ja,“ antwortete die Kleine leise und verschämt, und nickte ein wenig mit dem Kopfe dazu.

Ferdinandine ging in die Schule mit den übrigen Kindern; Ferdinandine fing an zu lesen, (denn die Buchstaben wußte sie schon,) — sie schrieb ein Paar Buchstaben, sie wurde mit den Zahlen bekannt. Sie hörte von den andern manche kleine Erzählungen vorlesen, über welche sie sich dann mit einander besprachen. — Das ging besser als sie gedacht hatte, und sie freute sich darüber. Im Umsehen war der Vormittag vorüber, und die Lust zum Spiel hatte sich auch wieder eingefunden. Es dauerte wohl noch vier Wochen, ehe die Mutter wieder nach Hause konnte, und doch saß Ferdinandine nicht wieder so traurig da, als im Anfange, denn sie wußte nun eher, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollte. Je mehr sie sich nützlich beschäftigte — desto besser ging es, desto froher war sie.

O Mutter, sagte sie, als sie mit ihr auf der Rückreise war, nun hätte ich es wohl aushalten wollen, und wenn auch das böse Wetter noch länger gedauert hätte.

75) Herr Thomas; oder: die Folgen des zu großen Aufwands.

Herr Thomas hatte von seinen Aeltern ein beträchtliches Geld geerbt, und verdiente selbst sehr viel, denn er betrieb seinen Feldbau sehr fleißig und ordentlich; er hatte auch niemals besondere Unglücksfälle gehabt, die ihn etwas gekostet hätten, und doch stand es mit seinem Vermögen schlecht. Woran lag das wohl? —

Auf seinem Tische mußten des Mittags wohl fünf bis sechs Gerichte seyn, und zwar immer die theuersten und kostbarsten, wiewohl er sich an einem oder zweien hätte satt essen können; sein Keller hielt die feinsten Weine; seine und der Seinigen Kleider waren ebenfalls sehr theuer, und sein Hausgeräthe, seine Spiegel, Schränke, Kommoden, Sophas, seine Kutschen und seine Pferde mußten immer prächtig und nach der neuesten Mode seyn. Sobald ihm etwas nicht mehr gefiel, oder nur den kleinsten Fehler hatte, so mußte es fort, und wurde um eine Kleinigkeit verkauft, und etwas anders wurde dagegen mit vielen Kosten angeschaft. Herr Thomas machte vielen Aufwand. Dinge, die eben nicht viel Geld kosteten, achtete er gar nicht, und sagte nichts, wenn sie ihm durch Unachtsamkeit verdorben wurden; und wenn er da oder dort ein Paar Thaler ausgeben mußte, welche er hätte ersparen können, so dachte er: „es ist ja eine Kleinigkeit."

Das kostete nun dem Herrn Thomas das ganze Jahr hindurch vieles Geld. Da mußte er bald da und bald dort bei seinen Nachbarn borgen, und hatte oftmals große Sorge das Geld zu erhalten, was er zu seinen nöthigsten Ausgaben, für Gesindelohn, für den Ankauf des Viehes, der Wagen, und dergleichen gebrauchte.

„Mein Gott, sagte er einmal zu einem guten Freunde, ich weiß nicht, wie es zugeht, ich habe das Jahr hindurch schöne Einnahme, und kann doch niemals auskommen!" — „Ich weiß es aber recht gut, antwor-

tete ihm der Freund; du willst dich nicht einschränken. Du giebst für unnöthige Dinge zu viel Geld aus, du verschwendest. Kleinigkeiten achtest du gar nicht, und die kosten dich des Jahrs eine große Summe. Heute ein Paar Thälerchen, morgen wieder einige, das sammelt sich am Ende, und dann muß dir das Geld da fehlen, wo du es unentbehrlich brauchst. Solltest du jemals einen großen Verlust haben, so bist du auf einmal ein ganz armer Mann."

Herr Thomas sagte nichts, aber er stellte den großen Aufwand ab. Er war mit einem Gerichte zufrieden, die Kleider wurden getragen, so lange man sich nur irgend darin sehen lassen konnte, für überflüssige kostbare Hausgeräthe gab er keinen Pfennig mehr aus, die alten sind ja noch recht gut, sagte er, und er litt nicht, daß man eine Sache muthwillig verderbte, oder wegwarf, welche noch zu gebrauchen war, und wenn sie nur einige Groschen gekostet hätte.

In einigen Jahren hatte Herr Thomas seine Schulden bezahlt, hatte noch Geld übrig, kam recht gut aus, und lebte noch einmal so vergnügt, denn er hatte weniger Sorgen, und nach seinem Tode hinterließ er seinen Kindern ein sehr großes Vermögen.

Zus. Es ist nicht genug, sehr viel Einnahmen haben, sondern man muß dennoch die Ausgaben beschränken, wenn man reichlich auskommen will. — Bei vielen Einnahmen, aber bei noch mehr Aufwand, muß man endlich doch arm werden.

76) Frau Erdmuthe; oder: die sorgenlose Hausfrau.

Frau Erdmuthe war keine böse Frau, und doch machte sie ihren guten Mann, und ihre Kinder, welche sie so sehr liebte, arm und unglücklich. Frau Erdmuthe bekümmerte sich um ihre Wirthschaft nicht.

Jetzt stickte sie ein wenig; dann las sie ein Stündchen in einem Buche; dann stellte sie sich ans Klavier und klimperte ein Stückchen; dann machte sie einigen Putz und Flitterstaat für sich und ihre Kinder, und so gingen ganze Tage hin.

Indessen konnten die Mägde im Hause und in der Küche machen was sie wollten. Viele Sachen verdarben, weil sie nicht in Acht genommen wurden, viele kamen weg; an allen Orten wurde sie von dem Gesinde betrogen, und alles mußte sie drei und vierfach bezahlen, weil sie sich nicht gehörig um den Einkauf bekümmerte.

In wenigen Jahren war ihr Mann verarmt, und keiner wunderte sich darüber. „Es konnte ja nicht anders kommen," sagte jeder, „denn die Frau sahe gar nicht nach ihrer Wirthschaft," und manche setzten hinzu, „sie ist doch eine schlechte Frau!"

Zusatz. Und wenn man auch erwerbsam ist, sich einschränkt; aber keine Sorgfalt und Ordnung in seinen Arbeiten und Geschäften aufwendet, so fehlt es doch wohl überall. — — In einem Hauswesen ist der Mann: der Schaffer und Erwerber; die Frau: der Erhalter und Ersparer.

77) Die Kaffeetrinkerin.

Eine Soldatenwittwe hatte die Untugend, daß sie den Kaffee zu sehr liebte. Sie war eine brave und fleißige Wäscherin, und verdiente mit ihrer Arbeit so viel, daß sie wohl davon hätte leben können, wenn sie sich hätte mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen wollen befriedigen lassen. Aber jeder Groschen wurde für Kaffee ausgegeben. Die Zeit, die sie zum Kochen des Kaffees nöthig hatte, machte ihr bei ihren Arbeiten viel Versäumniß; der Kaffee selbst, und das Holz, was sie kaufen mußte, kosteten Geld; da wollte dann freilich ihr Verdienst nicht zureichen.

Sie verkaufte nun von ihren Sachen, was ihr am entbehrlichsten schien — ein Paar Stühle, einen Tisch, einen Spiegel; dann kam es an die Kleidungsstücke, ja zuletzt verkaufte die Thörin ihr Bett, und schlief im kalten Winter auf dem harten Boden, um nur Kaffee trinken zu können.

Da sie nichts mehr zu verkaufen hatte, so fing sie an zu betrügen, sie versetzte von der Wäsche, die sie zu besorgen hatte, da ein Stück, und dort ein Stück, und sie beredete einen Krämer ihr einige Monat Kaffee auf Borg (auf Kredit) zu geben, weil sie von ihren Kunden erst nach Ende des Vierteljahres bezahlt würde.

So log sie sich einige Zeit durch, aber das konnte freilich nicht lange dauern. Niemand wollte mehr bei ihr waschen lassen, weil immer einige Stücken Wäsche

fehlten; der Krämer wollte nicht mehr borgen, und drohete sogar sie zu verklagen, und ins Gefängniß setzen zu lassen, wenn sie ihm nicht zahlte; — die Unglückliche wußte nicht, wie sie bezahlen, und wovon sie in Zukunft ihr Leben erhalten sollte. — In der Verzweiflung ging sie hin, und ersäufte sich.

Zus. Wenn diese Frau nur sechs Jahr Kaffee getrunken, und jeden Tag für Kaffee, Zucker, Feuer, Zeitversäumniß u. s. w. nur 2 Gr. zu rechnen hat, wie viel hat sie in einem Jahre — wie viel in sechs Jahren verloren (180 Rthlr.). So ist es auch mit Tabackrauchen — Brannteweintrinken u. s. w.

78) Kaufe nicht, was du nicht nöthig hast; oder: Herr Treumann.

„Was ist das für ein unglücklicher Mann, der dort so traurig und tiefsinnig herkommt?" fragte Herr Liebthal seinen Freund, mit dem er am Fenster stand. — „Der Mann muß sehr unglücklich seyn, man sieht ihm den Gram recht an dem Gesichte an." — „Unglücklich? antwortete der Freund; — ach ja wohl ist er das. Es ist der ärmste Mann in unserm ganzen Städtchen, und sonst war er vielleicht der reichste. Der gute Mann ist blos dadurch so arm geworden, daß er alles so wohlfeil gekauft hat." — Herr Liebthal wunderte sich darüber; er wußte nicht, wie er das verstehen sollte, und bat seinen Freund um Erklärung. Es fiel ihm nicht gleich ein, wie man durch wohlfeil kaufen arm werden könnte. — Sein Freund erklärte es ihm.

Herr Treumann, so heißt dieser Mann, hatte sein hübsches gut eingerichtetes Haus, fünf bis sechs Hufen Feld, und noch seine Paar tausend Thälerchen Geld im Beutel, und lebte dabei vergnügt. Zu seinem Verderben wurden in unserm Städtchen durch Unglück, und auch durch schlechte Wirthschaft, mehrere Leute arm, und mußten ihre Häuser und Felder und Sachen verkaufen — aber es fanden sich eben keine Käufer, einigen fehlte es an Lust zu kaufen, und den meisten fehlte es am Gelde. — Da kaufte nun Herr Treumann fleißig darauf los; ein Haus, ein Stück Feld, und einen Garten nach dem andern. „Hm!" sagte er immer, „es ist ja ein Spottgeld, für welches ich es haben kann — es ist ja der Rede nicht werth." So machte es auch Herr Treumann mit Kleidern, Betten, Spiegeln, Schränken und Kommoden, und er hatte zuletzt in seinem Hause kaum noch Platz für alle diese Dinge.

Aber alle diese Dinge brachten ihm nichts ein — die Häuser standen ledig, und fanden keine Miethsleute, und die jährlichen Abgaben mußten gegeben werden und immer gab es etwas daran zu bauen; die Felder und Gärten konnte er auch nicht ordentlich besorgen, und seine eigenen Felder, die vorher im besten Stande waren, gingen mit dabei zu Grunde; — die wohlfeilen Sachen und Geräthe wurden zum Theil von Motten und Würmern gefressen, und das Geld, was er für alle diese Dinge gegeben hatte, war fast so gut als

weggeworfen. Der thörichte Mann hatte sogar noch da und dort Geld geborgt, um recht vieles kaufen zu können, was ihm so wohlfeil schien, und die Zinsen wollten davon gegeben seyn.

Die ganze Wirthschaft des Mannes gerieth täglich mehr in Unordnung, sein Feldbau brachte ihm immer weniger ein, seine Häuser verfielen, die Abgaben darauf, die er nicht hatte abtragen können, summten sich auf, das Gesindelohn machte des Jahrs viel, — kurz, der Mann kam in große Verlegenheit, woher er alles Geld nehmen sollte. Diese Verlegenheit wurde immer größer, und niemand wollte ihm zuletzt mehr leihen. Anfangs schämte sich der Mann, die überflüssigen Dinge zu verkaufen, und dachte: „was werden die Leute dazu sagen?" — Da aber nachher seine Noth groß wurde, so wollte er nun freilich seine Grundstücke und Sachen gern los seyn, aber keiner bot ihm nun so viel, als er selbst gegeben hatte, „denn, dachten die Leute, er muß es ja wohl hingeben; und sie sind ja auch nicht mehr in so gutem Stande, als sie sonst waren."

Der Mann konnte sich nicht länger halten, denn die Verwirrung wurde täglich ärger. — Seine Gläubiger wollten bezahlt seyn, Steuern und Gaben, die sich auf Häusern und Feldern aufgesummt hatten, mußten doch endlich abgetragen werden, Knechte und Mägde und Handwerker konnten ihr verdientes Lohn nicht mehr erhalten, und leihen wollte ihm niemand weiter — da trat die Obrigkeit zu, und verkaufte alle seine

Güter, und doch kam nicht so viel heraus, daß alle Forderungen hätten können befriedigt werden.

Sehen Sie, der arme Mann, der sonst wohl sechs Häuser hatte, hat nun nicht einmal ein Kämmerchen, welches er sein nennen könnte, und weil ihn niemand aufnehmen will, so wird er wohl noch zuletzt ins Armenhaus gebracht werden müssen. — Er ist elend, und ist doch nie böse gewesen.

Zus. Geschäfte und Dinge, die man nicht ordentlich betreiben kann, muß man gar nicht übernehmen, kann man es anders vermeiden. Wer zu viel übernimmt, kann nichts gehörig besorgen — daher entstehen Unordnungen — Verwirrungen u. s. w.

79) Auch was dir schwer wird, greif frisch an, und arbeite es zuerst.

„Ach das ist ein schweres Exempel," rief der träge Martin, und rieb sich dazu den Kopf. Er stand erst ein Weilchen vor dem Tische, er sahe sich das Exempel wohl zehnmal an, aber immer blieb das Exempel so schwer als es gewesen war.

Vielleicht, dachte Martin, kommt es dir hernach nicht so schwer vor. Martin schob die Rechentafel zur Seite. Er holte sich sein Schreibebuch, um die Seite fertig zu schreiben, welche ihm aufgegeben war; dann las er ein wenig, dann fing er an ein Paar Vokabeln zu lernen; aber immer lag ihm dabei das häßliche Exempel im Sinne, und seine Scheu vor demselben wurde immer größer.

Jetzt, da er mit seinen andern Arbeiten fertig war, konnte er sich nun nicht mehr helfen. Das Exempel wollte gemacht seyn, denn morgen mußte er es dem Lehrer vorzeigen. Er fing es an zu rechnen, aber da traf keine Zahl richtig zu — er kam nicht von der Stelle. Er fing es noch einmal an, und wieder noch einmal, immer fehlte etwas. Da fing Martin an zu heulen.

„Du bist ein Närrchen, sagte sein Bruder, der muntre Christian, zu ihm, der um ein Jahr jünger war; mit dem Heulen wirst du das Exempel nicht fertig machen. Du mußt dich nicht gleich so verzagt anstellen, wenn es nicht gehen will, und mußt auch nicht das Schwerste bis zuletzt lassen. Komm, ich will dir helfen."

Christian half seinem Bruder. Christian scheuete sich vor dem Exempel nicht, und darum ging es viel besser. In einem halben Viertelstündchen war das Exempel fertig. „Siehst du, sagte Christian, nimm nur künftig immer das Schwerste zuerst — und dann frisch darauf los, da wird man immer fertig, und braucht sich nicht zu ängstigen."

Zus. Gewöhnlich vergrößert die Scheu vor einer Arbeit, die Vorstellung von ihrer Schwierigkeit — so wie die Furcht die Uebel größer macht, als sie sind. Uebrigens ist auch: aller Anfang schwer.

80) Sigismund und Joachim; oder: erst die Arbeit, dann das Vergnügen.

„Hole deinen Kräusel, Joachim, und deine Peitsche, ich will die Trommel und das Steckenpferd neh-

men," sagte Sigismund zu seinem Bruder, „wir wollen ein bischen spielen." — Spielen? fragte Joachim, das geht ja jetzt nicht, du weißt ja, daß wir Arbeiten zu machen haben. Ich muß noch eine Seite schreiben, und habe auch noch ein Stück auswendig zu lernen. „Ei, antwortete Sigismund, dazu ist nachher immer noch Zeit;" aber Joachim meinte, erst müsse man das Nöthige vornehmen, und es sey ihm das Spiel nie angenehmer, als wenn er mit seinen Arbeiten fertig wäre, und alle Zuredungen von Sigismund konnten ihn nicht davon abbringen.

Sigismund spielte, indessen Joachim arbeitete. Dieser war in einem Stündchen fertig, und nun kam er auch zu Sigismund. Bald darauf fanden sich auch des Nachbars Kinder, Gustav und Adolph, ein, die auch mit ihren Arbeiten fertig waren. Nun war es Sigismund sehr zuwider, daß er hineingehen und lernen und arbeiten sollte. „J, dachte er, noch ein Bischen kannst du wohl bleiben." — Er setzte dem Bischen noch ein Bischen zu, und blieb immer länger; — aber er war doch nicht so vergnügt als die andern Kinder, denn immer dachte er mit Unruhe daran, was er noch zu thun hätte, und wünschte, daß ers doch auch möchte gemacht haben wie Joachim. Je länger er spielte, je weniger hatte er Lust hinein zu gehen — darüber war fast die Zeit des Abendessens heran gekommen. — „Nun bringst du es doch nicht mehr fertig, dachte Sigismund, du willst es nach Tische machen."

Nach Tische war Sigismund müde, und das war natürlich, da er so lange gespielt hatte. Er setzte sich zwar an seine Arbeit, aber er kam nicht von der Stelle damit, denn alle Augenblicke fielen ihm die Augen zu. — Er legte sich zu Bette, aber mit Angst und Sorge, wie es morgen ihm gehen werde.

Wie er des andern Tags in die Schule kam, so war freilich nichts gemacht, was ihm war aufgegeben worden. Er erzählte dem Lehrer traurig, wie es ihm gestern gegangen sey. „Das thut mir leid, sagte sein Lehrer, aber strafen muß ich dich doch. Hast du gestern das Spiel vorgezogen, — so ist es billig, daß du heute das Versäumte nachholest.“

Als die Schule aus war, so mußte Sigismund allein da bleiben, und das Gestrige einbringen. — Das war eine harte Strafe für ihn, denn darüber kam er um den Spaziergang und um das Vergnügen in dem schönen Garten, welchen der Vater vor dem Thore hatte. Heute wurden die Birnen abgenommen, und Sigismund hatte sich schon lange auf diesen Tag gefreut.

Sigismund wurde klüger. Er spielte künftig nicht eher, bis er erst seine Arbeiten gemacht hatte, aber dann war er auch beim Spiel noch einmal so vergnügt. — Du hast Recht, sagte er zu Joachim, man muß erst seine Arbeiten thun, ehe man ans Spiel denken will. Gewiß man ist alsdann noch einmal so vergnügt.

Zusatz. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, sagt das Sprichwort; man könnte auch sagen, ist gut spielen; ist gut sich vergnügen.

81) Herr Feller; oder: nur bei der Arbeit wohnt das Vergnügen.

Herr Feller hatte viel Geld von einem reichen Vetter geerbt. „Hei, sagte er, nun will ich auch recht angenehm leben — ich brauche nicht mehr zu arbeiten, ich will mir lauter vergnügte Tage machen."

Herr Feller ging von dieser Zeit an müssig. Er besuchte seine Bekannten, er ging ein wenig spazieren, er ging in die Wirthshäuser, und er war überall, wo Gesellschaften waren.

Einige Tage gefiel ihm dies Leben so ganz gut, aber bald war er es doch überdrüssig. Seine Bekannten hatten ihre Geschäfte, und konnten sich nicht so viel mit ihm unterhalten, und er merkte wohl, daß sie es oft gern sahen, wenn er ging, damit sie ungestört fortarbeiten konnten; das Spazierengehn bekam er auch bald satt, alle Spaziergänge waren ihm schon etwas Alltägliches; in den Gasthäusern fand er nicht immer Gesellschaft, und alle Vergnügungen und Lustbarkeiten wurden ihm gleichgültig, und zum Theil sogar ekelhaft, weil er sie zu oft genossen hatte, Womit sollte der Mann nun seine Zeit hinbringen? — Sie wurde ihm zum Sterben lang.

Herr Feller schlief früh bis um acht oder neun Uhr, das machte ihn träge und verdrießlich. Nun sahe er

zum Fenster hinaus, aber auf der Gasse gabs nicht immer etwas zu sehen, er stopfte sich eine Pfeiffe, aber die wollte meistentheils nicht schmecken. Der Vormittag allein schon machte ihm unerträgliche Langeweile.

Damit die Zeit hinginge, so trank er beim Frühstücke ein Gläschen nach dem andern und darüber wurde er fast ein Säufer. Des Mittags saß er lange bei Tische, ebenfalls damit die Zeit hingehen sollte, darüber aß und trank er denn zu viel, und so verdarb er sich auch meistens alle Heiterkeit für den Nachmittag, und war misvergnügt. Wenn er dann gegen Abend mit einigen Bekannten zum Spiel zusammen kam, so spielte er entweder schlecht, oder fing auch an mit ihnen zu zanken, und machte sie so verdrießlich, daß sie nicht mehr mit ihm spielen wollten. Was hatte der Mann von seinem Leben?

Zuweilen fiel es ihm wohl ein, daß er sehr thöricht gethan habe, zu glauben, daß er beim Müssigang recht angenehm leben könnte, er mußte vielmehr gestehen, daß er sonst viel vergnügter gelebt habe, aber dennoch wollte er nichts Nützliches wieder vornehmen, denn er war der Arbeit nun ganz entwöhnt worden. — Sein ganzes Denken und Sinnen war, wie er diesen Tag und diese Woche recht vergnügt zubringen, und wie er sich da oder dort ein Vergnügen machen wollte — aber er konnte nichts ausfinden, was ihm gefiel. Alle Dinge, welche er sich ausdachte, hatte er meistens schon oft genossen.

Da wurde nun der thörichte Mann öfters ordentlich unwillig auf das Leben, und beklagte sich, daß man wenig Freude von demselben habe. Sein letztes Hülfsmittel, sich aufzuheitern, war das Weinglas, oder die Spielkarte — allein durch das eine machte er sich meistens heftige Kopfschmerzen, und bei dem andern hatte er immer Zank und Streit.

Sehet, Hr. Feller hatte Geld, Hr. Feller arbeitete nicht, Hr. Feller war bei allen Lustbarkeiten und Vergnügungen, und doch war er nie vergnügt!

Zus. Die Kunst, die Zeit zu tödten, ist bei vielen Menschen eine sehr fleißig geübte Kunst — dennoch wills ihnen oft nicht gelingen, die Zeit mit leichter Art loszuwerden, wenn sie nicht wollen arbeiten lernen. — Aus der Langeweile entsteht dann Verdruß — Spiel — Trunk u. s. w.

Achte Abtheilung.

Gesundheit, Krankheit.

---

82) Der kranke Gustav.

„Laß mich heute zu Gustav gehen, lieber Vater," sagte der kleine Albrecht; „ich bin mit meinen Arbeiten fertig, und wollte gern mit ihm spielen." — Der Vater erlaubte ihm hin zu gehen, und Albrecht ging. —

„Kuck Gustav! rief Albrecht, ehe er noch die Thür bei Gustav völlig aufgemacht hatte, indem er den Kopf ein wenig vorsteckte; kuck Gustav, wir wollen spielen.“ — Albrecht trat in die Stube hinein. Ach, was hatte er da für einen Anblick.

Da lag der arme Gustav im Bette, krank und ermattet. Sein Gesicht glühete vor Hitze; Zunge und Gaumen waren trocken, auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen, seine Augen sahen trübe, und nur mit Mühe konnte er Athem holen, und etwa ein Paar Worte sprechen. Vater und Mutter und Geschwister standen traurig um sein Bette, und bedauerten den armen Knaben. Die Mutter trocknete ihm von Zeit zu Zeit die nasse Stirn mit einem weichen Tuche, und die kleine Emilie, welche ihn sehr liebte, streichelte ihm dann und wann mit ihrem Händchen die heißen Wangen.

Auf einem Tische dicht am Bette standen Arzeneien, welche Gustav einnehmen mußte, und einige Schälchen, in welchen eingemachte Kirschen und Himbeeressig waren, die ihn kühlen sollten. Neben diesen Erfrischungen standen schöne Spielsachen, Pferde und Hunde und rothe Husaren. Auch lag ein hübsches Bilderbuch mit schön gemahlten Thieren und Bäumen da. Aber Gustav sah das alles gleichgültig an: „ich kann mich ja doch nicht darüber freuen,“ sagte er traurig.

Albrecht bedauerte seinen kleinen Freund sehr, und ging betrübt wieder nach Hause. da er kaum ein Paar Worte mit ihm gesprochen hatte.

Sachen fertig werden soll. Die besten Gerichte, die ihm aufgetragen werden, schmecken ihm nicht, wenn er krank ist, und alles ärgert und verdrießt ihn. Seine Leute in seinem Hause haben dann ihre wahre Noth mit ihm, und er macht ihnen allen durch seinen Eigensinn das Leben sehr schwer. Und doch ist er meistens nicht einmal völlig krank, sondern kränkelt nur."

„Wie glücklich gegen ihn ist der arme Berthold neben uns an. Der Mann hat sehr wenig, aber dennoch ist er stets vergnügt und fröhlich. Er geht durch Wind und Wetter, ohne daß es ihm schadet. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist er fleißig und arbeitsam, und ein Stück Brod mit Salz schmeckt ihm oft weit besser, als Herrn Wehrmann die schönsten Speisen. Er sagt auch öfters; Die Gesundheit ist das Kostbarste, was ich habe, und ich möchte mit dem armen Herrn Wehrmann doch nicht tauschen, wenn ich auch all sein Geld bekommen sollte. — Ich habe Kraft und Lust zur Arbeit, und eine Kleinigkeit kann mir große Freude machen."

Man sieht den Mann nur gern an, so heiter ist sein Gesicht; aber bei Herrn Wehrmann will niemand gerne seyn, so sehr wird jedem alles bei ihm zuwider. —

Zus. Mit der Gesundheit ist gewöhnlich eine große Heiterkeit des Gemüths vereinigt — daher auch Fröhlichkeit bei mäßigen Glücksumständen u. s. w. — In der Krankheit sind wir niedergeschlagen, traurig, zweifelnd, furchtsam.

84) Herr Schmidt; oder: wodurch erhält man sich gesund?

Herr Schmidt war schon ziemlich in die Jahre. Fast hatte er schon sechs und siebenzig Jahre zurück gelegt, und doch war er so stark und fest, als ob er erst halb so alt wäre. Fast alle seine Arbeiten konnte er noch verrichten, er scheuete Wind und Wetter wenig oder gar nicht, er machte noch einen ziemlich langen Weg zu Fuße, ohne zu ermüden, und aß immer mit gutem Appetit, und wo er hinkam, da sahe man ihn gerne, weil er meist munter und vergnügt war. Das kam daher, Herr Schmidt war sehr gesund.

„Aber, Herr Schmidt, fragte ihn jemand einmal, wie haben Sie denn sich so lange so gesund erhalten können?" — „O, antwortete er, das kann man wohl, wenn man sonst von Natur einen festen Körper hat. Ich bin schon in meiner Jugend sehr abgehärtet worden. Meine Aeltern verzärtelten mich nicht, und ich mußte bei Wind und Wetter hinaus, wenn andere in der Stube steckten. Nachher bin ich immer mäßig gewesen, und habe nie mehr gegessen und getrunken, als nöthig war den Hunger und Durst zu stillen, und wenn auch noch so schöne Gerichte und Getränke da gewesen wären. Niemals habe ich die leckerhaften Speisen gerne gehabt, die aus tausend Dingen zusammengesetzt, und an welchen Zucker und Gewürze verschwendet werden; Gemüse und ein gutes Stück Fleisch ist immer mein

liebstes Essen gewesen, und so oft ich gekonnt habe, habe ich mir Bewegung in freyer Luft gemacht, mit Arbeiten oder Spazierengehen. Weiter hab ich nichts gethan."

„Wenn Sie nun aber, fragte ihn ein anderer, gleich von Kindheit an einen schwächlichen Körper gehabt hätten?" — „Freilich, antwortete Herr Schmidt, da würd ich wohl nicht so ganz gesund gewesen seyn, aber da hätte ich mich um desto mehr müssen in Acht nehmen, um durch Mäßigkeit und ordentliche Lebensart meine Gesundheit zu erhalten."

Zus. Wenn man von Natur auch eine noch so feste Gesundheit hat, so muß man dieselbe dennoch mit Sorgfalt behandeln, und mit vernünftiger Mäßigung, denn die stärkste Gesundheit kann sehr schwach werden. — Durch Unbesonnenheiten hat mancher die stärkste Gesundheit zerrüttet — mancher hat eine sehr schwache, durch strenge Sorgfalt gut und unverletzt lange erhalten.

85) Der kränkliche Martin: oder: wodurch verdirbt man die Gesundheit?

Meister Martin war in seinem Leben nie recht gesund gewesen, und beklagte sich immer darüber, und doch war er selbst Schuld daran. Er stopfte in seinen Magen hinein, was nur hineingehen wollte, zumal wenn er etwas Gutes zu essen und zu trinken hatte! Er fragte darnach nichts, daß er schon satt war. „Ei, sagte er, so etwas kommt nicht alle Tage," oder, „es ist ja da;" und nun aß er, bis er keinen Bissen mehr

hinunter bringen konnte. Meister Martin war unmäßig. Aber er schaffte sich damit wenig Freude. Er war fast immer faul und träge, hatte keine rechte Kraft zum Arbeiten, und niemals Lust zu derselben. Es war ihm sehr selten recht wohl; oft hatte er Magendrücken, und empfand mehrere Tage Ekel, wenn er nur Speisen sahe; sein Kopf schmerzte ihn, und sein Schlaf war unruhig; oft wußte er aber auch selbst nicht recht, was und wo es ihm fehlte. Er hatte fast stets ein bleiches Aussehen, und ein aufgedunsenes Gesicht. Meister Martin mußte immer für seine Unmäßigkeit büßen.

„Wie kommt es nur, Herr Doktor, fragte Meister Martin einmal seinen Arzt, daß ich nie recht gesund bin?" — „Das kann ich ihm leicht sagen, antwortete dieser; er ißt und trinkt zu viel, und wenn er das nicht ändert, so helfen ihm alle Arzeneien nicht."

Zus. Aber die Unmäßigkeit ist nicht der einzige Fehler, den man vermeiden muß, wiewohl er vielleicht am häufigsten begangen wird; auch durch Unvorsichtigkeit — falsche Lebensordnung u. s. w. kann man seiner Gesundheit viel schaden.

86) Adolph das Leckermäulchen.

Der kleine Adolph war fast alle Monate ein Paarmal krank, und doch aß er eben nicht zu viel, aber dafür aß er Dinge, die man gar nicht, oder nur selten genießen sollte.

Wo das kleine Leckermaul süße Sachen, Zuckerwerk, Eingemachtes, oder Gebackenes, Kuchen und Torte und Konfekt zu erhalten wußte, da war er begierig hinterher, und das wollte denn freilich der Magen nicht ertragen.

„Adolph, sagte ihm einmal sein Vater sehr ernsthaft, wenn du nicht aufhörst solches Leckerwerk zu essen, so wirst du nie gesund werden. Wenn du lernen wirst, mit einem Gericht Gemüse und etwas Fleisch, und mit Obst und Brod zufrieden zu seyn, dann wirst du erfahren, ob du dich nicht wirst besser befinden. Kaffee und Thee, die du so gerne trinkst, sind dir vollends nicht viel dienlicher als Gift. — Trinke reines und frisches Wasser, das wird dir bekommen!"

Der Vater könnte wohl Recht haben, dachte Adolph, und gab sich Mühe den Lehren des Vaters zu folgen — und freilich war er seit dieser Zeit viel gesünder.

Zus. Speisen sind gewöhnlich um so zuträglicher, je einfacher und ungekünstelter dieselben zubereitet sind. Diese verführen uns auch nicht so leicht, so viel zu essen, wie jene.

87) Rudolphine; oder: man muß sich nicht verzärteln.

Kein zärtlicheres weichlicheres Mädchen war in der ganzen Stadt Staubberg, als die kleine Rudolphine. Wenn es ein wenig kalt war, so wäre sie um alles in der Welt willen nicht aus dem Hause gegangen, — sie dachte, daß sie erfrieren müßte. War es ein bis-

chen warm: „ach, sagte sie, da muß man ja verbrennen!“ Wenn ein Lüftchen draußen ging, so sprach sie: „das ist ein erschrecklicher Wind!“ Und wenn nur ein kleines Tröpfchen Regen vom Himmel herunter fiel, so eilte sie, daß sie nach Hause kam.

Rudolphine wurde ein so verwöhntes Mädchen, daß sie von jeder kleinen Aenderung des Wetters krank wurde. Jede rauhe Luft, in welche sie gegangen war, brachte ihr Zahnweh oder Schnupfen und Fieber. Am schönsten und wärmsten Abend getrauete sie sich kaum einen Augenblick in freier Luft zu seyn. — Wie bedauerte sie es, da sie verständiger geworden war, daß sie sich so verwöhnt hatte. — „Ich bin ein elendes Geschöpf, sagte sie, ich muß doch in der Luft und im Wetter leben, und habe mich nicht gewöhnt, Luft und Witterung zu ertragen. Wie oft muß ich in der Stube bleiben, wenn andere draußen fröhlich sind.“ Rudolphine bedauerte es sehr, wie sie verständiger geworden war, daß sie sich nicht mehr abgehärtet hatte — allein, leider, war das nun zu spät!

88) Der wilde Gottfried.

Kein wilderes Kind war in ganz Maienfeld, als Gottfried. Wo es etwas zu springen und zu laufen gab, da war er gewiß der erste und der heftigste, und immer unvorsichtig. Nie bedachte er, was er that, und ob es ihm schädlich seyn könnte? Vater und Mutter baten ihn öfters. „Lieber Gottfried, sey doch verständiger und

lerne

lerne dich mäßigen! Glaub uns, du wirst gewiß einmal ein Unglück nehmen, wenn du dich nicht mäßigen lernst, und immer so unbedachtsam darauf los springst und rennst. Durch den kleinsten Zufall kann man ja zeitlebens elend werden, wenn man nicht vorsichtig ist."

Gottfried hörte das so mit an. „Ach, dachte er, das wird so viel nicht zu bedeuten haben; ich habe ja noch niemals Schaden genommen. Wenn ich auch einmal ein bischen falle, das schadet ja nicht viel, und vergeht schon wieder, wenns auch etwas weh thut."

Eines Tags war Gottfried mit mehrern Kindern vor der Stadt an einem Mühlgraben, und hatte sich durch vieles Laufen schon sehr erhitzt. „Kommt, sagte er, wir wollen über den Graben springen!" Ohne ihre Antwort abzuwarten, lief er, sprang und fiel hinein.

Das entsetzliche Geschrei der Kinder zog einige Menschen herbei, welche alles thaten, Gottfried zu retten. Es gelang ihnen auch; aber Gottfried war wie todt. Der Schrecken und die plötzliche Erkältung hatten ihm alle Glieder gelähmt. —

Welch einen Anblick hatten die armen Aeltern, da die Leute ihr Kind getragen brachten. „Ach wir unglücklichen Aeltern, riefen sie, und rangen die Hände; haben wir das an dir erleben müssen?"

Man holte einen Arzt, und Gottfried wurde ausgezogen und ins Bette gebracht. Der Arzt that alles, was nur möglich war, das unglückliche Kind wieder gesund zu machen, aber es gelang ihm nicht. Gottfried

blieb am ganzen Leibe gelähmt, er konnte keine Hand, keinen Fuß konnte er bewegen. Da saß er auf einem Stuhle den ganzen langen Tag, und war nicht einmal im Stande zu essen, wenn ihn nicht jemand fütterte.

Den armen Aeltern brach das Herz, wenn sie ihren Sohn nur ansahen. „Ach Gott, sagten sie, es wäre besser, er stürbe! Er kann in seinem ganzen Leben doch keine Freude haben; er kann nichts lernen, und wird sich und andern zur Plage seyn. — Gottfried selbst wünschte sich oft den Tod, so elend fühlte er sich — aber der Tod kam nicht. „O, seufzte er oft, an all meinem Elend bin ich nun selbst Schuld. Wie könnt ich so gesund seyn, wäre ich nicht so wild und unvorsichtig gewesen!"

Nachdem aber Gottfrieds Aeltern gestorben waren, fühlte er erst sein Elend ganz.

Er kam zu fremden Leuten, die für ihn sorgen sollten. Diese konnten sich aber oft den ganzen Tag nicht um ihn bekümmern, weil sie außer dem Hause Geschäfte hatten, durch welche sie ihr Brod verdienen mußten. Da saß er nun allein in der Stube, ohne Essen und Trinken, keiner war da, mit dem er sprechen konnte, denn jeder ging seiner Arbeit nach; nicht einmal eine Fliege konnte er sich abwehren, wenn sie sich ihm auf Stirn und Augen setzten und ihn stachen, nicht einen Schweißtropfen konnte er sich abwischen, und die Zeit wurde ihm unsäglich lang. Da weinte Gottfried oft den ganzen Tag — aber alle die Reue war zu spät.

Zus. Man kann auch wohl ohne seine Schuld so unglücklich werden, aber dann hat man doch nichts zu bereuen. — Das höchste Elend ist, durch völlig eigene Schuld elend geworden zu seyn.

89) Iß nichts, was du nicht kennst.

„O Vater, sieh einmal die schönen schwarzen Beeren, die ich hier habe," rief Friz seinem Vater zu, welcher mit ihm in den nahgelegenen Wald war spazieren gegangen — die müssen gut schmecken! — Eben wollte Friz ein Beerchen in den Mund stecken, als der Vater ängstlich rief: „halt, es ist Gift!" — da erschrak Friz und ließ die Beeren fallen. — Es war die Wolfskirsche, (Belladonna Atropa), welche er abgepflückt hatte. Die schöne schwarze glänzende Farbe ließ ihn glauben, daß sie sehr gut schmecken müßten; ja er hatte sich schon vorgesezt, seinem Bruder Karl und der Schwester Wilhelminen ein Händchen voll mitzubringen. Wie gut war es, daß er seinem Vater gerufen hatte!

Jezt belehrte der Vater seinen Sohn, daß er durchaus nichts essen müsse, was er nicht ganz genau kenne, es möge so schön aussehen, wie es wolle; und es möge auf Sträuchern und Stauden wachsen, oder in der Erde, denn es gäbe gar viele giftige Gewächse, die er ihm nach und nach zeigen wolle. — Der Vater erzählte ihm bei dieser Gelegenheit folgende Geschichte.

Ein Paar Knaben gingen an einem Bache spazieren, an dessen Ufer das Vieh einige Wurzeln von dem Wasserschierling hervorgetreten hatte. Die Knaben hiel-

ten die Wurzeln für Pastinakwurzeln, und aßen mit großem Vergnügen davon, und gingen dann nach Hause.

Der eine, ein sechsjähriger hübscher Junge, war kaum ein Paar Minuten zu Hause gewesen, als er schon über schreckliche Schmerzen im Magen klagte. Dann fing sein ganzes Gesicht fürchterlich an auszusehen, bald fühlte und hörte und sah er nicht mehr, er verdrehete die Augen, und knirschte mit den Zähnen, welche er jedoch nicht auseinander bringen konnte. Aus seinen Ohren strömte Blut. An seinem Herzen fühlte man einen großen Klumpen, welcher stark klopfte, besonders wenn man die Hand daran hielt, und öfters schien es, als wenn er sich erbrechen wollte, welches aber nicht anging, weil der Mund fest verschlossen war. Am ganzen Leibe hatte er die entsetzlichsten Zuckungen, und verdrehete die Glieder so fürchterlich, daß es niemand ansehen konnte. Oft bog er den Kopf hinten über, und den Rücken machte er so krumm, wie einen Bogen. Endlich fiel er in einen festen Schlaf, aus welchem ihn nichts erwecken konnte — er starb.

Nach seinem Tode fingen das Gesicht und der Bauch an aufzuschwellen, um die Augen war ein blauer Ring, und aus dem Munde floß ein grüner Schaum, welcher so oft wieder kam, als er abgewischt wurde.

Der andere Knabe, welcher noch ein Paar Jahre älter war, starb auf eben diese Weise. — Man hatte zwar Aerzte herbeigerufen, aber die unglücklichen Kinder konnten nicht mehr gerettet werden.

Zus. Einige nothwendige Belehrung über giftige Gewächse (Blumen, Wurzeln, Blätter, Säfte,) erbitte dir von deinem Lehrer. Auch von Giften, die man sonst noch hat — Arsenik z. B.

90) Spiele nicht mit Gewehr.

Der Jäger Oehlfeld hatte seinen Kindern mehrmalen untersagt, mit dem Gewehr zu spielen, weil sie sehr leicht damit Schaden anrichten, und sich wohl gar ums Leben bringen könnten. Er erzählte ihnen auch mancherlei Geschichten von Leuten, die durch ihre Unvorsichtigkeit im Gebrauch des Gewehrs für ihre ganze Lebenszeit unglücklich geworden wären, und von einigen Kindern, die sich auf diese Weise getödtet hätten.

Andreas, das älteste unter Oehlfelds Kindern, hörte sehr wenig auf das, was der Vater sagte. „Ich will mich schon in Acht nehmen, dachte er, daß ich keinen Schaden anrichte;" und spielte öfters heimlich mit dem Gewehr des Vaters, so sehr ihn auch dann sein Bruder Christian bat, es nicht zu thun. Was bist du doch so furchtsam, antwortete er ihm dann gewöhnlich, du weißt ja, daß der Vater immer den Schuß auszieht, ehe er die Büchse hinhängt.

Eines Tages, da die Aeltern abwesend waren, spielte Andreas auch mit einer Jagdflinte. Er ging auf seinen Bruder zu, er stellte sich, als ob er ihn todschießen wollte, legte an und zielte nach Christianen, welcher ihm aber auswich. Mit allen Bitten konnte Christian sei-

nen Bruder nicht bewegen, die Flinte wieder hinzuhängen, und als derselbe gar weggehen wollte, so wollte ihn Andreas noch ein wenig necken, ging ihm mit der Flinte nach, und drückte los. — Ein Knall! — und der arme Christian lag in seinem Blute da. — Die Flinte war unglücklicher Weise geladen gewesen.

Aus Angst lief Andreas in den Wald, welcher dicht neben seiner Aeltern Wohnung lag, denn er fürchtete seinen Bruder erschossen zu haben. Zum Glück war aber der Schuß nur ins Fleisch der Lende gegangen. Welch ein Jammer für die armen Aeltern, wie sie nach Hause kamen; Christian blutend und verwundet, und Andreas nirgends zu finden. Man schickte nach einem Wundarzte, und man suchte Andreas, welcher erst spät gegen Abend gefunden wurde.

Der arme Christian! Sechs Wochen lang mußte er an seiner Wunde viel Schmerz ausstehen, und diese Zeit verstrich auch sehr traurig für Andreas und für seine Aeltern.

Christian ward wieder gesund, und Andreas rührte seit dieser Zeit kein Gewehr wieder an, bis er erst in ältern Jahren von seinem Vater erlernt hatte, gehörig damit umzugehen.

Zus. Ihr müßt nicht glauben, nur Gewehr sey so gefährlich. Das Werfen mit Steinen, das Schießen mit Spielarmbrüsten, mit Blaseröhren u. s. w. kann auch übel genug ablaufen, ja selbst das so gewöhnliche Schnippen mit Kirschkernen. Behutsamkeit und Vorsicht, sind überall am rechten Orte!

91) Luise, die Blumenfreundin.

Eben hatte sich die kleine Luise in ihrer Kammer zu Bette gelegt, als der Vater hineintrat, und in dem Fenster einige Töpfchen mit Blumen stehen sahe. Er nahm die Blumen und trug sie hinaus — es waren meistens Lilien, welche sich Luischen erst am Abend abgebrochen hatte.

„Vater, warum trägst du meine Blumen hinaus?" fragte das Mädchen. — „Weil sie sehr gefährlich werden können, war die Antwort des Vaters, zumal wenn es recht stark riechende Blumen sind, wie Lilien. Man kann ganz betäubt davon werden, Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten und andere Zufälle bekommen. Jetzt schlaf nur, setzte er hinzu, morgen will ich dir mehr davon sagen."

Am andern Morgen erinnerte Luischen ihren Vater an sein Versprechen und er suchte ihr nun begreiflich zu machen, warum die Blumen am Tage weniger schädlich wären, als des Nachts, und daß das mit Früchten und Blättern eben so sey. Er erzählte ihr auch Folgendes.

92) Das kleine Orangeriebäumchen.

Eine vornehme Frau hatte sich ein kleines Orangeriebäumchen gekauft, und hatte es in ihr Schlafzimmer stellen lassen. Auf einmal wird sie des Nachts von einer großen Aengstlichkeit und Beklemmung überfallen, der Kopf ist ihr so schwer und so betäubt, und sie weiß selbst nicht, wie ihr wird. Sie will aufstehen, kann sich aber nicht helfen, und fällt zum Bette hinaus, neben welchem sie auch sinnlos liegen bleibt.

Zum Glücke hört ihr in einer Nebenkammer schlafender Bruder das Geräusch, geht in das Zimmer seiner Schwester, und findet sie wie todt da liegen, und merkt an dem starken Geruche der Blüthen bald, woran es liegt. Er reißt sogleich die Fenster auf, damit frische Luft in das Zimmer komme, macht die Thüren auf, und trägt das Orangeriebäumchen hinaus. — Nachdem er seine Schwester einigemal mit kaltem Wasser besprützt hatte, erholte sie sich etwas, und fing wieder an zu athmen. Man schickte auch zugleich zum Arzte, welcher die nöthigen Verordnungen gab, aber erst nach vier Tagen befand sie sich völlig wieder hergestellt.

An dem ganzen Zufalle waren zwei kleine Orangerieblüten Schuld, welche in dieser Nacht aufgebrochen waren, denn alle übrigen Blüten waren noch in ihren Knospen.

93) Nur eine gute Lebensordnung erhält die Gesundheit.

„Wenn ich nur wüßte, was mir immer fehlte?" sagte Herr Niemand einmal zu seinem Hausfreunde, der sein Arzt war. Ich werde meines Lebens nicht froh — immer so träge und wüste im Kopfe, und niemals vergnügt und heiter, und doch kann ich nicht sagen, daß ich große Sorgen hätte, oder daß ich eigentlich krank wäre."

„Was dir fehlt? antwortete sein Freund, — das will ich dir wohl sagen. Eine gute Lebensordnung fehlt dir. Des Abends ißt du eine Menge von Speisen, und

die machen dir den Schlaf ungesund, und des Morgens bleibst du viel zu lange liegen, und das macht dich träge und wüste im Kopfe. Oder du wachst zuweilen halbe Nächte hindurch, und das ist eben so schlimm. Kuchen und solche Dinge issest du am liebsten, und das beschwert deinen Magen am meisten; und Kaffee und Thee dürfen beinahe nicht von deinem Tische kommen. Sag, wie kann es da anders seyn. — Dazu kommt, daß du noch ein wenig unreinlich bist. Oft wechselst du in vierzehn Tagen kaum einmal die Wäsche, und früh dich mit kaltem Wasser zu reinigen, daran denkst du kaum. — Und wie steht es denn mit deiner Bewegung? Zuweilen kommst du ja in 8 Tagen nicht einmal an die freie Luft, und hältst die Fenster auch immer fest verschlossen, als ob die Luft Gift mit sich führte. — Kurz, wie gesagt, deine ganze Lebensordnung taugt nichts, und ehe du die nicht änderst, wirst du auch nicht gesund werden."

Herr Niemand dankte seinem Freunde. Er stand zu rechter Zeit auf, er aß mäßig, zumal des Abends, Kaffee und Thee trank er nur wenig, er wachte nicht bis tief in die Nacht hinein, und an Reinlichkeit und hinlänglicher Bewegung ließ er es nicht fehlen, und er befand sich wirklich seit dieser Zeit merklich gesunder.

Zus. Es wäre aber doch unrecht, es mit der Lebensordnung so streng zu nehmen, daß man nie, und in keinem Falle wenigstens einigermaßen davon abgehen sollte. — Man ist dann gewöhnlich sehr übel dran, wenn man nun wirklich einmal davon abzugehen gezwungen ist.

94) Gotthold und Ernst; oder: die kranken Kinder.

Gotthold und Ernst, zwei Brüder, lagen an den Blattern krank, die grade in dem Jahre sehr gefährlich waren. Die Aeltern thaten alles Mögliche, ihren Kindern die Krankheit zu erleichtern, und hatten einen geschickten Arzt zu Rathe gezogen, der die nöthigen Arzeneien verordnete, und vorschrieb, wie sie sich zu verhalten hätten. Wenn ihr mir folgt, sagte er zu den beiden Knaben, und hübsch einnehmt, so sollt ihr bald wieder gesund seyn.

Gotthold war sehr folgsam gegen die Vorschriften des Arztes, und nahm ohne Widerstreben die Arzeneien, die für ihn bestimmt waren und in wenigen Wochen hatte er die Krankheit überstanden, obwohl er die Blattern fast ärger gehabt hatte, als sein Bruder.

Ernst war grade das Gegentheil von seinem Bruder; er war ungeduldig, er heulte und schrie, wenn es nicht gleich besser wurde, warf sich mitten in der Hitze blos, und wenn er Arzeneien nehmen sollte, so schloß er den Mund fest zu. Wie sehr auch die Mutter den Knaben bat, wie liebreich sie ihm auch vorstellte, daß er durch sein Betragen das Uebel nur ärger mache, und desto länger krank seyn werde, Ernst blieb bei seinem Eigensinn und bei seiner Thorheit, und da sein Bruder eher gesund war, so wurde er auch dadurch noch nicht klug, sondern trieb es noch ärger, als zuvor.

Was hatte der thörichte Knabe davon? Nicht nur daß er viel länger krank war, als sein Bruder, er bekam auch noch von den Blattern ein großes Geschwür an dem einen Arme, welches einigemale geschnitten werden mußte, und auf dem linken Auge hatte sich ein Fell gesetzt, welches ihn sehr am Sehen hinderte. Dem Arme wurde geholfen, obwohl Ernst vielen Schmerz daran ausstehen mußte, aber das Fell auf dem Auge konnte der Arzt nicht wegbringen, so viel Mittel er auch anwandte, und so willig Ernst jetzt auch alles befolgte, was ihm vorgeschrieben wurde.

Ein volles Vierteljahr hatte es gedauert, ehe Ernst wieder umher gehen konnte. „Sieh, armes Kind, sagte der Arzt, daran bist du ganz allein Schuld, daß du so lange erst hast krank liegen müssen. Du hast dir durch deinen Eigensinn, und durch deine Ungeduld die Krankheit viel schwerer gemacht, du hast viel mehr Schmerz ausstehen müssen, du hast dir das Geschwür am Arme zugezogen, du wirst leider zeitlebens ein blindes Auge behalten, und du hast deinen guten Aeltern in dieser Krankheit zehnmal mehr Mühe und Geld gekostet, als dein Bruder.“

Zus. Mehrere körperliche Uebel sind nie wieder gut zu machen, wenn man nicht gleich anfangs den Vorschriften einsichtsvoller Aerzte genau Folge leistete. — Bei Hautkrankheiten; Scharlach, Masern, vorzügliche Sorgfalt.

95) Der Taglöhner Christian; oder: man muß auch nicht allzusehr um seine Gesundheit sorgen.

Christian, der Taglöhner, war immer sehr für seine Gesundheit besorgt, und wenn es draußen ein wenig stürmte, und kalte rauhe Luft war, so wollte er nicht hinaus, und wollte nicht arbeiten, wenn auch schon seine Frau und seine Kinder nichts zu essen hatten.

„Du bist ein schlechter Mensch, sagte ihm sein Bruder, wenn du so ängstlich für deine Gesundheit besorgt seyn willst, daß du deine Pflichten darüber vergissest. Willst du denn deine Kinder darum hungern lassen, weil du ein bischen Husten oder Schnupfen bekommen könntest? Wenn man wichtigere Pflichten zu üben hat, so muß man nicht so ängstlich auf die Gesundheit sehen.“

Zus. Wie viel sind der Fälle, wo man von seiner Bequemlichkeit, Ruhe, Schlaf, gewöhnlichen Ordnung, manches aufopfern muß, wenn man seine Pflichten erfüllen will! und nicht nur aufopfern, sondern selbst wagen muß man zuweilen.

96) Der bedenkliche Herr Beier.

An einem Bache spielte ein Kind, und fiel hinein. Dies sahe Herr Beier. Er wußte wohl, daß der Bach nicht so tief war, daß das Kind nicht hätte können gerettet werden, wenn er nur bis an den halben Leib hätte hineinwaden wollen. Aber da stand er, und besann sich, und fürchtete sich, so weit ins Wasser zu gehen, weil er sich leicht erkälten könnte.

Das Kind wäre ertrunken, wenn nicht ein anderer Mann hinzugekommen und rasch ins Wasser hineingesprungen wäre. Alle Menschen lobten diesen Mann, aber Herrn Beier verachteten sie von dieser Zeit an, und spotteten über ihn.

That denn Herr Beier nicht recht, daß er für seine Gesundheit besorgt war?

97) Sollte denn Töffel seine Ruhe nicht haben?

„Wach auf, Töffel!" rief Marthe, eine brave Bauersfrau, ihrem Sohne zu. „Geschwind Töffel! in Kirchfeld brennts. Spann die Schimmel an, daß du den armen Leuten ihre Sachen noch mit retten kannst." — Ach Mutter, antwortete Töffel gähnend, der Mensch muß seine Ruhe haben! Ihr wißt ja, daß mir gleich den andern Tag nicht recht (wohl) ist, wenn ich nicht ordentlich geschlafen habe.

„Wart, du fauler Schlingel, sagte der Vater, der draußen nach dem Feuer gesehen hatte, und eben wieder herein trat, ich will dir die Ruhe gleich geben! Das ganze Dorf ist schon wach, und du willst da im Bette liegen und faullenzen!" — Töffel mußte aus dem Bette, und die Pferde anspannen.

Wer hatte von beiden recht, die Aeltern oder Töffel? — Sollte denn Töffel seine Ruhe nicht haben?

Neunte Abtheilung.

Gehorsam gegen Aeltern und Vorgesetzte. Liebe gegen Aeltern und Geschwister. Dankbarkeit gegen Lehrer und Wohlthäter.

---

98) Man muß den Aeltern gehorchen.

„Aber, lieber Vater, fragte Valentin, warum müssen denn Kinder ihren Aeltern immer gehorsam seyn?" — Weil sie es nicht verstehen sich selbst zu regieren, war die Antwort. Die Aeltern haben mehr Verstand und Einsicht, und wissen besser, was den Kindern gut ist. Ungehorsame Kinder sind meistens böse Kinder.

Du weißt doch wohl, wie dein kleiner Vetter Theodor ist, der niemals seinen Aeltern folgt? Seine lieben Aeltern lassen ihm aus allzugroßer Liebe fast immer seinen Willen, aber es kommt selten etwas Gutes dabei heraus. Oft sagt er, „ich mag nicht in die Schule gehen" und fragt nichts darnach, wenn ihn die Aeltern auch noch so sehr darum bitten, daß er doch hinein gehen möchte. Darüber ist er aber auch so ungeschickt geblieben, daß er noch nicht einmal ordentlich lesen kann. Wenn ihm die Aeltern manche Speisen untersagen, so ißt er nur noch mehr davon, und ist deswegen schon oftmals krank gewesen. Neulich wollte er aufs Eis gehen. Die Aeltern untersagten es ihm; es ist noch nicht stark und fest genug, lieber Theodor, sagten sie, du könntest durchbrechen und ertrinken, aber Theodor gehorchte

nicht. Er ging aufs Eis, und du weißt wohl, was ihm begegnet ist; das Eis brach wirklich und wenn nicht Leute in der Nähe waren, so wär er vielleicht ertrunken, — er liegt noch krank zu Bette.

Was meinst du, Valentin, fragte der Vater noch, würde deine Mutter oder ich wohl etwas von dir fordern, was dir schädlich wäre? — O, antwortete Valentin — die Mutter hat mich ja so lieb, und du bist mir auch so gut!

Zus. Gehorsam ist gleichsam ein Stamm, aus welchem, wie Zweige, manche andre gute Eigenschaften hervorgehen, z. B. Fleiß, Ordnung, Verträglichkeit, Reinlichkeit u. s. w. — Dies ganze Leben besteht nur durch Gehorsam. — Keiner darf ganz nach Willkühr handeln.

99) Der unglückliche Waldberg; oder: die Folgen des Ungehorsams.

Der unglückliche Waldberg hatte in seiner Kindheit bei seinen Aeltern nicht gehorchen gelernt. Er that was er wollte, und kehrte sich nicht daran, wenn ihm seine Aeltern sagten, daß es auf diese Art nie gut gehen würde.

Der Knabe war vierzehn Jahr alt. Jetzt wurde er zu einem braven Meister in die Lehre gegeben, daß er das Drechslerhandwerk erlernen sollte. Der Knabe hörte nicht darauf, wenn ihm sein Lehrherr etwas sagte; er hatte nicht gehorchen gelernt, und so wollte er immer alles anders machen, als er angewiesen wurde. Sein Lehrherr gab ihm erst sanfte, dann ernsthafte

Ermahnungen, aber der Knabe hörte nicht darauf, denn er war einmal daran gewöhnt, immer nur nach seinem Willen zu handeln. Oft wollte er gar nicht arbeiten, und oft verdarb er dem Meister manches schöne Stückchen Holz, weil er alles nach seinem Kopfe machen wollte. Der Meister züchtigte den Knaben einigemale empfindlich, und dieser lief ihm nun davon. — „Gut, daß der Bube fort ist, sagte der Meister — es wird ohnehin niemals etwas aus ihm, er hat keinen Gehorsam gelernt.“

Der Vater brachte den ungehorsamen Knaben noch zu einigen andern Lehrherrn, aber es ging überall eben so, und zuletzt wollte kein Meister mehr den wilden Jungen in die Lehre nehmen. Die Aeltern mußten ihn behalten und starben beide binnen wenigen Jahren, zum Theil aus Gram über ihren Sohn, der weder ihnen, noch andern gehorchen wollte.

Ein weitläuftiger Vetter, der ein Bauergütchen auf einem Dorfe hatte, nahm ihn zu sich. „Du kannst bei mir dein Auskommen haben, sagte er zu ihm, wenn du die Feldwirthschaft erlernen und brav arbeiten willst.“ Aber weil Waldberg von Jugend auf ungehorsam gewesen war, so war er nicht ans Arbeiten gewöhnt, und was er that, machte er immer ganz anders, als ihm geheißen war. Es setzte tüchtige Hiebe mit der Karbatsche, aber die halfen meist nur auf einen oder zwei Tage, dann zeigte sich die alte Unart wieder.

Gro-

„Großer Bengel, sagte der Vetter zu ihm, wenn du nicht gehorchen lernst, so wirst du in deinem Leben nirgends fortkommen. Ich habe durch deinen Ungehorsam schon manchen Schaden gehabt, und ich werde dich am Ende noch fortjagen müssen."

Das geschahe sehr bald. Der Vetter hatte ihm befohlen, seinen Pferden niemals grünen Klee zu geben. — „Ich will ihnen schon selbst geben, sagte er, so viel ihnen gut ist." Grade weil es der Vetter verboten hatte, so fütterte Waldberg den Pferden grünen Klee. Die Pferde fingen bald darauf an aufzuschwellen, und standen in Gefahr zu krepiren, und wenn ihnen nicht schnelle Hülfe geschehen wäre, so wären sie gewiß drauf gegangen.

„Fort mit dir Schlingel, sagte der Vetter, du würdest mich zum armen Manne machen, wenn ich dich länger behielte," und Waldberg wurde fortgejagt. — Der elende Mensch wußte nicht was er anfangen sollte. Ein Paar Tage trieb er sich umher und mußte sich vom Betteln erhalten, und des Nachts unter freiem Himmel schlafen. Da nahm er sich nun fest vor gehorsam zu seyn, wenn er nur erst wieder ein Unterkommen hätte. — Er fand es bald bei einigen Werbern, die ihn antrafen. Waldberg wurde Soldat.

Im Anfange war er sehr folgsam — aber kaum hatte er sich nach einigen Wochen an seinen neuen Stand gewöhnt, so regte sich die alte Unart wieder — er wollte nach seinem eigenen Einfalle sich anziehen,

und exerziren und marschieren, aber der Stock des Unteroffiziers lehrte ihm Ordnung.

Fast täglich empfing Waldberg Prügel. — Man kann denken, wie ihm das gefiel. Er suchte auch bald heimlich zu entkommen (zu desertiren), aber man bekam ihn wieder, und er mußte Spitzruthen laufen. Er versuchte es noch einmal, weil es ihm unmöglich war zu gehorchen und weil er deshalb fast täglich geprügelt wurde, und er empfing dieselbe Strafe — aber so arg, daß man noch nicht weiß, ob er mit dem Leben davon kommen wird.

100) Anton und Lieschen; oder: die Kinder, die sich selbst regieren wollen.

Anton und Lieschen wünschten einmal, daß sie doch möchten thun können, was sie wollten, und daß ihnen keiner möchte etwas zu befehlen haben. Ha, sagten sie, da wollten wir einmal vergnügt seyn. — „Wenn ihr meint, sagte der Vater, so können wir es wohl einmal auf einen Tag probiren. Von morgen an habt ihr euern Willen — niemand im ganzen Hause wird euch etwas sagen.“

Die Kinder sprangen vor Freuden hoch in die Höhe. „Morgen! morgen! sagten sie vergnügt zu einander, und konnten kaum erwarten bis es morgen war.

Der Morgen kam. Sonst hatte man sie bald nach sechs Uhr geweckt, heute schliefen sie bis nach acht Uhr. Wie sie aufstanden, so waren sie viel träger und ver-

drossener als sonst, und das Frühstück schmeckte nicht halb so gut. — Sie ließen sich anziehen und nun wollten sie spielen. — Es war schon neun Uhr.

„Aber was spielen wir denn?" fragte Anton seine Schwester. Da hatte nun jedes ein anderes Spiel im Vorschlage, und keines wollte das Spiel des andern. Anton wollte Kutscher und Pferd, oder Hirsch und Jäger und Hund spielen, oder Steckenpferdchen, und Lieschen wollte Kartenhäuser bauen, oder Blindekuh oder Verstecken spielen. Die Kinder stritten und zankten sich, und jedes drohete dem andern, daß es gar nicht mit ihm spielen wollte. Jedes stellte sich in eine Stubenecke, und that böse mit dem andern. Darüber wurde beiden Zeit und Weile lang. Die Glocke schlug zehn — vom ganzen Vormittag waren nur noch zwei Stunden übrig.

„Komm, sagte Anton endlich zu Lieschen, wir wollen Blindekuh spielen, du sollst die Blindekuh seyn!" — „Ja, antwortete Lieschen verdrießlich, daß du mir wieder einen Stuhl hinstellst, wie neulich, wo ich mir fast den Kopf aufgeschlagen hätte — — du mußt heute Blindekuh seyn."

Anton wollte nicht Blindekuh seyn, Lieschen wollte es nicht seyn. Die Kinder veruneinigten sich aufs neue, und standen wieder jedes in einer Ecke. Anton pfiff, Lieschen trallerte! Anton holte sich Pferd und Peitsche, Lieschen ihre Puppe. — Das einsame Spiel wurde den Kindern bald unausstehlich. Anton warf seine

Peitsche weg und stellte sein Pferd in den Winkel; Lieschen vergaß mit ihrer Puppe zu plaudern.

„Komm, lieber Anton, fing Lieschen an, ich will dein Pferd seyn.“ – Oh! oh! rief Anton, das ist schön. Anton holte seine Peitsche wieder. Sieh, sagte er zu seiner Schwester, hier habe ich einen langen Riemen, das soll der Zügel seyn! Du nimmst den Zügel in den Mund, und ich lenke denn daran. — „In den Mund, antwortete Lieschen; i pfui doch — wer soll denn den alten Riemen in den Mund nehmen, den du schon überall umher geschleppt hast?“ — Anton behauptete, der Zügel müßte in den Mund, denn so sey es ja doch bei den Pferden; Lieschen meinte, das sey gar nicht nöthig, man kann ihn eben so gut um den Leib befestigen, auch sey sie ja kein wirkliches Pferd. Keiner gab nach und aus dem Spiele wurde nichts. Jeder spielte wieder für sich allein, Anton holte seinen Hund, Pferde, Soldaten; Lieschen ihre Puppen, Spiegel und Bänder; aber sie hatten sehr wenig Freude dabei.

Es war Mittag. „Wollet ihr nicht essen?“ fragte der Vater, der eben hereintrat. — Die Kinder freuten sich, daß es zu Tische ging, und vergaßen ihren Unmuth.

Ei welche herrliche Gerichte hatte die Mutter heute auftragen lassen! — Es war gerade ein Fremder da, welchen der Vater sehr werth hielt. Da stand Kuchen — Torte und Obst, und jedem war sein Glas hingesetzt zum Wein.

„Kinder, sprach der Vater, wenn ich euch heute etwas zu befehlen hätte, so dürftet ihr keinen Wein trinken, und von allem Gebackenen dürftet ihr nichts essen, außer etwas Wenigen von diesem Kuchen; indessen ihr seyd heute einmal eure eigene Herrn, ihr könnt es damit halten wie ihr wollt."

Die Kinder aßen ganz unmäßig von dem Gebackenen und fast gar keine Suppe und Gemüse. Lieschen trank ein großes Glas Wein aus, Anton trank fast zwei. Der Kopf wurde den Kindern so schwer, der Bauch war ihnen so voll, so ausgespannt. Es gefiel ihnen nicht länger am Tische. Komm, wir wollen in den Garten, sagte Anton zu Lieschen, und zog seine Schwester mit fort.

Im Garten war ein kleiner Teich, und auf dem Teiche ein Kahn. Ha, rief Anton, wir wollen uns auf dem Kahne fahren, komm, liebes Lieschen. — „Fahren? sagte Lieschen, du weißt ja, daß uns das verboten ist." — Heute ist uns nichts verboten, furchtsames Mädchen, antwortete Anton — und die Kinder gingen zum Kahn, den sie aber nicht losmachen konnten, weil er an einen großen Pfahl fest angeschlossen war. Nun, sagte Anton, so wollen wir uns wenigstens auf dem Kahne ein wenig hin und her schaukeln; und die Kinder stiegen in den Kahn hinein.

Anton wackelte an dem Kahne, aber er wurde das bald überdrüßig. Er wurde verwegen, und wollte nun gar auf den Rand des Kahns steigen, um mit beiden

ausgespreizten Füßen denselben stärker hin und her zu schaukeln. Darüber kam der Kahn in ein sehr starkes Schwanken. Anton verlor das Gleichgewicht und konnte sich nicht länger erhalten, Lieschen faßte nach seinem Rocke, um ihn zurückzuziehen, Anton aber war ihr zu schwer, und beide Kinder stürzten in den Teich.

Schnell sprang der Vater hinzu, der ihnen zum Glück heimlich nachgegangen war, und ergriff mit jeder Hand eines seiner thörichten Kinder, und trug sie ins Haus. Die Unverständigen waren halb todt, und konnten sich lange nicht besinnen. Sie fingen so heftig an zu zittern, als man sie auskleidete und ins Bette brachte, daß ihre Zähne klapperten; sie bekamen fürchterliche Kopfschmerzen, Schneiden im Unterleibe, und dann fingen sie an sich zu erbrechen. Hitze und Frost folgten einander abwechselnd.

Drei Tage blieben die Kinder so krank, mußten Arzeneien nehmen, am vierten konnten sie wieder aus dem Bette seyn. „Nun, wie stehts, fragte sie der Vater? — wollt ihr noch eure eigene Herrn seyn? Ihr könnt immer noch euren Willen haben.“ — „Nein, mein lieber Vater, riefen beide Kinder, wir wissen ja nicht, was uns gut ist, wir wollen uns nicht wieder selbst regieren!

Zus. Diese Kinder lernten aus eigner Erfahrung, wie gut es für Kinder ist, daß sie Aeltern, Lehrern und Vorgesetzten gehorchen müssen. — Blos aus Mangel an Gehorsam kommen noch täglich eine Menge Kinder in Schaden.

101) Eduard; oder: ein Kind muß Aeltern und Lehrern folgen, wenn es auch nicht immer weiß, warum?

Eduard hatte immer viel einzuwenden, wenn ihm seine Aeltern und Lehrer etwas befahlen. Seine ewige Frage war: „Aber warum soll es denn so seyn?“ Sein Vater bedeutete ihn, daß ein Kind seinen Aeltern und Lehrern auch alsdann folgen müßte, wenn man ihm auch nicht immer die Ursache angäbe.

„Geh mir heute nicht auf die Gartenbrücke,“ sagte eines Tages der Vater zu seinem Eduard. „Aber warum denn nicht, lieber Vater,“ fragte Eduard — der Vater hatte jetzt grade keine Zeit ihm darauf zu antworten.

Die Brücke ging über einen kleinen Bach, der aber zu Zeiten, vorzüglich im Frühjahre, wenn der Schnee aufthauete, sehr stark anschwellte.

„So möcht ich doch in aller Welt nur wissen, dachte Eduard, warum ich nicht auf die Brücke gehen soll?“ — Grade heute wär er so gern darauf gewesen, eben war der Schnee zerschmolzen, der Bach war aufgeschwollen und wälzte sich in großen Wellen daher, auf welchen mächtige Eisschollen sich auf- und niederwogten. Der Anblick war gar zu prächtig — Eduard mußte sehen, wie die Schollen unter der Brücke hingingen. Ei, dachte er, der Vater hat das wohl nur so gesagt — warum sollte ich mich nicht ein Bischen auf die Brücke stellen dürfen?

Er stellte sich auf die Brücke. Es sahe gar zu schön

aus, wie das Wasser rauschte und strömte, und wie die Eisschollen bald da, bald dort ans Ufer stießen, und sich ein Paarmal umdreheten, ehe sie weiter kamen. Jetzt kam eine Scholle, größer als alle vorigen: halt, sagte Eduard zu sich selbst, da muß ich doch sehen, wie sie sich unter der Brücke durchzwingt. Die Scholle kam, sie stieß mit aller Macht an den einzigen ziemlich morschen Pfeiler, auf welchem die hölzerne Brücke ruhete. — Ein Krach, — und der Pfeiler war entzwei. Jetzt hob das Wasser die Brücke in die Höhe, drehete sie um, und trug sie fort. Eduard wollte um Hülfe schreien — aber kein Wort, keinen Laut konnte er vor Entsetzen von sich geben, der Schrecken hatte ihm die Zunge und alle Glieder gelähmt. Todtenbleich, zitternd am ganzen Leibe stand er da, und seine Knieen schlotterten so heftig, daß er kaum sich fest erhalten konnte.

Ein Paar tausend Schritte war Eduard mit der Brücke fortgeschwommen, ohne daß er einen Menschen sahe, der ihn hätte retten können. — Die Angst des Knaben war unbeschreiblich. — „Ach Gott, stammelte er kaum hörbar, rette mich — nur das — nur dasmal!"

Jetzt kam er an einen Ort, wo sich Leute befanden. Mit großen Haken und Stangen, die sie zum Glück bei der Hand hatten, um die Holzstücken aufzufischen, welche mit dem Wasser geschwommen kamen, brachten sie die Brücke bis ans Ufer heran, und retteten den zitternden Knaben, der noch kein recht vernehmliches Wort zu sagen im Stande war. — Erst behielten sie

ihn einige Zeit bei sich, damit er sich etwas erholen möchte; ehe er zu seinen Aeltern käme. Die guten Aeltern, wie erschracken sie, da sie von der Gefahr hörten, aus der ihr Sohn gerettet war, und wie herzlich dankten sie Gott.

Eduard blieb fast den ganzen Sommer kränklich, und mußte viel Arzeneien nehmen, denn der Schrecken hatte ihn heftig angegriffen. Erst gegen den Herbst befand er sich völlig wieder wohl. — Seit dieser Zeit fragte er nicht erst lange, warum er etwas thun oder lassen sollte, wenn seine Aeltern nicht Zeit hatten, ihm die Ursachen zu erklären, oder wenn sie ihm sagten, daß er sie noch nicht verstehen könne. — Er war durch seine Erfahrung klüger geworden.

102) Kindesliebe; oder: der Sohn, der für seinen Vater die Strafe leiden will.

Ein vornehmer Diener eines mächtigen Königs hatte ein sehr großes Verbrechen begangen, um dessentwillen er hart gestraft werden sollte. Keiner bat für den Mann, keiner nahm sich seiner an, obwohl dies Verbrechen das einzige Böse war, was man von ihm wußte. Und doch wurde der Mann von der Strafe befreyt. Durch wen? — durch seinen Sohn, einen schönen liebenswürdigen Jüngling.

Der Jüngling trat vor den König. Großer König, sprach er, schone meines armen Vaters, und lege die Strafe auf mich — ich bin sein Sohn, mache mit mir was dir gefällt! — Ich bin es zufrieden, sagte der

König, dein Vater sey frei — du duldest seine Strafe. Mit Freuden dankte der Jüngling dem Könige, und ging ins Gefängniß.

Der Tag der Strafe kam. Oeffentlich sollte der Rücken des guten Jünglings mit Peitschenhieben gegeißelt werden — schon war alles dazu angesetzt, schon sollte der Jüngling aus seinem Gefängnisse an den Ort hingeführt werden, wo die Missethäter gegeißelt wurden, und eine große Menge Volks hatte sich bereits versammelt, das grausame Schauspiel mit Mitleid und Schaudern anzusehen. Geduldig ließ sich der Jüngling hinführen, und pries sich glücklich seines Vaters Retter werden zu können. Da kam ein Bote vom Könige, der Jüngling sollte vor ihn gebracht werden.

„Guter, frommer Sohn, redete ihn der König an, ich habe gesehen, wie standhaft du bist, ich erlasse dir die Strafe — und ich setze dich an die Stelle deines Vaters." Mit diesen Worten hing er ihm eine goldene Kette um den Hals, die das Zeichen der Würde war, welche der Vater bisher gehabt hatte.

Kniend dankte der gute Sohn dem Könige, aber zugleich bat er ihn auch, ihn mit der Kette zu verschonen; „sie würde mich nur, sagte er, an die Schuld meines Vaters erinnern!"

Der König bewunderte den edlen Sinn des jungen Menschen. Um seinetwillen setzte er den Vater wieder in alle seine Aemter und Würden ein, und in wenigen Jahren gab er auch dem Sohne eine wichtige Stelle.

103) Ein anderes Beispiel edler Kindesliebe.

In einer deutschen Stadt war ein Offizier auf Werbung, und wenn sich große und schön gewachsene Jünglinge oder Männer fanden, welche Soldaten werden wollten, so pflegte er ihnen ein ansehnliches Geld (Handgeld) zu geben, und schickte sie dann zu der Armee seines Fürsten.

Eines Tages kam ein Jüngling zu ihm — so schön, so wohlgewachsen hatte er noch niemals einen gesehen — das gäbe einen herrlichen Soldaten, dachte er. Wie wunderte sich der Offizier, als der Jüngling mit großer Verlegenheit und sehr ängstlich ihm entdeckte, daß er sich wollte anwerben lassen. — „Warum sind Sie aber dabei so ängstlich, junger Mann, sagte der Offizier. Sie wissen doch ohne Zweifel, daß es mein Geschäft hier ist, taugliche Leute zum Dienst meines Fürsten anzuwerben?“ „Ach mir ist deswegen sehr Angst, antwortete der Jüngling, weil ich fürchte, Sie werden mich abweisen, wenn Sie hören werden, wie viel ich fordere, ehe ich mich hingeben kann. Ich muß zweihundert Thaler haben — o ich brauche sie sehr nöthig!“

Dem Offizier kam die Forderung und das ganze Betragen des jungen Menschen sehr sonderbar vor. Er war reich; er wollte doch wissen, was der Jüngling vor hätte? „Es ist viel, was Sie fordern, sagte er, aber Sie sind groß, wohlgewachsen — — — ich will es Ihnen geben. Werden Sie nur ein braver Soldat!“

Dem Jünglinge leuchtete die Freude sichtbar aus den Augen hervor — aber er hatte noch eine Bitte. „Sie müssen mir, sagte er, erlauben, daß ich, wenn ich das Geld habe, noch einen Gang thun darf, um die Summe zu verwenden. — Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen entwischen sollte — geben Sie mir auch allenfalls jemanden mit." — „Ich gehe selbst mit dir, mein Sohn, sagte der Offizier, und gab ihm das Geld."

Der Jüngling ging an den Ort, wo die Gefangenen saßen, und der Offizier ging mit ihm bis an den Eingang. — „Ist mein Vater frei, sagte der Jüngling zum Kerkermeister, wenn ich seine Schulden bezahle? „Ja, auf der Stelle, antwortete dieser; sobald Sie hundert und funfzig Thaler mir herzählen, habe ich Befehl, ihn loszulassen."

Der Jüngling zahlte, und der Kerkermeister öffnete ein Gefängniß, in welchem ein Greis trübsinnig in einem Winkel saß. Der Jüngling flog mit Entzücken um den Hals des Greises. „Vater, rief er, theurer Vater, Sie sind frei, — und hier (indem er ihm die übrigen funfzig Thaler gab), hier ist etwas noch zu Ihrer Erquickung." — „O mein Sohn! mein guter Sohn! schluchzte der Greis — — — und schloß den Jüngling so fest an sein Herz, als seine kraftlosen Arme vermochten. — Aber, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, wie hast du mich befreien können, mein theurer Friedrich — — — Gott! mein Sohn, du hast doch deinen Herrn" — —

„O nein, mein Vater, antwortete der Jüngling, das Geld ist mit gutem Gewissen mein — aber fragen Sie mich nicht woher? — Ich muß auch eilen, setzte er mit Aengstlichkeit hinzu, daß ich fortkomme — ich muß vielleicht binnen einigen Minuten fort von hier" — — —

„Nein, bleiben sollst du, braver Junge," rief hinter ihm eine Stimme. — Es war die Stimme des Offiziers, den der Jüngling gebeten hatte, draußen beim Eingange des Gefängnisses zu verweilen. Unbemerkt war er ihm aber nachgekommen. — „Du sollst bei deinem Vater bleiben, rief er, ich verlange dich nicht zum Soldaten."

Die edle That des Jünglings hatte ihn so gerührt, daß er sich der Thränen nicht erwehren konnte. Er nöthigte dem Alten noch eine ansehnliche Summe Geld auf, und entfernte sich dann schnell.

Zus. Diese beiden letztern Erzählungen zeigen uns, wie ein kindliches von wahrer Liebe und Dankbarkeit erwärmtes Herz immer Rath zu schaffen sucht, wenn es Hülfe für die Aeltern gilt. — Wie beschämend sind solche Vorfälle, für schlechtgesinnte Kinder.

104) Die gute Tochter.

In einer großen und vornehmen Stadt diente ein armes Mädchen bei einer Herrschaft. Die hörte, daß ihr alter Vater krank und schwach sey, und war doch nicht im Stande, etwas zu seiner Erquickung ihm zu geben, denn das gute Mädchen hatte selbst nichts. Ihr Dienst brachte ihr wenig ein, denn weil sie noch jung

und in den Arbeiten noch unerfahren war, so bekam sie nur wenig Lohn. Was sollte sie für den kranken Vater thun?

Das Mädchen hatte ein schönes langes Kopfhaar, welches ihr ihre Bekannten oft beneidet hatten, und es war damals die Mode, daß vornehme Frauenzimmer sich von falschem Haare Peruquen machen ließen und dieselben sehr theuer bezahlten.

„Mädchen, was hast du für schöne Haare, sagte auch eines Tags eine Bekannte aus der Nachbarschaft zu ihr — ich glaube der Peruquenmacher gäbe dir drei Thaler dafür.“ — Was? ist das wahr? fragte sie freudig ihre Bekannte. Diese versicherte es nochmals.

Das gute Mädchen ging zum Peruquenmacher. „Was geben Sie mir für meine Haare, mein Herr?“ fragte sie ihn zutraulich. — Der Peruquenmacher verwunderte sich über das Mädchen. — Anderthalb Thaler, meine liebe Jungfer, will ich Ihr geben, antwortete er. — „O erwiederte sie darauf sehr betrübt, da kann ich ja meinem armen Vater nur halb so viel schicken, als ich dachte.“ — Ei, wenn es für einen guten Vater ist, versetzte der gutherzige Peruquenmacher, so soll Sie drei Thaler haben. — „Schneiden Sie zu, mein Herr, rief das entzückte Mädchen, schneiden Sie hurtig zu!“

Die gute Tochter empfing drei Thaler. Es that ihr wohl ein bischen weh, als die Scheere über den Kopf hinfuhr, und der Peruquenmacher das schöne

lange Haar auf den Tisch legte, — aber, dachte sie, „es ist ja für den Vater!"

105) Der Taglöhner Friedemann; oder: wer soll die Aeltern erhalten?

Der arme Taglöhner Friedemann hatte noch eine alte Mutter am Leben, die wenig mehr arbeiten konnte. Sie sollte nun aus der Allmosenkasse des Orts eine Unterstüzung erhalten, aber ihr braver Sohn gab das nicht zu. „Nein, sagte er, so lange ich gesund bin, laß ich es mir nicht nehmen, meine Mutter zu versorgen, denn es ist meine Schuldigkeit!"

Der brave Mann war unaufhörlich fleißig, und wo es recht schwere Arbeiten gab, bei welchen sich etwas mehr verdienen ließ, da war Friedemann gewiß mit dabei. — War die gewöhnliche Tagarbeit vollbracht, und er kam nach Hause, so machte er noch in der Nachbarschaft dies und das, um einige Groschen zu verdienen, mit welchen er das Alter der immer schwächer werdenden Mutter erleichtern konnte. Empfing er zu Zeiten in den Häusern, in welchen er arbeitete, ein wenig Suppe oder Fleisch zum Essen, so bat er um die Erlaubniß, es seiner Mutter hinzutragen.

„Sohn, lieber Sohn, sagte die Mutter oft zu ihm, du thust sehr viel an mir." Ach Mutter, antwortete er dann, schweigt doch stille davon, ich bin Euch ja viel mehr schuldig. Ich weiß ja wohl, wie sauer es Euch geworden ist, mich zu erziehen.

In derselben Stadt, wo der brave Friedemann so fleißig für seine Mutter arbeitete, wären mehrere arme Väter und Mütter, die ihre Söhne und Töchter noch am Leben hatten — aber sie empfingen nichts von ihnen. Die Söhne lagen wohl gar in den Schenken und Bierhäusern umher, und saßen am Spieltische mit den Karten in der Hand, und die Töchter standen zu Hause am Küchenheerd und kochten Kaffee, indessen die armen Aeltern schmachteten, und oft hungern mußten.

Wenn man die alten schwachen Leute fragte, wie geht es? — so war ihnen nichts schmerzhafter, als daß ihre Kinder so undankbar wären. „Ach, sagten sie mit Seufzen, das haben wir ja nicht um unsere Kinder verdient!"

106) Wie lieb die Aeltern ihre Kinder haben!

Gottfried und Leonore gingen mit ihren Aeltern in den nahgelegenen Wald. Vor ihnen her ging eine Frau, mit einem Korbe auf dem Rücken, in welchem ein Kind saß und grämlich herauskuckte, an der Hand führte sie ein größeres Kind, und eins, welches noch nicht laufen konnte, trug sie im Arme.

Der kleine Grämler im Korbe machte der Mutter viel Mühe. — Bald sah er hier, bald da eine Blume am Wege, oder ein abgefallenes schön vergelbtes Blättchen, das er haben wollte, und die Mutter holte

es

es ihm, ob er es gleich nach einigen Augenblicken wieder wegwarf, und immer neue forderte — Bald plagte er die Mutter mit Fragen, ob nicht bald Himbeeren und Heidelbeeren kämen, bald wollte er zum Korbe hinaus, und bald wieder hinein, und die Mutter that alles mögliche, den unruhigen Knaben zu befriedigen. Dann wurde der Knabe, den sie an der Hand hatte, müde, und die Mutter steckte ihn ebenfalls in den Korb, und trug nun alle drei Kinder. — Jetzt fing das kleine im Arme an unruhig zu werden, und die gute Mutter schaukelte und wiegte es sanft mit dem Arme, und sang ihm kleine Liedchen vor, bis es wieder stille war.

Als sie in den Wald kam, da holte sie ein Bettchen aus dem Korbe, legte das kleinste ins weiche Gras, und deckte es mit dem Bettchen zu; dann suchte sie erst ein Paar Hände voll Waldbeeren, und gab sie den beiden ältern Kindern, und sprach ihnen freundlich zu, und bat sie, ja nicht zu schreien, und jetzt erst nahm sie die Sichel, um Gras abzusicheln.

Alle Augenblicke wurde die Mutter in ihrer Arbeit gestört, bald schrie das Kleine, bald waren die größern unruhig, oder wollten noch mehr Waldbeeren, oder sie waren in Angst, wenn sie die Mutter nicht gleich sahen, die etwa hinter einem Busche das Gras absichelte, und riefen nach ihr, und die Mutter mußte ihnen antworten, oder sie zu sich holen.

„Aber liebe Frau, sagte Gottfried und Leonorens Vater, die drei Kinder werden ihr sehr sauer, wird sie denn da nicht verdrießlich?" — „Ach, lieber Herr, antwortete ihm die Frau, freilich werden mir die Kinder schwer durchzubringen, man hat sehr viel Mühe damit, aber wer hätte denn seine Kinder nicht lieb? — Man thut ja gern alles was man kann!" Der Vater gab der guten Frau eine Kleinigkeit, daß sie ihren Kindern ein Paar Butterbräzeln kaufen möchte, und die Frau hatte eine große Freude darüber.

„Sehet, sagte, beim Weggehen von der Frau, der Vater zu seinen Kleinen, wie lieb Aeltern ihre Kinder haben! Die Mutter hat so viel Noth mit den drei Kindern, und muß sie den weiten Weg zum Walde hin und wieder zurück schleppen, weil sie dieselben nicht zu Hause allein lassen will, damit sie nicht etwa zu Schaden kommen, und sie ist kaum einmal ein Bischen verdrießlich geworden!"

107) Bruderliebe.

Habt ihr schon von Seeräubern gehört? — Das sind Menschen, welche mit ihren Schiffen auf der See umhersegeln, die Schiffe, welche sich nicht vertheidigen können, erobern, die Waaren auf denselben verkaufen, und die Menschen, die sie gefangen bekommen, zu Sklaven machen, welche dann oftmals die allerhärtesten Arbeiten verrichten müssen, die bei uns Pferde und Ochsen thun.

Ein vornehmer Engländer befreiete einmal durch sein Geld vierzehn solcher unglücklichen Sklaven, welche von Seeräubern waren gefangen worden. Einer unter diesen Befreieten besahe sich zuvor erst, ehe er abreisete, die verschiednen Behältnisse, in welchen die Sklaven des Nachts aufbehalten wurden. Ach wie viele Elende und Unglückliche sahe er, die viel schlechter gehalten wurden, als das Vieh. Krank, abgezehrt und ermattet lagen viele von diesen Unglücklichen da, und niemand bekümmerte sich um sie. „Ach Gott, seufzte der Befreiete, wenn sie doch auch so glücklich wären wie du, und einen Erretter fänden!" Wie groß war aber sein Entsetzen, als er unter diesen Unglücklichen seinen ältern Bruder fand, den er schon lange für todt gehalten hatte. Erst hielten sich die beiden Brüder eine zeitlang umschlossen, und dann erzählten sie sich die Schicksale, die sie ausgestanden hatten. Zehn lange Jahre war der ältere Bruder schon in der Gefangenschaft gewesen, und Kräfte und Gesundheit hatte er bei den harten Arbeiten fast völlig zugesetzt. „Bruder, sagte der Jüngere zu ihm, sieh, ich kann dich nicht in diesem traurigen Zustande zurücklassen. Ich bin noch jung und gesund, und kann die harte Arbeit schon noch eine Weile aushalten, ich übernehme deine Ketten, und du sollst statt meiner zurückgehen! Ich weiß, so bald du kannst, kaufst du mich gewiß los."

Der ältere Bruder wollte erst lange nicht das großmüthige Anerbieten des jüngern annehmen —

aber zuletzt gab er den dringenden Bitten desselben dennoch nach; er wurde frei, und der jüngere Bruder trat aufs neue die Sklaverei an, aus der er so eben erst errettet war.

108) Ein anderes Beispiel.

Ein reicher Vater hinterließ zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Von dem ganzen großen Vermögen, welches er besessen hatte, sollte die Tochter nur einen sehr kleinen Theil haben, weil der Vater mit ihrer Heirath unzufrieden gewesen war. Es war so wenig, daß es kaum der Rede werth war. — Aber ihr Bruder war ein sehr edler Mensch.

Als die Schwester die kleine Summe abholte, die ihr der Vater vermacht hatte, und eben betrübt mit derselben fortgehen wollte, faßte sie der Bruder bei der Hand: „Schwester, liebe Schwester, sagte er, weißt du noch, wie gut ich dir immer gewesen bin?" — — er konnte die Thränen nicht ganz zurückhalten, indem er das sagte. — „Sag mir einmal, fuhr er fort, traust du das deinem Karl zu, daß er das ganze Vermögen für sich behalten sollte?"

Die Schwester sah ihn verwundernd an — Immer hatte sie ihren Bruder sehr geliebt, aber für so großmüthig hatte sie ihn doch nicht gehalten. „Bruder, sagte sie, du wirst doch nicht?" — — — „Wie hast du nur, fiel er ihr ein, jemals daran zweifeln können?"

Der Bruder theilte alles mit seiner Schwester, was vorhanden war, Geld und Sachen — „O, und wenn es tausendmal mehr wäre, sagte er zu der entzückten Schwester, die keine Worte finden konnte für ihre Dankbarkeit, und wenn es hunderttausendmal mehr wäre, so würd ich es eben so gern mit dir theilen!"

Zus. Ein schlechtes Herz hätte sich damit entschuldigt, daß es nicht gegen den Willen des Vaters handeln wolle. — Dieses aber machte die Uebereilung und den Unwillen des Vaters auf eine Weise gut, wie der Vater selbst sie gut gemacht haben würde, hätte er länger gelebt, und Zeit gehabt sich zu besinnen.

109) Jeanette und Robert.

Zwei liebenswürdige Kinder, Jeanette und Robert, spielten auf dem Zimmer ihres Vaters, der gerade nicht anwesend war. Dann neckten sie sich einander, und Robert nahm seines Vaters Stock und gab Jeanetten einige sanfte Schläge. „Nun nimm dich in Acht, liebe Jeanette, rief er, und holte hoch aus, jetzt will ich dich todt schlagen!" In der That, der Schlag wurde viel stärker, als es der gute Robert gemeint hatte, und Jeanette taumelte ein wenig und sank fast um.

Robert vermuthete nicht, daß der Schlag so gar arg gekommen sey, und bildete sich ein, die Schwester stellte sich nur aus Scherz so, bis er Thränen in ihren Augen sahe. Da merkte er erst, was er gemacht hatte. — „Vergieb mirs, liebes Nettchen, bat er

die Schwester, so hart wollte ich dich nicht schlagen." — Er trug ihr den Stock herbei; „da, sagte er, schlag mich wieder, schlag mich derb!" — „O nein, Robert, antwortete das sanfte Mädchen, wie könnt ich dich denn so hart schlagen?"

110) Herr Mehlhart; oder: sey dankbar gegen deine Lehrer.

Der Hofrath Mehlhart, welcher so viel bei seinem Fürsten galt, reisete einmal zu seinen Bekannten, nach Thalwald, wo er einst erzogen war. Hier erinnerte er sich an alle Begebenheiten seiner Kinderjahre und seines jugendlichen Alters. Jedes Plätzchen, auf welchem er zuweilen gesessen und gespielt, oder geweint hatte, war ihm noch so werth, wie ehedem. Er ging vors Thor, und sahe, ob noch die schöne Linde auf dem Hügel stand, unter welcher er oftmals so fröhlich mit seinen Gespielen umhergesprungen war. Er besuchte die Wiese, auf welcher er so viele liebliche Blumen gepflückt hatte, die er seinen Aeltern mit nach Hause brachte. Er stand lange an der Stelle des kleinen klaren Bachs, an welcher er immer die glattesten und buntesten Kiesel fand. Alle diese Stellen, die seine Kindheit so fröhlich machten, hatte er in zwanzig Jahren nicht gesehen.

„Aber, fragte er eines Abends einen Bekannten, wie lange ist denn unser alter ehemaliger Lehrer Ehrlich todt?" — „Todt? antwortete dieser, — ach

es wäre für den armen alten Mann gut, wenn er todt wäre, denn er ist blind, stockblind, schon seit acht Jahren. O das ist ein großes Elend! und dazu muß der arme Mann fast noch Hunger leiden! Die Schulstelle bringt so schon so wenig ein, und doch muß er dem Lehrer, der an seine Stelle gekommen ist, die Hälfte abgeben.“ — Ist es möglich? sagte Hr. Mehlhart, der brave Mann muß Noth leiden, der so viele in den Stand gesetzt hat, ihr Brod zu erwerben, der uns so angenehm unterrichtete, und so unermüdet war, und so viel Geduld mit uns hatte? Hat ihn denn niemand von seinen Schülern unterstützt? — „Niemand, so viel ich weiß,“ versetzte der Bekannte. — O wie hart! rief Herr Mehlhart. Er suchte Hut und Stock, und begab sich noch diesen Abend zu dem guten Lehrer.

Welche Freude hatte der Lehrer, da er hörte, daß es einer seiner ehemaligen liebsten Schüler sey, der ihn besuchte. Aber wie viel Zuwachs erhielt diese Freude, da er hörte, in welcher Absicht Hr. Mehlhart kam, als derselbe den Lehrer bat, mit ihm zu kommen, und seine übrige Lebenszeit bei ihm zu bleiben; ihm versprach, daß es an Pflege und Wartung ihm nicht fehlen sollte; ihm verhieß, daß er wie ein Kind für ihn sorgen wolle, und als er ihm die Zusage that, auch die einzige Tochter, die der alte Mann hatte, mitzunehmen und für sie zu sorgen. Der alte Mann weinte: er drückte dem braven Schüler die Hand: „O, sagte er, das ist ein schöner Abend, mein Sohn, den Sie mir

machen. So ist doch unter so vielen, die ich unterrichtet habe, ein erkenntliches Herz!"

Der alte Mann nahm indessen das Anerbieten nicht an; „in dieser Stube, sagte er, ist meine Welt, in der ich bekannt bin; ich weiß jeden Nagel, jedes Plätzchen, ich würde mich nirgends anders wieder so gut finden lernen." Herr Mehlhart wollte den guten Mann nicht überreden, und empfahl sich, nachdem er sich noch ein Stündchen mit ihm unterhalten hatte.

Beim Weggehen sprach Herr Mehlhart noch unten im Hause mit der Tochter seines Lehrers, und gab ihr einen ganzen Beutel voll Geld. „Lassen Sie es, sagte er, dem guten Vater ja an nichts fehlen, ich werde schon sorgen, daß zu seiner Zeit mehr erfolgt — und wenn Sie früher etwas nöthig hätten, lassen Sie mich nur ein Wort wissen. Ich bin ja so gut wie sein Kind, ich habe ihm eben so viel zu danken!"

Jährlich schickte seit dieser Zeit Herr Mehlhart hundert Thaler zur Pflege seines alten Lehrers, und als dieser starb, so gab er der Tochter einige Jahre die nämliche Summe, und, wie sich ein braver Mann fand, der sie zur Frau nahm, so stattete er sie reichlich aus — denn das alles, sagte er, bin ich ja meinem alten Lehrer noch schuldig!

Zus. Es ist Schande für alle Schüler, die helfen können, wenn ein Lehrer, der vielen nützlich gewesen ist, oder noch ist, im Alter, oder auch vorher, darben muß. Ge-

rechtigkeit, Liebe und Erkenntlichkeit der Schüler fordern, ihn aus seiner Dürftigkeit zu befreien.

111) Katharina; oder: das dankbare Mädchen.

Ein armes Mädchen, Katharina hieß sie, verlor in ihrem zwölften Jahre Vater und Mutter. Sie war ein so braves Mädchen, daß sie mehrere Leute gern zu sich nehmen wollten, aber sie konnte doch nur bei einem seyn, und dieser eine war der Nachbar, welchem sie die Mutter auf dem Todtenbette zugesagt, und welcher für ihre Erziehung zu sorgen versprochen hatte.

Katharina blieb vier Jahre bei dem Nachbar; nun konnte sie sich durch ihre Arbeit selbst erhalten, und wollte ihm nicht länger zur Last fallen. — Sie nahm Dienste an. Von dem kleinen Vermögen, welches ihr die Aeltern hinterlassen hatten, verlangte sie nichts, sondern ließ alles ihrem jüngern Bruder, damit er ein Handwerk lernen könnte.

Katharina wurde von den Herrschaften, bei welchen sie diente, für sehr werth gehalten, weil sie so treu und fleißig war, und alle ihre Arbeiten so ordentlich und pünktlich machte. Da sie deswegen manche Geschenke bekommen hatte, und sonst sehr sparsam war, so hatte sie sich nach und nach ein Paar hundert Gulden gesammelt, von welchen sie sich im Alter einmal zu erhalten gedachte, wenn es mit der Arbeit nicht mehr recht fort wolle.

Das gute Mädchen erfuhr, daß der Nachbar, welcher sie ehedem vier Jahr bei sich gehabt hatte, durch mancherlei Unglücksfälle in große Dürftigkeit gerathen sey. Das that ihr weh. Sie packte fast die Hälfte von ihrem ersparten Gelde zusammen, und schickte es an einen Prediger des Orts, mit Bitte, es diesem Manne zu geben, aber ihren Namen zu verschweigen. „Ich brauche ja das Geld nicht, schrieb sie dem Prediger, aber der arme Mann wird es wohl nöthig haben; und er hat ja an mir vier Jahre lang so viel Gutes gethan!"

Zus. Es ist überhaupt oft sehr rathsam, seinen Namen zu verschweigen, wenn man gegen jemand Güte, oder Erkenntlichkeit beweisen will — aber warum verschweigen?

112) Der dankbare Anton.

Der kleine Anton war ein sehr, sehr armes Kind. Sein Vater war ein Tagelöhner, der kaum so viel verdiente, daß er seinem Sohne trocknes schwarzes Brod zu essen geben konnte. Kleider konnte er ihm gar nicht kaufen, sondern er bat gutherzige Leute, wenn ihre Kinder Kleider ablegten, die sie nicht mehr gebrauchen konnten, ihm dieselben zu schenken, und mit diesen wurde der kleine Anton bekleidet.

Anton war arm, aber dennoch glücklich. Sein schwarzes Brod schmeckte ihm köstlich, auf seinem Strohlager schlief er gesund, und wenn es ihn auch in seinen dünnen abgetragenen Kleidern zuweilen fror, so achtete er das doch eben nicht sehr, denn er war

es nicht anders gewohnt. — Anton hatte auch ein Kaninchen — ein schönes schneeweißes Kaninchen, mit hellen funkelnden Augen, welches ihm viele Freude machte. Das zahme Thier nahm ihm das Brod aus dem Munde, mit welchem er es fütterte, es setzte sich neben ihm, es spielte mit ihm auf dem grünen Rasenplatze, welcher vor dem Häuschen war, in welchem Anton wohnte. O für alles in der Welt hätte Anton sein liebes Kaninchen nicht hingegeben. — Er sprach sogar mit demselben, und das Thierchen that, als ob es ihn verstände.

Aber es kam eine traurige Zeit für den armen kleinen Anton, er wurde krank, sehr krank. Der Vater konnte dem armen Jungen nichts weiter schaffen, als sein trocknes schwarzes Brod; er konnte ihm keinen Arzt halten, ja er getraute sich nicht einmal zu einem hinzugehen, und ihn um Hülfe oder nur um Rath für seinen Sohn zu bitten, denn er fürchtete, sie möchten ihn hart abweisen, weil er nichts zu bezahlen hatte — auch konnte er nicht einmal den Tag über bei seinem kranken Anton bleiben, und ihn warten.

Das arme Kind! da lag es den ganzen Tag so allein auf seinem Stroh, und wimmerte und ächzte, und hatte niemand um sich, als sein treues Kaninchen, welches sich neben ihn setzte, und ihn zu bedauern schien. Täglich wurde Anton kränker, und seine Schmerzen wurden immer heftiger. Da sah er denn sein Kaninchen so traurig an: „ach, sagte er, du liebes Thier, und

streichelte es dabei mit seiner matten Hand, ich werde dich wohl bald verlassen müssen, — ich werde bald sterben!"

Der Herr, bei dem Antons Vater ums Tagelohn arbeitete, hatte von der Krankheit des kleinen Knaben gehört, und zum Glück war es ein freundlicher und lieber Mann, der armen Kindern gern Gutes that. Er ging zu Anton hin: „Was machst du denn, mein armer Junge? fragte er ihn, — und — möchtest du denn wohl wieder gesund werden?" — „Ach ja," sagte Anton, und versprach auch, gern, recht gern einzunehmen, wenn es auch noch so übel schmeckte, denn sein Schmerz war gar zu groß.

Der Herr schickte einen Arzt zu dem Knaben, welcher Arzeneien gab — Anton nahm ein, und in wenigen Wochen war er so gesund und munter, wie zuvor, und konnte mit seinem Kaninchen wieder auf dem Rasenplatze spielen.

„Aber Anton, sagte eines Tags sein Vater zu ihm, sieh einmal, der gute Herr hat so viel an dir gethan, er hat dir einen Arzt gehalten, der ihm gewiß viel Geld kostet, willst du dich denn nicht dankbar gegen ihn bezeigen?" O gern, sagte das Kind, aber ich habe ja nichts. — „Nichts? fragte der Vater, hast du denn nicht ein Kaninchen?" — „Ach ja, ach ja, rief Anton, ich will es ihm bringen!"

Anton nahm sein Kaninchen — er streichelte es, er küßte es — „du liebes Thier, sagte er, und drückte es an sich, ich muß dich ja weggeben, ich müßte

ja sonst undankbar seyn!" — Er trug das Kaninchen hin.

„Was? sagte der Herr, dein Kaninchen bringst du mir? deinen einzigen Spielkamerad? O du bist ein dankbares Kind — das freut mich!" Der Herr nahm das Kaninchen, und Anton ging vergnügt wieder nach Hause. Freilich das Kaninchen war ihm sehr lieb, aber es war ihm doch lieber, daß er sich hatte dankbar bezeigen können.

Nach zwei Tagen kam Anton mit seinem Vater, welcher ihn heute mit in den Garten genommen hatte, in welchem er arbeitete, des Abends nach Hause. — Als er in die Thür trat, so sprang ihm fröhlich sein liebes Kaninchen entgegen, und nicht weit von demselben saß noch ein anderes, das etwas schüchtern that. — O das war eine Freude. — „Märten, rief er, lieber Märten, wo kommst du denn her?" und drückte das Thier an sich, und küßte es. — Es kam von dem guten Herrn, der ihm noch eins, ein sehr zahmes und niedliches dazu gekauft hatte, und hatte ihm beide ins Haus stecken lassen, weil ihm die Dankbarkeit des Knaben so wohl gefallen hatte.

Nach einiger Zeit nahm der Herr den kleinen Anton zu sich, und ließ ihn mit seinen Kindern unterrichten, und hielt ihn fast wie sein Kind. „Wer so dankbar ist, dachte der Herr, der muß auch sonst ein gutes Kind seyn."— Anton war es auch wirklich; er war fleißig, und artig, und mit der Zeit wurde er ein braver Mann.

113) Die wiedererhaltene Brilliantnadel; oder: schlechte Erkenntlichkeit.

Ein reiches Frauenzimmer hatte eine schöne Brilliantnadel verloren, welche sie in ihren Haaren trug. Die Nadel war vielleicht an tausend Thaler werth.

Ein armes Mädchen fand die Nadel; sie wußte, wer die Eigenthümerin derselben war, und brachte sie derselben wieder. Das Frauenzimmer wird doch wohl erkenntlich gewesen seyn? — O ja, es dankte dem armen Mädchen, zog den Beutel, und gab ihm einen — nun rathet! — einen Zehnkreuzer (zwei Groschen und acht Pfennige).

Nun sagt, war dies Frauenzimmer so erkenntlich, wie Katharine, oder wie der kleine Anton?

Ein Mann stand dabei, und sahe, wie die reiche Dame das ehrliche arme Mädchen mit einer solchen Kleinigkeit abfinden wollte. Er wurde aufgebracht über die Knickerei und die Undankbarkeit dieser Person — „Wirf ihr das Lumpengeld vor die Füße, meine Tochter, rief er dem Mädchen zu, ich will deine Ehrlichkeit belohnen!" Er gab dem Mädchen eine ganze Hand voll schöner blanker Thaler, zog sie an der Hand mit sich fort, und ließ das Frauenzimmer verwirrt und beschämt stehen.

Die Geschichte wurde in dem ganzen Orte ruchtbar. O die schlechte, undankbare Seele! sagten die Leute, wenn sie von dieser Person sprachen — allen war sie verächtlich geworden, und so oft ihrer Erwähnung gethan wurde, so erwähnte man auch zu ihrer Schande dieser Geschichte.

Zus. Diese reiche Person that in Wahrheit nur, als ob sie dankbar seyn wolle, war es aber wirklich nicht.

Zehnte Abtheilung.

Freundschaft.

114) Martin und Veit; oder: die treue Freundschaft.

Wie schön ist die Freundschaft!

Der redliche Martin und der ehrliche Veit waren von Kindheit auf mit einander aufgewachsen. Ihre Häuser waren einander gegenüber — ein Sprung, so konnten sie beisammen seyn. Immer hatten sich die beiden Knaben einander geliebt, immer hatten sie mit einander gespielt, und jeder hatte mit dem andern getheilt, wenn er etwa einen schönen Apfel, ein Stück Kuchen, oder eine Hand voll Nüsse erhalten hatte. Sie gingen zusammen in die Schule, sie kamen zusammen wieder heraus — nie beinahe sahe man einen allein.

Die Knaben erwuchsen und wurden Männer — aber ihre Freundschaft blieb eben so stark. — Kein Abend ging leicht vorbei, an welchem sie nicht ein halbes Stündchen verplaudert hätten, kein Sonntag, an dem sie nicht beisammen waren, und von ihren häuslichen Angelegenheiten sprachen, oder die Felder besahen, und kein häusliches Fest, das sie nicht gemeinschaftlich gefeiert hätten.

Martin wurde krank. Unglücklicher Weise war es Erndtezeit, und Arbeiter waren gar nicht zu bekommen. — „Ach, habe keine Sorge, sagte Veit, und mache nur, daß du wieder gesund wirst" — und Veit verrichtete alle Erndtearbeiten für Martin, er ließ mähen, Garben binden und einfahren. Zuerst besorgte er Martins Felder, und dann kam es an die seinigen. Wenn Veit nicht gewesen wäre, so würde der arme Martin das Jahr einen großen Verlust gehabt haben. — Das Jahr war naß, und seine ganze Erndte hätte auf dem Felde auswachsen und verfaulen können.

Ein Paar Jahre darnach gab es starke Gewitter mit vielem Hagel. Die Felder des redlichen Veit waren fast in Grund und Boden verwüstet — er erndtete kaum so viel, als er ausgesäet hatte. Ich theile mit dir, sagte Martin — ich habe reichlich geerndtet. — — Martin theilte mit seinem Freunde, Weizen, Rocken und Gerste und Hafer.

Alle Noth und Sorgen erleichterten sich die beiden Menschen, und alle Freude theilten sie mit einander. Kein guter Bissen wurde in dem Hause des einen gegessen, keine Schlachtschüssel wurde gegeben, wenn der andere nicht dabei seyn konnte. Und wenn einer von beiden etwas wichtiges unternehmen wollte, so mußte es erst der andere mit überlegen, und wenn der eine in Verlegenheit war, so ruhete der andere nicht eher, bis er seinen Freund herausgeholfen hatte.

Wenn

Wenn die Nachbarn im Dorfe sahen, wie sich Martin und Veit liebten, und mit einander Freud und Leid theilten, und einer dem andern fast alles entdeckte, da sagten sie oftmals: „Es ist doch nichts edlers auf Erden, als ein wahrer Freund.

Zus. Der Name Freund und Freundschaft sind leider sehr gemißbraucht. — Echte Freundschaft legt die Probe ihrer Anhänglichkeit und Treue in mißlichen und bedenklichen Zeiten ab. — Einen Freund erkennt man in der Noth.

115) Friedrich und Hellfeld; oder: wie viel ist ein Freund werth?

Friedrich und Hellfeld waren aus einem kleinen Städtchen gebürtig. Der erste war der Sohn eines braven Ackermanns, und der andere der Sohn eines Mannes, der mit Pferden handelte. Die beiden Menschen liebten sich als Kinder schon herzlich, und waren nur dann recht fröhlich, wenn sie beisammen seyn konnten.

Bald waren ihre Schuljahre verflossen, als Hellfeld von seinem abwesenden Vater einen Brief und ein großes Pack bekam. In dem Packe war ein prächtiges Kleid, eine Weste mit Gold gestickt, seidene Strümpfe und viel Geld, und in dem Briefe stand, daß Hellfeld nun ein Edelmann sey, denn sein Vater hatte sich adeln lassen, weil er, man weiß nicht wie? auf einmal sehr reich geworden war.

Friedrich beneidete seinen Freund nicht; aber das that ihm doch weh, daß dieser sich auf seinen neuen Stand, und auf seine Kleider so viel einbildete, und so

vornehm gegen ihn that, und ihn kaum noch freundlich anreden konnte, und der brave Junge betrübte sich darüber.

Hellfeld gab sich von nun an keine Mühe mehr etwas zu lernen, er putzte sich nur, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel hin, und schätzte alle Menschen geringe gegen sich.

Einige Zeit nachher kam ein Kammerdiener in einem prächtigen Wagen, mit blasendem Postillion, um den jungen Herrn von Hellfeld nach der großen Stadt zu bringen, in welcher sein Vater sich aufhielt. Er meldete ihm zugleich, daß er nunmehr Baron sey, und daß sich sein Vater eine große und weitläuftige Herrschaft gekauft habe, in welcher wohl vier Städte und über dreißig Dörfer wären.

Der junge Herr Baron fuhr ab, und nickte kaum ein wenig mit dem Kopfe, als Friedrich am Schlage der Kutsche Abschied von ihm nahm. — Der arme Friedrich weinte, daß ihn sein Freund so verachten konnte, aber er liebte ihn doch noch eben so zärtlich, als zuvor, und schrieb sogar bald darauf an ihn, um ihm Glück zu wünschen; aber die Antwort blieb aus, und das schmerzte den ehrlichen Friedrich unbeschreiblich.

Der junge Herr Baron kam in die große und prächtige Stadt, und in den großen und herrlichen Pallast, in welchem seine Aeltern wohnten. Hier ging die meiste Zeit mit lauter kostbaren Lustbarkeiten hin — Bald wurde eine Spazierfahrt aufs Land gemacht, bald wurden Gäste gebeten und Bälle gegeben, bald besuchte

man einmal auf einige Zeit die erkaufte Herrschaft. Der junge Herr Baron lernte wohl, wie er sich schön putzen, wie er zierlich tanzen, wie er sich in glänzenden Gesellschaften recht artig betragen müßte, — er lernte bis tief nach Mitternacht aufbleiben und Karte spielen, und bis zum Mittag des andern Tags schlafen; aber etwas Nützliches lernte er nicht. — „Was hat er auch nöthig viel zu lernen? sagte die Frau Baronesse, seine Mutter; hat er doch Geld und Güter.“

Der junge Herr Baron sollte jetzt heirathen — eine junge und reiche Gräfin war seine Braut. Er und seine Aeltern schätzten sich unendlich glücklich wegen dieser Verbindung mit einer so vornehmen Dame. Man eilte mit der Hochzeit so viel man konnte, man hatte den Tag dazu schon angesetzt, und der Herr Baron nahm schon die Glückwünschungen darüber an — als plötzlich ein Kammerdiener zu dem jungen Herrn Baron, der eben bei seiner Braut war, bleich und außer Athem eintrat. Er meldete, daß viele Leute mit Gerichtsdienern in dem Hause seines Vaters wären, und dasselbe ausleerten, und daß sie seinen Herrn Vater ins Gefängniß setzen wollten, weil er seine Schulden nicht bezahlen könnte.

„Ich muß doch sehen, sagte der junge Baron, was der Kerl da für Zeug spricht,“ und lief in das Haus seines Vaters. — Da sah es kläglich aus. Der Vater war schon in Verhaft genommen, die Bedienten waren davon gegangen, und jeder hatte so viel zu sich gesteckt, als er fortbringen konnte, die Gerichtsdiener

räumten alles aus, Spiegel, Kommoden, Betten und Sophas, und die Mutter saß in einem Zimmer, untröstlich und in Thränen gebadet. — Ihre Thorheit beseufzte sie, die an all diesem Elende so viel Schuld hatte. Der Aufwand, welchen sie gemacht hatte, war bald größer gewesen als ihr Vermögen, und nun konnte ihr Gemahl die Schulden nicht bezahlen.

„Trösten Sie sich, rief der junge Baron der untröstlichen Mutter zu — meine Braut ist gut und großmüthig, sie wird uns mit ihrem Vermögen beistehen." Er ging zu seiner Braut zurück.

„Was wollen Sie bei mir, mein Herr Baron? rief ihm diese entgegen. — Warum bleiben Sie nicht bei ihrer Mutter — Sagen Sie ihr doch, daß ich ihr immer noch gut bin, und daß, sobald ich eine Kammerfrau nöthig hätte, ich sie allen andern vorziehen würde."

Versteinert stand der unglückliche Mensch da, welchen nun auch seine Braut verließ, auf welche er so viel gebaut hatte. Was sollte er thun? Er verließ sie, und ging nun zu allen Freunden seines Vaters, welche so oft in dem Hause desselben geschmauset hatten, und fröhlich gewesen waren. Damals hatten sie ja aufs zärtlichste tausendmal versichert, daß sie ihm mit ihrem Leben dienen würden. Aber die Freunde thaten kaum als kennten sie ihn; oder sie bedauerten, daß sie nicht helfen könnten, oder wiesen ihn verächtlich ab, und die höflichsten gaben eine Menge von Versprechungen, von welchen sie keine einzige erfüllten.

Was sollte der unglückliche Mensch nun anfangen, der vorher so prächtig gelebt hatte, und nun nicht wußte, womit er sich des Hungers erwehren sollte, zumal da er nichts gelernt hatte? — Er strich verzweiflungsvoll, bald da, bald dort auf dem Lande umher, denn in der großen Stadt, in welcher sein Vater sonst so glänzend gelebt hatte, schämte er sich, sich sehen zu lassen.

Indem er so umherirrte, sieht er eines Tags eine alte schwerbeladene Reisekutsche langsam vorbeifahren. In der alten Reisekutsche saß ein junger gesunder Mann, und neben ihm seine junge Frau. Beide waren ordentlich, aber nicht kostbar gekleidet, und Gesundheit und Vergnügen konnte man beiden auf dem Gesichte lesen.

Der junge Mann in der langsam fahrenden Kutsche konnte den schwermüthigen Baron sattsam betrachten, um ihn zu erkennen. —

„O Himmel, rief er, das ist mein Hellfeld! Ja wahrhaftig, das ist er!" und mit diesen Worten that der kleine Mann einen mächtigen Sprung aus der Kutsche, und hing an dem Halse seines Freundes, ehe ihn dieser noch erkannte.

Hellfeld sahe den kleinen Mann an. — Welch ein Anblick für ihn! — Es war Friedrich. Er benetzte das Gesicht seines alten Freundes mit Thränen der Reue und der Schaam. — Kein Wort konnte er hervorbringen. — „Ich liebe dich noch, rief Friedrich, und ich werde dich ewig lieben, und wenn du auch noch vornehmer würdest!"

Unter Schluchzen und Weinen erzählte Hellfeld seinem Freunde sein trauriges Schicksal. — „Was, rief Friedrich, du bist elend? Deine vornehmen Freunde haben dich verlassen? — Willst du, so weiß ich Rath. Ich bin der Vorsteher eines großen Kupferhammers; — ich habe die Tochter eines reichen Eisenhändlers geheirathet, und wir sind fleißig und arbeiten viel, und Gott hat uns gesegnet. Wir leben nicht prächtig und kostbar. Laß den Baron fahren, und lebe bei uns; — du sollst mein Gehülfe werden, sieh, wir wollen recht froh, recht vergnügt wollen wir leben!"

Hellfeld war außer sich: „Ach, sagte er, alle meine Freunde aus der großen Welt haben mich Armen verlassen, und du ehrliches Herz, welches ich Thor verachtete, du ehrliches Herz, bist mir treu geblieben."

Der gute Friedrich nahm seinen Freund zu sich — er rettete dessen Vater aus dem Schuldthurme, er nahm ihn ebenfalls zu sich, und unterstützte ihn mit seinem Vermögen, daß er sein voriges Gewerbe wieder treiben konnte.

Hellfeld heirathete Friedrichs Schwester, welche eben so brav war als ihr Bruder, und er lebte sehr glücklich mit ihr. Hellfelds Aeltern und der Sohn vergaßen den Baron, und die Herrschaft, und alle die vornehmen stolzen Gedanken, welche sie einst gehabt hatten. Jetzt lebten sie einfach und mäßig und arbeitsam, und waren doch viel froher dabei, als ehedem bei

n glänzenden Festen. Jetzt hatten sie auch einsehen lernen, daß ein echter Freund eins der kostbarsten Güter auf Erden sey.

Zusatz. Der ist nicht werth einen wahren und treuen Freund zu besitzen, der ihn im Glücke vergessen kann. — Auf Hellfelds Freundschaft hätte man nicht viel bauen können, aber wie viel auf Friedrichs Freundschaft, da sie selbst ihre Empfindlichkeit, und die erlittene Zurücksetzung, überwältigen konnte.

116) Die großmüthige Freundschaft.

Zwei Freunde, Antonio hieß der eine, der andere Roger, geriethen auf einer Seereise in die Sklaverei. Man verkaufte sie, und glücklicherweise blieben sie bei einander. Sie bekamen einen Herrn, und wurden zu einerlei Arbeiten gebraucht.

Ihre gegenseitige Freundschaft erleichterte ihnen ihr gemeinschaftliches Elend. Sie klagten mit einander, sie trösteten sich einander, sie unterredeten sich von dem Glücke, welches sie genießen würden, wenn sie jemals wieder in Freiheit kommen sollten, und sie weinten einer an dem Busen des andern ihren Kummer und ihren Schmerz aus.

Sie arbeiteten an einem Felsen, welchen unten das Meer bespülte. Eines Tags bemerkte Antonio in der Entfernung ein Schiff! „Vielleicht, vielleicht kommt eine Rettung für uns, sagte er zu Roger, und zeigte ihm das Schiff. Hoffentlich, fuhr er fort, ist das Schiff ein christliches, und wird nahe an dieser Küste vorbei

segeln.“ — Roger wußte nicht, was er damit sagen wolle. Antonio erklärte es ihm. Wenn, sprach er, dieses Schiff nicht weit von unserer Küste ist, so stürzen wir uns von dieser Felsspitze ins Meer, und schwimmen nach dem Schiffe hin. O theurer Roger, dann sind wir frei!

Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. „Rette du dich, du Lieber, sprach er, ich werde dann mein Elend ruhiger tragen, wenn ich dich nur frei weiß.“

Antonio verstand seinen Freund nicht, bis er hörte, daß derselbe nicht schwimmen könnte. „O, sagte er alsdann, ich kann sehr gut schwimmen, du sollst dich an meinen Gürtel halten, und wir werden uns beide retten, denn ich bin stark.“

Antonio mußte wieder an seine Arbeit, denn die Aufseher fingen an, ihr Gespräch zu bemerken. Roger war in großer Unruhe. Er wäre so gern frei gewesen, er hatte so sehnliches Verlangen, seine Aeltern wieder zu sehen, aber er schauderte vor der Lebensgefahr, die sein Freund zu seiner Rettung übernehmen mußte. Wie leicht konnte ihm die Last zu schwer werden. — „Nein, sagte er, Antonio, rette dich, ich will gern bleiben.“

Nach zwei Stunden war das Schiff da. — Antonio kam — Jetzt Freund, jetzt, rief er, ist es Zeit. Deine Hand — und fort! — Roger sträubte sich. „Rette dich allein, mein Theurer, sagte er, ich will dir deine Arbeit nicht noch erschweren.“ Er fiel ihm mit diesen Worten in die Arme, und weinte einen Strom von Thränen. — „O theurer Roger, erwiederte Antonio —

jetzt keine Thränen, jetzt brauchen wir Muth und Entschlossenheit. Zaudern wir noch ein Paar Minuten, so sind wir vielleicht auf immer Sklaven. — Komm, Freund, wenn du nicht willst, daß ich mich vor deinen Augen von diesen Felsen in die tiefe Schlucht hinabstürze und meinem Leben ein Ende mache."

Antonio umfaßte seinen Freund, der sich ihm zu Füßen geworfen und gefleht hatte, daß er sich allein retten möchte. Er umschlang ihn mit seinem starken Arme, und in vollem Laufe erreichte er mit ihm den Gipfel des Felsens und stürzte sich muthig in die Fluthen hinab. Im Hinabspringen bat Antonio seinen Freund, sich nur fest an seinen Gürtel zu halten. Beide wurden tief in das Meer untergetaucht, aber bald kamen sie wieder auf der Oberfläche desselben zum Vorschein, und Antonio arbeitete mit unglaublicher Anstrengung bald das Schiff zu erreichen.

Jetzt bemerkte man auch auf dem Schiffe den Vorfall, obwohl man nicht wußte, was man daraus machen sollte. Die Aufseher der Sklaven hatten aber auch die Flucht der beiden Freunde bemerkt, und sie sprangen in ein Boot, welches am Ufer stand, um die beiden Flüchtlinge wieder einzuholen. Antonio, welcher die Gefahr bemerkte, verdoppelte seine Kräfte, um ihren Verfolgern zu entkommen. Auch Roger hatte die Gefahr, in welcher sie schwebten, wohl entdeckt, denn er hatte sich umgesehen, und war ihrer Verfolger gewahr worden. — „Rette dich, Theu-

rer, rief er seinem Freunde zu, ich mache es dir nur schwer."

Mit diesen Worten ließ Roger den Gürtel fahren, und sank unter. Antonio stürzt ihm nach, und ergreift ihn aufs neue. Beide blieben eine Zeitlang unsichtbar unter dem Wasser, und so wußte das Boot ihrer Verfolger nicht, wo sie seyn möchten, und hielt einige Zeit ungewiß stille. — Indessen hatte man auch vom Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran.

Nach einer kurzen Zeit erscheint Antonio wieder mit seinem Geliebten auf den Wellen — und das Boot eilt ihm entgegen. Aber alle seine Kräfte sind erschöpft. Jetzt ruft man ihm vom Boot aus Muth zu, er faßt aufs neue Muth, kämpft gegen die Wellen, ermattet wieder, und will so eben versinken, als das Boot da ist, und die Leute in demselben beide Freunde zu sich hineinziehen.

Beide schienen im Verscheiden. Antonio hatte nur noch so viel Kraft zu rufen: „Helft meinem Freunde!" und fiel dann ohnmächtig darnieder. — Roger lag schon für todt da.

Man suchte beiden zu helfen, und Roger kehrte zuerst ins Leben zurück. Wie erschrack er, als er seinen Retter erblaßt zu seinen Füßen sah. Er wirft sich mit lautem Geschrei auf den erstarrten Körper seines Freundes, und erfüllt die Luft mit seinen Wehklagen. Endlich holte Antonio wieder Athem, und nun war Roger vor Freuden außer sich. Man verdoppelte jetzt die Bemühung, durch Reiben und Erwärmen den Erstarrten

wieder zum völligen Leben zu bringen, und es gelang. Antonio öfnete seine Augen wieder und erholte sich etwas.

Beide Freunde umschlangen fest einander, und benetzten sich mit Thränen der Freude. So kamen sie ans Schiff. — Die rohesten Matrosen hatten Ehrfurcht vor ihrer Freundschaft, und beeiferten sich um die Wette, ihnen Dienste zu erzeigen.

In wenigen Tagen waren beiden die Kräfte wieder hergestellt und sie kamen glücklich und wohlbehalten in ihrem Vaterlande an. Ueberall erstaunte man über ihr Schicksal, und bewunderte die Stärke und den Muth der treuen Freundschaft an ihnen.

Eilfte Abtheilung.

Ehrgeiz, Stolz, Eitelkeit.

---

117) Eduard; oder: die erlaubte Ehrliebe.

Eduard wünschte, daß ihn jedermann werth halten und schätzen möchte. Er hatte wohl gesehen, daß verständige Menschen diejenigen sehr werth hielten, welche sehr viel Einsichten und Kenntnisse hatten, in ihrem Betragen immer liebreich und gefällig waren, und es gut und aufrichtig mit andern meinten.

Eduard war fleißig, und immer aufmerksam, wo er etwas Nützliches lernen konnte. Er verfertigte nicht nur mit aller Sorgfalt und Genauigkeit die Arbeiten, die ihm von seinen Lehrern aufgegeben waren, sondern

er las und lernte auch vor sich allein sehr vieles. „Es ist doch besser, dachte er, als wenn du müßig gehest, und dich hinsetzest, und deine Zeit vertändelst." Auch war er gefällig und freundlich, und überall sittsam. Wenn er seinen kleinen Freunden und Schulkameraden dienen konnte, so that ers gern und wenn gar ältere und erwachsene Personen eine Gefälligkeit von ihm forderten, so freute er sich darüber.

Man kann denken, daß Eduard bei jedem lieb und werth war.

Als Eduard älter wurde, und erwachsen war, so blieb er bei diesen Gesinnungen. In allen seinen Geschäften war er pünktlich und ordentlich, und stets war er darauf bedacht, immer mehr Gutes und Nützliches zu lernen. Auf diese Weise war er nun im Stande, vielen Leuten mit seinem guten Rathe beizustehen. Auch blieb er so gütig und gefällig gegen jeden, und niemals hörte man von ihm, daß er einem einzigen Menschen Unrecht gethan, oder falsch und heimtükkisch gegen ihn gehandelt habe.

Eduard sprach zu keinem Menschen jemals viel von seinen Kenntnissen und Einsichten, und er rühmte sich auch damit nicht, daß er es mit andern so gut meine, und so gefällig sey, und doch wußte es jedermann recht gut, und ehrte und liebte ihn deswegen.

Zus. Die Ehre darin setzen und suchen, stets das Gute zu lernen und zu thun — stets wahr, offen, gerecht, wohlwollend und gütig handeln, diese Ehre kann nie getadelt werden.

118) Der stolze Konrad.

Konrad, Eduards Bruder, war vielleicht noch geschickter, und wußte noch mehr, als dieser, auch diente er gern, und war gefällig, aber doch war er bei keinem so sehr geschätzt und geliebt als dieser. Konrad war stolz. Man konnte es an allem recht deutlich merken, daß er alles nur darum that, damit man ihn rühmen und loben sollte, und damit er vor allen andern den Vorzug bekäme.

Wenn ein Knabe irgend etwas besser wußte als er, so ärgerte er sich nicht wenig darüber, und that dann, als ob er das auch schon längst gewußt hätte, er sagte auch wohl, daß er nur eben in Gedanken gewesen sey, und nicht recht darauf gemerkt habe. Immer rühmte er sich, wie viel er schon wisse, tadelte dann beiher auch, was andere Kinder wußten, und sprach mit verächtlicher Miene davon. Er erzählte dann auch den Kindern, wie ihn sein Vetter und seine Tante gelobt hätten, und meinte, wenn er nur erst groß sey, da würde er gewiß ein vornehmer Mann werden.

Wenn jemand zu seinen Aeltern kam, so suchte er es immer so einzurichten, daß man ihn bemerken mußte. Er holte seine Bücher herbei, und las oder schrieb oder lernte etwas, und stellte sich gewaltig nachdenkend. Wenn sie dann den kleinen Menschen bewunderten, und zu ihm sagten: „ei Konrad, du kannst schon französisch? —

Du machst schon eigene Aufsätze?" Dann freuete er sich ungemein.

Weil Konrad stolz war, so wollte er auch alles besser wissen und können, als andere Kinder; bei allen Spielen wollte er der Erste seyn, alle andern sollten sich nach ihm richten, und er wurde böse, wenn sie das nicht wollten, und drohete weg zu gehen. Meistens bekam er darauf keine angenehme Antwort: „du bist ein hochmüthiger Junge, sagten die Kinder zu ihm, geh wohin du willst," — und dann ließen sie ihn stehen. Zuletzt kam es dahin, daß fast niemand mit dem Knaben mehr umgehen wollte, so verhaßt hatte er sich gemacht, indessen sich alle an seinen Bruder hingen.

Konrad nahm mit den Jahren an Kenntnissen und Geschicklichkeit zu, aber sein Stolz und sein Eigendünkel nahmen auch zu. Er tadelte und verachtete alles, was von andern kam, er nannte das elend, verächtlich, sehr fehlerhaft, was sie thaten, und nun sagte er, wie Er Dieses oder Jenes würde gemacht haben, und wie es eigentlich hätte seyn sollen. Darüber wurde er jedem zuwider. Er hatte anfangs gemeint, man würde ihn überall suchen und ihm wichtige Stellen mit vielen Einkünften antragen, aber das geschahe nicht. Er hatte geglaubt, die ganze Stadt sollte sich um ihn drängen, und von seinen Kenntnissen sprechen; aber niemand bekümmerte sich besonders um ihn, und die ganze Stadt sagte: „der Mensch ist doch ein recht eingebildeter Narr!"

Konrad, der anfangs glaubte, daß man ihn mit Aemtern und ansehnlichen Stellen gleich überlaufen, und zu einem Amtmanne oder Rathe machen würde, mußte sich nun um Stellen melden, und sie wurden ihm abgeschlagen. Er meldete sich nach und nach um immer kleinere und geringere Stellen, und erhielt sie ebenfalls nicht, indessen sein Bruder Eduard immer höher und höher stieg.

Konrad lernte aber immer seinen Fehler nicht einsehen. Er nannte die Menschen, unter welchen er war, dumme einfältige Menschen, unwissende verächtliche Narren, die keinen einsichtsvollen und geschickten Mann zu schätzen wüßten. Aber damit machte er es nur ärger, und Konrad hätte mit aller seiner Geschicklichkeit fast verhungern müssen, wenn ihn sein Bruder nicht unterhalten hätte.

Zus. Der Stolz, und wenn er wirklich mancherlei Gutes hat, erbittert und empört — jedermann erkennt nur ungern die Verdienste desselben an.

119) Konstantin, der eingebildete Knabe.

Ein thörichtes eingebildetes Bürschchen war der kleine Konstantin. Er glaubte immer, er sey viel besser als die Kinder anderer Leute, weil sein Vater ein vornehmer und reicher Mann war, und wollte daher diesen Kindern befehlen. Der thörichte Knabe war ziemlich unwissend, und dennoch meinte er, man müsse

ihn schätzen, weil er schöne Kleider hatte, und Sonntags eine gestickte Weste trug.

Da ihm seine Frau Pathe zu seinem Geburtstage eine Uhr geschenkt hatte, wußte er nicht, was er aus Hochmuth anfangen sollte. Er ließ die Kette, so lang sie war, zur Tasche hinaushängen, er spielte mit dem Schlüssel an derselben, er zog alle Augenblicke die Uhr heraus, um zu sehen wie viel es an der Zeit wäre, und er wollte gern, daß die andern Kinder die Uhr ansehen, und sie bewundern sollten; aber keiner fragte ihn, „wo hast du die schöne Uhr her?" keiner verlangte sie zu sehen; — man that gar nicht, als ob man seine Uhr bemerkte, und das verdroß ihn sehr.

Konstantin hatte ein Paar weiße seidene Strümpfe von seinen Aeltern geschenkt bekommen — er zog sie gleich an, damit sie jeder sehen sollte, ob es schon diesen Tag schmutziges Regenwetter war. So kam er in die Schule. „Was, riefen einige Knaben spöttisch, du hast ja schöne seidene Strümpfe an! Ei, ei — du hast grade recht hübsches Wetter dazu gewählt! — Sie sollen wohl noch weißer werden durch den Regen? — Ach sieh doch hier hinten, das ist wohl ein Schönfleckchen?" (Er hatte nehmlich hinten seine Strümpfe schon beschmuzet.) — So neckten ihn die Knaben, obwohl das nicht recht war, und Konstantin ärgerte sich so sehr darüber, daß er fast weinte.

Konstantin klagte es seinen Aeltern, wie ihn die Kinder in der Schule geneckt hätten. „Alberner, eitler

ler Junge, sagte sein Vater zu ihm, wer wird denn in einem solchen Wetter seidene weiße Strümpfe anziehen? Aber wenn du deine lächerliche Eitelkeit nicht ablegst, so wirst du immer so einfältig handeln, und du wirst immer Menschen finden, die dich necken und dir Verdruß machen. Dem hochmüthigen und eiteln Menschen kann Niemand gut seyn."

Konstantin erfuhr auch, als er schon älter war, noch oftmals, wie wahr das sey, was ihm sein Vater gesagt hatte. Sein Hochmuth und seine Eitelkeit machten ihm viel Verdruß, und er hatte eigentlich keinen einzigen Menschen, welcher ihn recht aufrichtig liebte. — Da fing er an seinen Fehler einzusehen, und gab sich Mühe, ihn abzulegen, und von dieser Zeit an war jeder, der ihn kannte, viel zufriedener mit ihm, als vorher.

Zusatz. Die thörichte Einbildung von sich selbst macht den Menschen fürwahr kindisch. Er hält Alles für wichtig genug, um zu erwarten, daß es andere bewundern werden — seine Sachen, Geräthe u. s. w. — Er sucht daher auch Alles so einzurichten, daß es in die Augen falle.

120) Herr Bohnfeld; oder: man muß auch Leute vom niedrigen Stande nicht verachten.

Herr Bohnfeld, ein angesehener Mann in einer großen Stadt, hatte sich ein kleines Rittergut in einem Dorfe gekauft, wo er sich des Sommers aufzuhalten pflegte. Die Einwohner des Dorfs waren

brave gutmüthige und fleißige Leute, aber Herr Bohnfeld verachtete sie alle. Er dankte kaum, wenn ihn einer grüßte, er antwortete ihnen nur mit einigen kurzen Worten, wenn ihn einer anredete, und er litt es nicht, daß einer in seine Stube treten durfte. „Wer will sich denn, sagte Herr Bohnfeld, mit solchen schlechten Leuten gemein machen? — Und was gehen sie mich auch an? — Die Menschen können mir nichts helfen und nichts schaden!"

Herr Bohnfeld hatte eine große Menge Wiesen, die eine halbe Stunde vom Dorfe an einem Flusse lagen, und von diesen Wiesen hatte er grade die Haupteinnahmen bei seinem Rittergute. Nachdem er sein Gut einige Jahre besessen hatte, so fing mitten im Sommer der Fluß von dem vielen Regen an aufzuschwellen, der seit einigen Wochen gefallen war, und trat schon da und dort über die Ufer hinaus. Herr Bohnfeld hatte seine Wiesen schon abmähen lassen, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Alles sein Heu ging mit dem Wasser fort, wenn er nicht schleunige Hülfe schaffen konnte, und mit seinen zwei Pferden, die er auf seinem Gute hielt, konnte er nicht viel Heu fortfahren. — Da dachte er an die Bauern im Dorfe, welche ihm wohl aus der Noth hätten helfen können, wenn sie mit ihren Pferden ihm sein Heu von den Wiesen fortgefahren hätten. Aber er getrauete sich nicht, sie darum anzusprechen, weil er sie bisher immer verachtet hatte.

Unter den Bauern war ein sehr verständiger und braver Mann. Er ging zu einigen unter ihnen, zu denen er das meiste Zutrauen hatte. „Hört, Kinder, sagte er, der Herr da auf dem Rittergute hat uns wohl immer ein Bischen verachtet — aber jezt können wir ihm zeigen, daß man geringe Leute auch brauchen kann. Wenn ihr so wollt, wie ich, so spannen wir unsere Pferde an, und holen ihm kurz und gut sein Heu herauf, und das den Augenblick — denn wenn wir bis morgen warten, so hat er keinen Halm mehr!"

„Ich bin dabei!" rief einer von den Bauern — „ich auch!" sagte ein anderer. — „Unsere Pferde haben ja so nichts zu thun," sprach ein dritter — Kurz, die Bauern spannten alle ihre Pferde an, und fuhren nach den Wiesen.

Wie wunderte sich Herr Bohnfeld, als die Bauern auf dem großen Rasenplatze, der vor seinem Hause war, mit zehn Fuder Heu hielten, welche alle hier abgeladen wurden. — „Wo bringt ihr denn das Heu her, Leute?" fragte er, aber gar nicht in einem so harten und rauhen Tone, in welchem er wohl sonst gesprochen hatte. — „Das ist Ihr Heu, Herr Bohnfeld," antwortete ihm ein Bauer. Wir wollen heute den ganzen Tag mit unsern Pferden fahren, damit wir doch das meiste heraufschaffen. — Sehn Sie, sezte der Bauer hinzu, wenn Sie uns schon mannichmal schönde begegnet — — — — —" „Pfui Kaspar, sey doch stille davon," fiel dem Sprechenden der Bauer ins Wort, welcher zuerst die andern aufgefordert hatte, das Heu herauf zu fahren.

Herr Bohnfeld wußte vor Verwirrung und Schaam nicht, was er sagen sollte? Er dankte den Bauern — er lobte sie sehr — er versprach ihnen gern in Zukunft wieder gefällig zu seyn.

Gegen Abend hatten die Bauern fast alles Heu von den Wiesen glücklich gerettet — nur etwa ein Fuder war noch draußen, welches verloren ging, weil das Wasser nun zu groß wurde, und des Nachts die ganze Gegend überschwemmte.

„Wie hab ich doch so thöricht seyn können," dachte Herr Bohnfeld bei sich selbst, „daß ich die ehrlichen Leute verachtet habe. Ich kann in diesem Jahre gewiß für ein Paar hundert Thaler Heu verkaufen, und ich hätte vielleicht für hundert Thaler zukaufen müssen, wenn sie mir nicht geholfen hätten."

Herr Bohnfeld bat auf den nächsten Sonntag alle die Bauern zu Gaste, die ihm sein Heu gerettet hatten. Sie mußten in seiner Stube essen, und er und seine Frau aßen mit, und beide hatten es an nichts fehlen lassen. — Von dieser Zeit an wurde Herr Bohnfeld gegen jedermann, und besonders gegen die Leute im Dorfe, sehr liebreich und freundlich.

„Verachtet ja keinen Menschen," das prägte Hr. Bohnfeld seit dieser Zeit seinen Kindern gar vielmals ein, „und wenn es auch der Geringste wäre. Wer redlich und gut ist, den muß man werth schätzen, er mag seyn, wer er will."

121) Thörichte Nachahmung aus Stolz.

Der muntere Gustav hatte die Fabel gelesen von dem Frosch, welcher so groß seyn wollte, wie der Ochse, und sich aufblies, und immer mehr und mehr aufblies, bis er darüber zerberstete. — Vater, sagte Gustav, was soll denn nur die Fabel? — „Vielleicht, antwortete der Vater, verstehst du sie alsdann, wenn du folgende Geschichte weißt.“

Ich hatte einen Schulfreund, Bornstädt hieß er, welcher ein fleißiger und geschickter Mensch war, aber sehr eitel. Er konnte es nicht leiden, daß ihn jemand in irgend einer Sache übertraf, sondern er wollte es jedem darin gleich thun. Hatte einer eine schöne Weste, welche ihm gefiel, so plagte und quälte er seine arme Mutter so lange, bis sie ihm auch eine schaffte. — Einer unserer Schulfreunde spielte sehr fertig Klavier, und wurde oft deswegen gelobt. Bornstädt saß Tag und Nacht am Klavier, und wollte es eben so weit bringen, und doch gelang es ihm nicht, weil seine Finger nicht so gelenkig waren, und weil er überhaupt dazu keine Anlage hatte. Ein anderer unserer Schulfreunde konnte ein bischen französisch sprechen — Bornstädt mußte es gleich auch lernen, aber weil er keinen Unterricht darin hatte, so wurde es ihm sehr schwer, es darin bis zu einer Fertigkeit zu bringen, und am Ende mußte er es doch wieder aufgeben, nachdem er viel Zeit darauf verwandt, und andere nöthige Dinge darüber versäumt hatte.

Ich hatte einmal von meinen Aeltern eine Uhr bekommen. — Bornstädt sparte so lange — er hungerte sogar darüber, bis er ein Paar Thaler zusammen hatte, wofür er sich denn ein sehr schlechtes Werk von einem Juden kaufte, mit welchem man ihn allenthalben vexirte, (aufzog, neckte).

Er hätte beinahe einmal das Bein gebrochen, weil er es einem andern, welcher im Klettern sehr geschickt war und deswegen bewundert wurde, gleich nachthun wollte. Er kletterte einen hohen glatten Baum hinauf. Als er fast oben war, hatte er keine Kraft mehr sich anzuhalten, die Hände ließen nach, und er rutschte den Stamm hinunter, und verstauchte sich auf der Erde das Bein. Er hinkte damals wohl an vier Wochen.

Sieh, so machte es dieser Mensch überall. Es mochte etwas Kluges oder Albernes seyn, was jemand that, wenn er glaubte, daß man ihn darüber ehren und loben würde, so wollte er es demselben darin gleich nachthun.

Dieser Mensch wurde in einer Stadt nicht weit von hier Advokat. Dicht neben ihm an wohnte ein anderer Advokat, welcher ein großes Vermögen hatte. Dieser Mann hielt sich Kutsch und Pferde, er hatte seinen Bedienten, ein schönes Haus, mit prächtigen Zimmern, und gab öfters seinen Bekannten große Gastereien. Bornstädt dachte, es sey schimpflich für ihn, wenn er sich nicht eben so einrichtete, da er eben so gut Advokat sey, als jener. Erst nahm er sich einen Bedienten an, den er jedoch nicht nöthig gehabt hätte —

er meublirte dann seine Zimmer aufs prächtigste aus, noch prächtiger als sein Nachbar, und da es ihm unmöglich fiel, Kutsche und Pferde zu halten, so hielt er doch wenigstens ein Reitpferd, und von Zeit zu Zeit gab er seinen Bekannten herrliche Gastmahle, wo er es an den feinsten Weinen und an den köstlichsten Leckereien nicht fehlen ließ. — Aber anstatt daß man ihn, wie er sich einbildete, desto mehr ehren sollte, so wurde er nur getadelt. „Was will doch der unverständige Mann mit einem Bedienten? sagte man, oder wozu braucht er denn ein Reitpferd? Wozu sollen alle die theuern Dinge? — Er hat ja die Einnahme nicht dazu, seinem Nachbar alles nachzuthun! — Nun, nun, er wirds auf diese Weise nicht lange treiben."

In der That, Herr Bornstädt trieb es auch nur ein Paar Jahre so. Eben weil er so großen Aufwand ohne Vermögen machte, so zweifelte man, ob der Mann recht verständig sey, darum hatte niemand besonderes Zutrauen zu ihm, und so war er denn mit Geschäften, bei welchen er viel hätte verdienen können, eben nicht überhäuft, obwohl er sehr geschickt war. Um seinen Aufwand zu bestreiten, mußte er Schulden machen; bei Schuster und Schneider, und Kaufmann und Krämer, überall war er schuldig. Es wollte ihm zuletzt niemand mehr borgen, und seine meisten Gläubiger verlangten ihr Geld. — Auf einmal war Herr Bornstädt aus dem Orte fort, und bis jetzt weiß keiner wo der Mann geblieben ist.

Jetzt errieth Gustav so ohngefähr den Sinn der Fabel. Er sahe an der Erzählung, wie thöricht es sey, aus Eitelkeit es andern in allem gleich thun zu wollen und wie sehr man darüber sich schade.

Zus. Große Thorheit, sich darüber zu Grunde zu richten, daß man andern keinen Vorzug in irgend einer Art Aufwand lassen will — zuletzt wird der Unterschied zwischen ihnen und uns so auffallend; da wir anfangs gar keinen wollten statt finden lassen.

Zwölfte Abtheilung.

Selbstbeherrschung, Mäßigung, Beharrlichkeit, Unzufriedenheit.

---

122) Engelmann; oder: man muß sich frühzeitig beherrschen lernen.

„Kinder," sagte Herr Robert öfters zu seinen kleinen Leuten, „man muß sich beherrschen können, — im Essen und Trinken, im Zorn, in der Freude, in der Hoffnung und im Vergnügen. Man thut sonst sehr oft Dinge, welche man hinterher sehr bereuet, und welche uns sehr nachtheilig werden können."

Hier in dem dritten Hause von uns wohnte sonst ein Mann — Engelmann hieß er — ein herzensguter, ein sehr braver Mann. — Nur den einen Fehler hatte er, daß er sich nicht bezähmen konnte, wenn es ans Weintrinken ging. Er wußte, daß ihm viel Wein

nicht tauge, und er nahm sich jedesmal vor, wenn er bei jemandem zu Tische war: „Heute willst du dich recht in Acht nehmen" — er bestimmte sich in Gedanken eine Anzahl Gläser, über welche er nicht gehen wollte. Aber wenn er erst zwei bis drei getrunken hatte, so waren die guten Vorsätze fort. I, dachte er, ein oder zwei Glas mehr, werden so viel nicht schaden, und darüber trank er denn wohl einige Flaschen.

Nun wußte er nicht mehr, was er that. Er sang, er schrie, er jauchzte laut auf — oder er zankte und stritt sich auch um das geringste Wort mit andern, und wenn jene nicht meistens vernünftiger gewesen wären, so hätte es zu Schlägereien kommen können.

Den andern Tag hatte er fast allemal Kopfschmerzen, Uebelkeiten, oft Erbrechen — es war ihm so wüste im Kopfe, daß er von allen seinen Geschäften keins verrichten konnte, wenns auch noch so leicht oder noch so nothwendig war. Er ärgerte, oder schämte sich auch, wenn man ihm die thörichten und unverständigen Handlungen erzählte, welche er den Tag zuvor begangen hatte, weil er selbst wohl einsahe, daß er sich damit lächerlich oder gar verächtlich machen müsse. „O, rief er dann, voll Unwillen über sich selbst, o wenn ich mich doch beherrschen gelernt hätte, da würde ich enthaltsamer und gnügsamer seyn!" Aber Engelmann lernte das nicht mehr, er hätte es schon in seiner Jugend lernen sollen. Er hatte von seiner Unenthaltsamkeit im Weintrinken sogar seinen Tod.

Er hatte sich einige Tage schon übel befunden, und nun hatte er sich noch dazu tüchtig im Wein berauscht, und bei dem Tosen und Lärmen, zu welchem ihn der Wein verleitete, hatte er sich erhitzt. Da er nun Abends nach Hause gehen wollte, so konnte er sich nicht zurechte finden. Darüber erkältete er sich — und kurz, in drei Tagen war der Mann todt.

Zus. Und wenn er sich nicht durch Erkältung seinen Tod zugezogen hätte, wie elend wär er dennoch deswegen gewesen, weil er sich nicht beherrschen konnte. Er wäre unwillig auf sich selbst — oft krank und mißmuthig, oft schüchtern gegen seine Mitmenschen, oft verächtlich in ihren Augen gewesen.

123) Der Näscher; oder: wie weit ein klein scheinender Fehler führen kann.

Ich kenne einen Menschen, fuhr Herr Robert fort, der blos darum aufs Zuchthaus gekommen ist, weil er seine Lust Zuckermandeln, Bonbons, Makronen und andere Süßigkeiten zu essen nicht bezwingen lernen wollte.

Da er noch ein kleiner Knabe war, so vernaschte er jeden Dreier, und jeden Sechser, welchen er geschenkt bekam, in Makronen und andern Leckereien. Sein Vater, welcher das merkte, that ihm Vorstellungen darüber, und als diese nichts mehr halfen, so gab er ihm kein Geld mehr.

Der Knabe wußte sich Geld zu schaffen. Er verkaufte manche von den Büchern und Bildern, die man ihm gegeben hatte, um wenige Groschen, und

nachdem er auch damit fertig war, so nahm er heimlich seinen Aeltern Geld weg.

Er wußte seine Diebstähle so behutsam zu begehen, daß anfangs niemand etwas merkte. Als dennoch aber endlich der Vater Verdacht schöpfte und genauer Acht auf ihn hatte, so sahe derselbe wohl, daß alle seine Bitten und Vorstellungen nichts gefruchtet hatten. — Er sperrte den Knaben mehrere Wochen lang ein, er züchtigte ihn derb, er ließ ihm kärgliche Kost reichen, aber es half alles nur eine Zeitlang.

Jetzt kam der Knabe bei einem Handwerker in die Lehre. Hier, dachte sein Vater, wird es besser gehen; aber der gute Mann hatte sich sehr geirrt. Der Bube bestahl anfangs einen Burschen, welcher mit ihm in der Lehre stand, und dann betrog er auch seinen Meister, wenn er ihm von seinen Kunden Geld brachte. — Indessen, seine Aeltern suchten das immer zu unterdrücken, und gaben viel Geld darum, weil sie die Schande nicht haben wollten, daß ihr Sohn ein Dieb sey.

Als Geselle trieb ers wie zuvor. — Er bestahl seine Mitgesellen, er wurde von ihnen geprügelt, er wurde von seinen Meistern fortgejagt, aber er wurde doch nicht besser.

Auf seiner Wanderschaft hatte dieser Mensch nun lange keine Leckereien essen können, weil er kein Geld hatte. Er kam des Nachts in einem Wirthshause mit einem Fleischer auf einer Streu zu liegen, und es war

ihm nicht entgangen, daß dieser Mann einen großen Beutel voll Geld hatte. Ach, dachte er, wenn du den hättest, da könntest du dir recht viel schöne Eßwaaren kaufen. Dieser Gedanke ließ ihn fast die ganze Nacht nicht schlafen — früh gegen Morgen zog er dem Fleischer leise den Beutel weg, und sogleich darauf entfernte er sich heimlich. Der Fleischer erwacht, er vermißt seinen Beutel, er sieht daß sein Schlafkamerad fort ist, man schöpft Verdacht, man setzt ihm nach, man holt ihn ein, und der Beutel fand sich bei ihm. — Da kam er aufs Zuchthaus.

Zus. Wie viele mögen anfangs mit einer anscheinenden Kleinigkeit angefangen haben, um es am Ende nicht nur bis zum Zuchthause, sondern noch weiter zu bringen.

124) Mäßige dich im Genusse des Vergnügens.

„Wenn Sie das Tanzen nicht lassen, so ist Ihnen nicht zu helfen!“ — Mit diesen Worten ging der geschickte Arzt, Herr Helfrich, von einem seiner Kranken fort, welcher ihm eben seine Noth geklagt hatte. — Dieser Kranke war ein junger geschickter Mann, und bei jedermann wegen seiner Artigkeit und seines gefälligen Betragens sehr geliebt. Nur den Fehler hatte er, daß er den Tanz zu sehr liebte. Kam er einmal ins Tanzen hinein, so wußte er sich nicht zu mäßigen. Davon war er eben jetzt wieder krank geworden, und sein Arzt hatte ihm alles vorgestellt, was er zu befürch-

ten hatte, wenn er diesem für ihn, bei seiner schwachen Lunge, so gefährlichen Vergnügen nicht entsagte.

Der junge Mann nahm sich zwar vor, seinem Arzte zu folgen, aber dieser Vorsatz dauerte nicht viel länger, als seine Brust ihm schmerzte. Bei dem nächsten Ball, zu welchem er eingeladen war, tanzte er wieder — ein Bischen wird ja nicht schaden, dachte er. Seine Aeltern hatten ihn noch diesen Abend so herzlich gebeten, sich zu schonen, und er hatte es ihnen versprochen, aber sein Versprechen und sein Vorsatz verschwand immer mehr und mehr — er konnte ja diese und jene Aufforderung nicht abschlagen.

Er tanzte — einen Tanz nach dem andern, und zuletzt die raschesten und wildesten Tänze. Sein Herz klopfte ihm gewaltig, sein Athem war erschöpft — er hätte jetzt gern aufgehört, aber der Tanz war noch nicht aus.

Jetzt fingen ihm die Ohren an zu klingen — sein Kopf schwindelte ihm, und es schien ihm, als ob alles sich in bunten Kreisen vor seinen Augen umdrehete; eine Todtenblässe überzog sein Gesicht, mit einemmale stieg es ihm so warm in der Brust auf, und ein ganzer Strom von Blut drang aus seinem Munde. Er fiel in Ohnmacht, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich selbst kam.

Man trug den Unglücklichen in einer Sänfte nach Hause — man holte den Arzt, der zwar sein Bestes that, aber er konnte doch sein Leben nicht erhalten. Nachdem er zwölf Wochen gesiecht hatte, starb er.

O wie viel tausendmal hat er es auf seinem Krankenlager beseufzt, daß er sich nicht gemäßigt hatte — er hätte so gern, so sehr gern, noch länger gelebt. Und seine Aeltern? — die bedauerte jedermann, denn dieser Sohn war ihre einzige Hoffnung und Freude gewesen. Nun waren sie in ihrem Alter verlassen!

Zusatz. Wie unsäglich viel Elend richtet die Tanzwuth noch täglich an; wie viele macht die Unmäßigkeit im Trinken unglücklich.

125) Bemeistere deinen Zorn.

Lebrecht hatte die Untugend an sich, daß er sich sehr leicht zum Zorn reizen ließ. „Lebrecht, sagte sein Vater, bemeistere doch deinen Zorn. Im Zorn weiß man nicht was man thut, und man kann sich zu Handlungen verleiten lassen, die man nachher durch seine ganze Lebenszeit bereuet."

Lebrecht sah wohl ein, wie gut es sein Vater meine. Wie oft war schon seine zornige heftige Gemüthsart Schuld gewesen, daß er sich mit seinen kleinen Freunden überworfen hatte; wie oft war er mit ihnen in Zwist und Mishelligkeiten gerathen, und war ganze Wochen lang mit ihnen nicht zusammen gekommen, aber dennoch war er nicht klüger geworden. Erst da lernte er denselben mäßigen, als er in einem Anfalle von Zorn seinen Bruder fast getödtet hatte.

Beide Knaben spielten Ball. Lebrecht beschwerte sich, daß sein Bruder den Ball so schief oder so niedrig schlage, daß er ihn gar nicht fangen könnte. Lieber

Lebrecht, antwortete ihm sein Bruder, die Schuld liegt an dir; Karl und Jakob fangen meine Bälle immer; du mußt ihn nur besser fangen lernen. Lebrecht wurde schon heftig gegen seinen Bruder: „Du thust mir nur alles zum Possen, sagte er, was du weißt.“ Der Bruder bat ihn, er möge doch nicht gleich so auffahren, und unvorsichtiger Weise setzte er die Worte hinzu: „es ist doch gar kein Auskommen mit dir; wenn ich nur lieber gar nicht mit dir spielte!“

„Geh, dummer Junge, rief da Lebrecht ganz erbittert, — ich will nun auch mit dir nicht mehr spielen — da hast du dein Ballholz.“ Mit diesen Worten schleuderte er in voller Wuth das Holz von sich, mit welchem er den Ball geschlagen hatte, und welches seinem Bruder gehörte. Er sahe gar nich darauf, wo sein Bruder stand, und das Ballholz flog diesem an den Kopf.

Mit einem lauten Schrei sank sein Bruder um. Das Holz hatte ihm eine Wunde am Kopfe gemacht, aus welcher das Blut stark hervorquoll. Lebrecht sahe sich auf den Schrei des Bruders um, da lag der arme Knabe todt auf der Erde. „O Gott! o Gott, rief Lebrecht voll Verzweiflung, was hab ich gemacht! Mein Bruder, mein armer Bruder!“ Er rang die Hände, er weinte, er warf sich neben seinen Bruder nieder, er sprang wieder auf, er wußte vor Angst nicht, was er that. Immer blieb sein Bruder ohne Bewegung.

Welchen Schrecken hatte der Vater, da er seine Kinder suchen wollte und seinen Sohn hier liegen sah.

„Ach Gott! ich armer Vater!“ rief er schmerzhaft — mehr konnte der unglückliche Mann nicht hervorbringen.

Drei Tage lag der Bruder fast ohne Besinnung da, während welchen Lebrecht sowohl als seine Aeltern, unbeschreibliche Angst ausstanden. Lebrecht ging stumm und traurig im Hause umher — jedermann sahe seinen tiefen Schmerz und seine Angst, und niemand machte ihm Vorwürfe. Er stand ganze Stunden lang am Bette seines Bruders, und sah ihn traurig an. — Als sich sein Bruder am vierten Tage ein wenig erholt hatte, da ergriff er seine Hand, und sah ihn so bittend an: „Ach lieber Bruder, stammelte er, kannst du mir vergeben?“ „Gern, sagte der Bruder leise, — sey nur nicht wieder so zornig!“ — Sonst hatte Lebrecht immer behauptet, er könne seinen Zorn nicht unterdrücken, aber seit dieser Zeit unterdrückte er ihn dennoch.

Zusatz. Und wenn nie ein solcher Unfall daraus erfolgen könnte, dürfte ich mich denn dem Zorne überlassen, der mir alle Besinnung raubt, und mich hindert, mit Nachdenken und Ueberlegung zu handeln?

126) Luischen; oder: man muß auch die Freude mäßigen.

Frau Wehlmann war auf einige Wochen um einer wichtigen Sache willen verreist gewesen, und ihre Kinder hatten lange sich schon auf den Tag gefreuet, an welchem sie wiederkommen würde. Sie sprachen davon, was ihnen die Mutter alles mitbringen werde,

und jedes sann sich etwas aus, womit es der Mutter bei ihrer Heimkunft eine Freude machen wolle. Karlinchen hatte ihr ein Paar schöne atlassene Strumpfbänder gemacht; die kleine Luise hatte fleißig an ihrem Strümpfchen gestrickt und hatte es jetzt fertig; und Wilhelm hatte ihr in einen Blumentopf ein Resedenpflänzchen eingesetzt, welches schon blühete.

Jetzt rollte ein Wagen daher — „das ist die Mutter!“ schrieen die Kinder, und nun gings in einem Sprung zur Thür hinaus, die Treppe hinunter und zum Wagen hin. Luischen sahe vor Freuden den großen Stein auf dem Hofe nicht, der ihr im Wege lag und ihr doch sehr wohl bekannt war, denn die Freude hatte sie ganz verblendet. Luischen that einen harten Fall über den Stein; das kleine Knie und die Nase und der Mund waren auf den spitzen Pflastersteinen des Hofes ganz zerschlagen, und ihre ganze Freude, und die Freude der andern war verdorben.

Man mußte Luischen ausziehen, man mußte nachsehen, ob sie etwa einen beträchtlichen Schaden genommen hätte, denn sie klagte, daß ihr alles am Leibe weh thäte; man mußte die Wunden auswaschen und Essig auf die Brauschen legen, und Luischen mußte ziemlichen Schmerz aushalten.

„So gehts, sagte der Vater; man verdirbt sich und andern sehr oft die Freude, wenn man sich zu sehr freuet. Allzugroße Freude und allzugroße Traurigkeit sind nicht nur der Gesundheit schädlich, sondern sie

verwirren auch den Menschen so sehr, daß er nicht recht weiß was er thut."

127) Kleine Ungemächlichkeiten muß man ertragen lernen.

„Kommt Kinder," sagte Herr Meister zu seinen drei Söhnen, „es ist ein schöner Tag, wir wollen auf den Kalkberg gehen und Haselnüsse suchen." Ei! ei! riefen die Knaben, und suchten ihre Hüte. Aber, fuhr der Vater fort, das sag ich euch gleich, der Weg ist ein Bischen weit, und sehr steinig, und der Berg ist hoch, welchen wir hinansteigen müssen, ehe wir zu den Nüssen kommen. „Schadet nichts; macht nichts;" riefen die Kinder, „das wollen wir schon aushalten!"

„Sind wir noch nicht bald hin?" fragte Fritz, der mittelste von den Knaben, als sie kaum ein Viertelstündchen gegangen waren. Noch nicht halb, antwortete der Vater, und Fritz schwieg. Nach einem Weilchen fing Fritz wieder an: „aber Vater, der Weg ist doch auch gar zu garstig — immer Berg auf, und Berg ab, und lauter Steine im Wege!" — Das hab ich dir ja gleich gesagt, erwiederte der Vater, du solltest darüber nicht klagen. — Fritz schlich immer ein Paar Schritte hinter den andern her, welche spielend und scherzend vorangingen und sprangen. Dann und wann seufzte er, und sagte ganz leise: „ich wollte ich wäre zu Hause geblieben!" — „Schäme dich, sprach der Vater, der es wohl gehört hatte, bei

kleinen Unannehmlichkeiten so weichlich zu seyn. In der Welt giebts solcher kleinen unangenehmen Dinge sehr viel. Wie elend ist man, wenn man sie nicht ertragen gelernt hat. Die Menschen machen sich ja ihr Leben selbst schwer, welche über jede Kleinigkeit seufzen und klagen!"

Sie kamen am Fuße des Berges an, an welchem eine kleine Hütte war, in welcher sich des Sommers ein Mann aufhielt. „Vater, sagte Fritz, ich will nicht mit auf den Berg, laß mich bei dem Manne bleiben!" Wie du willst, antwortete der Vater, und bat den Mann, Fritzen so lange bei sich zu behalten, bis er vom Berge wieder herunter käme.

Fritz durstete. „Ach, wenn ich doch ein Glas Bier hätte, sagte er zu dem Manne, mich durstet gar zu sehr!" — Bier hab ich nicht, antwortete der Mann, ich kann mir kein Bier kaufen, aber Wasser kann ich wohl holen, ein Paar Schritte von hier ist eine herrliche Quelle! „Ach Wasser?" sagte Fritz, und machte ein trauriges Gesicht. — Nun, nun, versetzte der Mann, man stirbt vom Wasser nicht, und wenn man nur Durst hat, und nicht verwöhnt ist, so schmeckts wohl. Es ist grade kein Unglück Wasser zu trinken — ich trinke den ganzen Sommer nichts anders, und muß schwere Arbeit dabei thun. Nu, soll ich denn Wasser holen? — „Ja," war die Antwort, und der Mann ging fort.

„Hier, trinke er sich satt;" sprach der Mann, und

setzte unserm Fritz einen reinlichen Topf voll Wasser hin. — „Ein Topf? sagte Fritz verdrießlich, und rümpfte die Nase, aus einem Topfe kann ich nicht trinken! Hat er denn kein Glas?" — Der Mann antwortete ihm, daß er hier kein Glas habe, und daß er ihm nicht helfen könne, wenn er nicht aus einem Topfe trinken wolle. — Der Durst war groß; — Fritz trank, aber mit Widerwillen.

Fritz wurde sehr verdrießlich. Er mußte nun auch noch so lange warten, bis der Vater mit den Brüdern wiederkam, und wußte nicht, wie er die Zeit hinbringen sollte. — „Hier unten sind wohl keine Nußsträucher?" fragte er. „Es giebt wohl ein Paar, erwiederte der Mann, aber die sind längst abgelesen, weil sie zu nahe am Wege stehen, allein oben auf dem Berge, und an jener Seite, da giebts dies Jahr gewaltige (sehr viele) Nüsse."

Nach einigen Stunden kamen die andern wieder zurück, und Fritz freuete sich. Der Vater und die beiden andern waren nun auch durstig, und fragten den Mann, ob er zu trinken habe? Ja, Wasser hab ich wohl, aber kein Bier, und auch kein Glas, sondern nur einen Topf. Gleichviel, antwortete der Vater, und trank aus dem Topfe, und die beiden Kinder tranken auch, und alle versicherten, es schmecke so schön, als das köstlichste Bier. „Nu, dem hier wollte es nicht schmecken," sagte der Mann, und erzählte wie es ihm mit Fritzen gegangen sey.

„Siehst du, sagte der Vater auf dem Heimwege zu seinem Fritz, da hast du nun gleich ein wenig erfahren, was ich sagte, daß es in der Welt viele kleine Unannehmlichkeiten gebe, die man ertragen lernen muß, wenn man sich nicht immer für elend und unglücklich halten, oder nicht beständig misvergnügt seyn will. Der Vater setzte noch hinzu: daß fast kein Mensch es vermeiden könnte, eine Menge solcher kleinen Unannehmlichkeiten zu erfahren, und wenn er auch noch so reich und vornehm wäre. Die meisten Menschen müssen sogar, sagte er, sehr große Beschwerden und Ungemächlichkeiten tragen; zum Beispiel, nimm einmal Seefahrer, oder Leute, die sehr oft auf Reisen seyn müssen, oder die schwere Arbeiten haben, wie die Landleute. Was wollte daraus werden, wenn diese Menschen immer klagen und seufzen wollten, und wollten gleich verdrießlich werden, und den Muth sinken lassen, wenn ihnen etwas schwer wird, und nicht augenblicklich alles so geht, wie sie es wünschen?"

Unter diesen Gesprächen kamen sie nach Hause. Fritzen war der Weg wohl einigemal wieder sehr sauer angekommen, aber er hatte sich gezwungen nichts zu sagen. Der Vater, dem das nicht entgangen war, lobte ihn darüber; „fahr nur so fort, sagte er, so wirst du sehen, daß man selbst bei größeren Widerwärtigkeiten oftmals noch ziemlich vergnügt seyn kann."

Vater und Söhne holten jetzt aus ihren Taschen die schönen braunen, alle schon ausgeschlaueten (aus-

gehülseten, ausgelüfteten, d. i. aus ihrer Schaale herausgegangenen) Haselnüsse, und beschenkten mit einem Theile derselben die Mutter, und ihre kleine Schwester Philippine. — „Aber Bruder Fritz, sagte die Kleine, giebst du mir denn keine Nüßchen? du giebst mir ja sonst immer?" Da kam es denn heraus, wie es mit Fritzen gegangen war, und er schämte sich. — Noch mehr schämte er sich, da ihm der Vater und die Brüder von ihren Haselnüssen einige Händevoll gaben, weil er sonst gar keine gehabt hätte.

Als es Weihnachten war, da spielten die andern beiden mit den Nüssen, die sie sich aufgehoben hatten, und Fritz mußte nun wieder von der Güte seiner Brüder zehren!

128) Der ungeduldige Franz; oder: man muß beharrlich seyn.

„O das lerne ich in meinem Leben nicht! Ich komme ja nicht von der Stelle, es will mir ja nichts gelingen!" So rief der ungeduldige Franz immer, wenn er irgend etwas thun oder lernen sollte, was nicht gleich beim erstenmale gehen wollte. Dann sprang er auf, warf das Buch da und dorthin, schmiß die Feder weg, lief umher, setzte sich wieder hin, und machte es wieder eben so.

Seine Schwester machte es ganz anders. Wenn ihr auch etwas schwer wurde, so ließ sie sich doch nicht vom Verdruß überwältigen. „Ich muß es ja doch

lernen, ich muß es ja doch thun;" dachte sie, und hielts aus.

„Franz, Franz! sagte der Vater, wo du nicht lernst beharrlich bei deinen Arbeiten seyn, so wirst du es niemals weit bringen, und niemals eine Sache recht ordentlich lernen, und andere werden dir beständig vorkommen. Man muß nicht gleich ungeduldig werden, zumal wenn man eine Sache erst lernen soll, die ist ja freilich immer etwas schwer!"

Wie es der Vater gesagt hatte, so traf es auch zu. Die Schwester von Franz konnte schon sehr gut schreiben und rechnen, da Franz immer noch stümperte, ob wohl er ein Jahr älter war. — Seine meisten Schulkameraden kamen ihm fast in allen vor, und doch fehlte es Franzen nicht an gutem Willen; er wollte gern fleißig seyn und alles Nützliche lernen, aber, er hatte keine Ausdauer, er war nicht beharrlich. Hundert Dinge hatte Franz zu lernen angefangen, und keins wußte er ordentlich und vollständig, weil er bei keinem lange ausgehalten hatte. Alles, was er that, wurde ihm viel schwerer als andern, und er brauchte noch einmal so viel Zeit dazu, weil er immer ungeduldig war.

Franz hatte, wie er älter war, ein Amt bekommen, wo es gar mancherlei Geschäfte, und besonders viel zu rechnen gab, aber niemals war er zu rechter Zeit fertig, und darüber so wohl, als auch, weil er so viele Fehler machte, bekam er von seinen Vorge-

setzten sehr häufige Verweise, und mußte oft sehr große Rechnungen noch einmal machen. Einer seiner Freunde, der ebenfalls eine solche Stelle hatte wie er, hatte immer noch Zeit übrig, und seine Arbeiten waren alle genau und ordentlich, und jeder war mit ihm zufrieden. — „Aber wie machst du es nur, fragte ihn Franz einmal, daß du immer so viel Zeit übrig hast.“ — Ich gehe, antwortete dieser, nicht eher von meiner Arbeit weg, als bis sie fertig und richtig ist, und wenn sie mir auch noch so schwer wäre, ohne darüber ungeduldig zu werden. Auf diese Weise behalte ich immer Zeit übrig.

Zus. Viele fangen mancherlei mit großem Fleiß und Eifer an, sind aber nicht beharrlich — nicht voll Ausdauer — es bleibt liegen, oder es wird nur mit Verdruß und darum spät fertig gebracht.

129) Versage dir zu Zeiten freiwillig etwas Angenehmes.

„Nun heute kommt euer Leibessen, sagte Herr Lehmann zu seinen Kindern — geschmorte Borstorfer mit kleinen Rosinen — ich will heute einmal sehen, wer sich von euch so weit überwinden kann, nichts von diesem Essen zu verlangen.“

O Vater, sagten die Kinder, du spaßest wohl nur mit uns? — „Nein, antwortete lächelnd der Vater, es ist eigentlich mein Ernst; laßt mich einmal sehen, ob ihr euch dieses Lieblingsessen versagen könnt.

Ich befehl es aber euch nicht, sondern es bleibt euch frei, was ihr thun wollt." Die Kinder wollten nun gern wissen, warum sie sich doch diese Speise versagen sollten? — Die Mutter sage doch immer, alles Obst sey ja gesund, wenn es reif sey. — „Ei es ist auch nicht deswegen, antwortete Herr Lehmann, sondern damit ihr anfangt, Dinge entbehren zu lernen, die ihr gerne haben möchtet, ohne euch deswegen eben für sehr unglücklich zu halten."

„Aber warum soll man denn das lernen?" fragten die Kinder weiter. „Darum, antwortete der Vater, weil ihr das oft in der Welt nöthig haben werdet. Unter tausend Wünschen, die man hat, kann oft nicht ein einziger erfüllt werden. Hat man da nicht entbehren gelernt, so glaubt man, man sey unglücklich und ist niedergeschlagen und betrübt."

Die Kinder meinten, der Vater sage das wohl nur so — so oft würde man ja wohl diese Kunst nicht brauchen. — „Nicht? sprach der Vater. Wer war denn neulich so traurig und den ganzen Tag so misvergnügt, da wir nicht nach Rheinthal fahren konnten, wie wir doch uns erst vorgenommen hatten, weil mir am Morgen des dazu bestimmten Tages ein nothwendiges Geschäft dazwischen kam? He? Wer konnte denn da den ganzen Vormittag nicht spielen und fröhlich seyn, so schön auch das Wetter war?"

Die Kinder wurden ein wenig roth und schämten sich. „Oder wer war denn im vorigen Herbst so mür-

risch, da euch Herr Landmann zu seiner Weinlese abholen zu lassen versprochen hatte, und da nun nichts daraus werden konnte, weil der gute Mann krank geworden war?"

„Oder, wie ihr an Weihnachten eure neuen Kleider nicht bekommen konntet, weil der Schneider vor vieler andern Arbeit nicht hatte können fertig werden, wie wars euch denn da?"

„Soll ich euch etwa noch mehr Beispiele anführen?" fragte der Vater. „O nein! o nein!" riefen die Kinder. „Nun, fuhr der Vater fort, ihr seht also wohl, daß das eine gar treffliche Kunst ist, das entbehren zu können, was man wohl gern gehabt hätte, ohne daß es uns zu sehr schmerzt und betrübt, und darum muß man sich von Jugend auf in dieser Kunst üben, damit man sie lernet."

Da hab ich einen Mann gekannt — Ahlfeld hieß er. Der hatte sich an eine Sorte rothen Wein gewöhnt, von der er alle Mittage nur zwei bis drei Gläser trank. Einmal konnte er von dieser Sorte Wein keinen mehr bekommen. Das war eine große Noth bei dem Manne. Kein Bissen wollte ihm bei Tische schmecken, alle andern rothen Weine, welche er probirte, so schön sie auch waren, gefielen ihm nicht — er versicherte, daß er keinen Tropfen davon auf die Zunge nehmen könnte. An alle Weinhändler schrieb er, alle seine Freunde plagte er, ob sie nicht ihm diesen Wein verschaffen könnten. Kurz der Mann that

als hinge sein Leben von dem Weire ab, und doch half ihm alles nichts, er mußte andern trinken lernen.

Da war hier ein junger Mensch, der nach einer großen Stadt kam, um die Kaufmannschaft zu lernen. Zu Hause bekam er Morgens seinen Kaffee, er konnte früh schlafen so lang er wollte, wohl bis sieben oder gar bis acht Uhr, des Mittags saß er ruhig bei Tische, und ließ seine Mutter auftragen, des Abends ward im Winter sein Bette gewärmt — das fiel nun alles weg. Er mußte früh heraus — er mußte oft ganze Stunden lang in der Kälte im Gewölbe stehen — an Kaffee für ihn wurde in diesem Hause gar nicht gedacht; wenn er meinte, er sey im besten Essen, so mußte er aufstehen vom Tische, weil es draußen zu thun gab, und des Abends mußte er ins kalte Bette. — Da schrieb er nun an seine Aeltern gar klägliche Briefe — Hier, schrieb er, könne ers unmöglich lange aushalten — er habe gar keine Pflege und Wartung, und könne kaum einen einzigen Bissen bei Tische ruhig essen, und er bat, daß ihn die Aeltern doch wieder zu sich nehmen möchten.

Als er die erste Messe in Leipzig mit einem Handelsdiener hatte bereisen müssen, da wurden seine Briefe noch viel trauriger. — „Ach, ich bitte Sie „um Gotteswillen, liebe Aeltern, schrieb er, nehmen „Sie mich wieder zu sich — oder bringen Sie mich „anders wo hin. Hier geh ich zu Grunde. Sechs„zig Meilen habe ich reisen müssen, in dem übelsten

„Wege und Wetter, und das ging Tag und Nacht fort, „ohne auszuruhen. Sechs Tage sind wir unterwegs „gewesen, — ach mir ist von dem Stoßen des Wa„gens, als wären mir alle Rippen im Leibe entzwei. „In den Wirthshäusern ist nirgends etwas Rechts „zu haben, womit man sich erquicken könnte, und ich „begreife nur nicht, wie unser Handelsdiener mit so „vielem Appetit davon essen konnte. Eine Nacht „mußten wir gar in einem Dorfe bleiben, weil die „Achse an unserm Wagen zerbrach, und erst am an„dern Morgen der Schaden wieder ausgebessert seyn „konnte. Ach, das war eine traurige Nacht! Die „Leute im Wirthshause hatten keine Betten, weil bei „ihnen, wie sie sagten, eben keine Einkehr sey, und „wir mußten auf einer Streu schlafen. Der Han„delsdiener schlief bald ein, aber ich habe die ganze „Nacht kein Auge zugethan — ich habe vor Kummer „weinen müssen. — Und in Leipzig? Ach ich hatte „mich so auf diese Stadt gefreuet, aber da geht es „noch viel ärger, als zu Hause; kein Vergnügen hab „ich mir noch in acht Tagen machen können. — „Kaum daß ich Sonntags ein bischen ausgewesen „bin. — O wenn Sie mich nur einmal sehen sollten, „wie ich so abgezehrt bin.“

In diesem Tone ging der Brief fort; mit lauter Klagen war er angefüllt. Aber die Aeltern nahmen ihren Sohn nicht von dem Kaufmanne weg, weil sie ihn als einen sehr braven und rechtschaffenen Mann

kannten, und weil er sich ihres Sohnes recht väterlich annahm.

Ihr hättet aber diesen Menschen nach vier Jahren sehen sollen, da er seine Aeltern zum erstenmale wieder besuchte, nachdem eben seine Lehrjahre aus waren. Er hatte seinen Aeltern nicht geschrieben, daß er kommen wollte, um ihnen eine unverhoffte Freude zu machen. — Nach den ersten Umarmungen war die Mutter verlegen. „Was soll ich dir nun Gutes zu essen geben, mein Sohn, damit du dich erquicken kannst? sagte sie — ich habe grade nichts im Hause." — „Was haben Sie für Sorge, gute Mutter, sagte er, wenn Sie Butter und Brod haben, so ists genug." — Aber, fuhr die Mutter fort, nun ist auch oben nicht einmal das Bette zurechte gemacht! „Brauchen sich keine Mühe zu geben, erwiederte er, ich kann schon eine Nacht im Lehnstuhl schlafen, wenns nicht anders seyn kann!"

Des andern Morgens früh hatte ihm die Mutter Kaffee gemacht, aber er dankte für dieses Getränk, und bat sich nur ein Glas Wasser und ein Stück Brod aus, und genoß das mit sichtbarem Vergnügen. „Das ist schönes Wasser, sagte er, so gut haben wirs nicht in unserer Stadt."

Der Vater erinnerte seinen Sohn an die Klagen, die er im Anfange seiner Lehrjahre geführt hatte. „Ja damals, lieber Vater, sagte er, war ich wohl ein bischen verwöhnt. Jetzt aber kann ich mich eher dar-

ein finden, wenn auch nicht alles so ist, wie ichs gerne hätte, ohne grade sauer zu sehen, und eine große Klage anzustimmen. Es ist mir recht lieb, daß Sie mich damals auf meine Klagebriefe nicht von meinem braven Lehrherrn wegnahmen, sonst hätte ich vielleicht die Kunst noch nicht gelernt, vieles, was ich doch nicht haben kann, zu entbehren, ohne misvergnügt zu werden."

„Vater, sagte der verständige Gottfried, nachdem diese Erzählung geendigt war, ich will heute keine Borstorfer essen!" Die andern nahmen sich das auch vor, und sie hielten Wort. Es war ihnen nach Tische, als hätten sie eine kleine Heldenthat gethan, so fröhlich und wohlgemuthet waren die kleinen Leute.

Seit dieser Zeit übten sie sich öfters darin, sich manche Dinge zu versagen, die sie hätten haben können. Diese Uebung kam ihnen in Zukunft trefflich zu statten. Sie waren nicht gleich misvergnügt, wenn manches nicht geschehen konnte, was sie gewünscht hatten.

Zusatz. Durch Uebungen im Kleinen muß man die größern Entsagungen und Verleugnungen lernen.

130) Der unzufriedene Hans; — oder: die Schuld lag an ihm selbst.

Hans war ein ziemlich bemittelter, obwohl nicht reicher Bauer. Er hatte eine Hufe Feld, zwei schöne

Wiesen und an seinem Hause einen Garten mit vortrefflichen Obstbäumen, und dabei war er niemand etwas schuldig. Er hatte noch seine hundert Thaler baares Geld, und war mit Frau uud Kindern gesund. Was fehlte ihm noch zu seinem Glücke? — Nichts, als — Zufriedenheit.

Immer murrte und klagte Hans über seinen Zustand. Bald war der Rocken, und bald der Häfer nicht recht gerathen — Dann gefiel ihm das Obst nicht, es war ja lauter elendes verkrüppeltes Zeug, wie er es nannte, und dann war etwa die Heuerndte nicht so ausgefallen wie ers wünschte, und dann waren ihm wieder die Kornpreise zu niedrig. Hans war immer unzufrieden.

Am meisten beklagte er sich über seine Arbeiten. „Das ist doch war, sagte er, niemand hat es schlimmer, als ein armer Bauersmann! Früh und spät muß man sich placken und arbeiten, und hat elende Kost und Kleidung; Frost und Hitze muß man aushalten, und kaum kann man des Sonntags ein wenig ausruhen." — So wie er mit seinen Arbeiten unzufrieden war, so war ers auch mit seiner Kost, so gesund und wohlschmeckend sie auch von seiner Frau zugerichtet wurde, und er machte dem guten Weibe wirklich viele Noth. Brummend und murrend, wie er seine Arbeiten that, aß er auch sein Mittagsmahl und sein Abendbrod. „Ah! hieß es, hast du denn immer und ewig Kartoffeln?" — oder: „ich werde mir noch das Fie-

ber am Schinken essen sollen!" oder: „wenn ich doch nur in meinem Leben einmal gutes Bier haben sollte!" — So äußerte sich seine Unzufriedenheit überall.

„Hans, sagte einmal einer seiner alten Schulfreunde zu ihm, du machst dir doch ordentlich dein Leben selbst schwer, weil dir alles in der Welt nicht gut genug ist. — Was fehlt dir denn? du hast ja alles, was dein Herz wünschen kann, und doch brummst und klagst du immer. Sieh doch einmal mich an, ich habe nicht halb so viel als du, und bin immer vergnügt." „Ja, antwortete Hans, ich begreif es auch nicht, warum du es bist? — Es ist doch ein erbärmliches Leben, was man hat."

„Ach, wie gut haben es doch die Leute," sagte Hans, wenn er etwa einen wohlhabenden und etwas angesehenen Mann in der Stadt sahe. Er bildete sich ein, die Leute hätten weiter nichts zu thun, als zu essen und zu trinken, und umher zu schlendern. Wer doch nur Geld hätte, meinte er, der könnte es dann eben so gut haben."

Hans hatte von einem Vetter, den er kaum gekannt hatte, eine Erbschaft von vielen tausend Thalern gethan. Wie er die Nachricht von dieser Erbschaft empfing, da freuete er sich einmal. — „Nun, sprach er, nun wollen wir vergnügter leben." — Aber da gab es noch manche Schwierigkeiten, ehe ihm das Geld ausgezahlt werden konnte, — er mußte erst einen Advokaten annehmen, er mußte einigemale nach

dem

dem Orte hinreisen, wo der Vetter gestorben war, es war dies und das dabei. — Ach das verwünschte Geld! rief Hans, was hat man denn davon? Hans klagte, daß er vor allen Händeln keiner Stunde froh würde. Das Geld wurde ausgezahlt. Nun endlich einmal! rief Hans, nun solls auch ganz anders gehen. Hans kaufte sich ein Gasthaus, welches eben ausgeboten wurde, so sehr es ihm auch seine Frau widerrieth. „Du wirst auch nicht vergnügter seyn, wenn du ein Gastwirth bist," sagte sie, aber er hörte nicht darauf. Er war noch nicht einmal ordentlich eingezogen, da gingen die Klagen und das Murren schon wieder an. Da mußte er nun Brantewein und Bier und Wein kaufen, und verstand von allen Dingen nichts; es mußten Stühle und Bänke herbeigeschaft, Betten in Stand gesetzt, und tausend andere Sachen besorgt werden, die anfangs ein beständiges Kaufen und Hin- und Herreisen nöthig machten. — „O so wollt' ich doch, daß ich ein Schweinhirt wäre!" rief Hans.

Endlich kam denn doch alles in Stand — aber seine Frau hatte das Beste dabei thun müssen. Nun war Hans ohne Zweifel vergnügt? Wenigstens sagte er zu seiner Frau: nun wolle er recht vergnügt seyn. Nun, dachte er, hast du nichts weiter zu thun, als mit deiner Pfeife den ganzen Tag umherzugehen, und ein bischen Aufsicht zu führen! — Aber er betrog sich. Bald wurde er des Nachts im Schlafe gestört, wenn Einkehr kam; bald mußte er am Tage hie und da seyn,

zumal wenn viel Gäste da waren, welches öfters geschahe, weil das Wirthshaus an einer stark befahrnen Straße lag; bald beschwerten sich die Gäste, daß sein Bier sauer und sein Brantewein schlecht sey, und bald zankten sie mit ihm über die Rechnungen, welche sie bezahlen sollten. Dazu kam, daß er immer seinen Verdruß mit den Hausknechten und Mägden hatte, die ihn betrogen oder ihr Geschäft nicht ordentlich verrichteten. — „Ach, es kann's doch kein Mensch auf Erden so schlimm haben, wie ich, sagte er oftmals in voller Unzufriedenheit, das ist ja eine Unruhe und ein Spektakel den ganzen Tag und Nacht hindurch, daß man nicht zu sich selbst kommt.“ — Und doch war Hans eben so unzufrieden, wenn etwa einmal, zumal bei bösem Wetter und Wege im Winter, einige Wochen nur wenige Fremde kamen, da sagte er denn voll Aerger, „hier können wir uns am Ende selbst abkaufen.“

Die ganze Gastwirthschaft war ihm in einigen Jahren so zuwider, daß er seinen Gasthof verkaufte, zumal da die Einkehr bei ihm immer seltener zu werden anfing, indem sein mürrisches und verdrießliches Wesen allen Leuten unangenehm war.

Ich muß das Ding anders anfangen, dachte er, und kaufte sich in der Stadt ein artiges Haus mit einem netten Garten. — „Nun, Gott gebe, sagte seine Frau, daß du hier zufriedener bist“ — aber er war es eben so wenig. Er wußte hier wieder vor Langerweile nicht,

was er anfangen sollte. Früh schlief er bis um acht oder neun Uhr, um nur die Zeit hinzubringen, und dann war er von allzuvielem Schlafe schon verdrießlich. Dann ging er aus, wenn es das Wetter erlaubte, und beschwerte sich, daß er alle die Dinge und Spaziergänge schon hundertmal gesehen hätte. Er murrte über die Leute in der Stadt, daß sie gar nicht gute Bekanntschaft hielten, und doch verscheuchte er sie durch seine Unzufriedenheit und durch sein ewiges Murren. Konnte er einmal einige Tage nicht ausgehen, so waren seine Frau und Kinder in halber Verzweiflung, denn an allen tadelte er etwas, alles war ihm ungelegen, und sie wußten meistens keine andern Rath, als daß sie ihm aus dem Wege gingen. „O mein Gott, sagte seine Frau, wie schwer machst du dir und uns das Leben!"

Hans nahm noch mancherlei Veränderungen mit seiner ganzen Lebensart vor, er fing einen kleinen Handel an, und gab ihn wieder auf — weil er reich war, so fing er an Geld zu verleihen, und ließ es wieder bleiben; er kaufte sich ein Paar Kühe und eine Wiese, um eine Wirthschaft im Kleinen zu führen, nur zum Vergnügen, und er verkaufte sie bald wieder. — Hans fand keine Sache in der Welt ohne Mühe und Beschwerden und war unzufrieden; und wenn er sich mit gar nichts beschäftigte, da plagte ihn die Langeweile, und da war er am unzufriedensten.

Zus. Diese Unzufriedenheit wird dadurch unsäglich befördert, daß viele Dinge anfangen, die sie sich gar nicht

näher kennen zu lernen die Mühe gegeben haben. Vieles schien ihnen in der Vorstellung Vergnügen zu gewähren, was ihnen in der Wirklichkeit Verdruß bringt. — In wichtigen Dingen sollte man sich erst recht und genau bedenken, ehe man einen Entschluß faßt.

Dreizehnte Abtheilung.

Ordnung, Reinlichkeit, Gewohnheiten.

131) Der unordentliche Erdmann.

„Wo sind denn meine Strümpfe? Wo sind meine Schuhschnallen? Hat keiner meine Schuhschnallen gesehn — Christian, weißt du nicht, wo mein Schreibebuch ist? — Ich kanns nicht finden, und wenn ich mich zu Tode suchte! — Nun, wo steckt nur mein Hut? Wenn ich mich doch nur besinnen könnte, wo ich meinen Hut hingethan hätte!" — So hättet ihr können alle Morgen den unordentlichen Erdmann rufen und fragen hören, wenn er grade in die Schule gehen wollte. Alle seine Sachen hatte er umhergeworfen, in den und in jenen Winkel, und da konnte er sie freilich nicht wieder finden.

Erdmann hatte von seiner Unordnung vielen Verdruß. Bald kam er zu spät in die Schule; bald hatte er dieses oder jenes Buch vergessen, oder hatte es nicht finden können; bald hatte er die ihm aufgegebenen Ar-

beiten nicht fertig gemacht, und da empfing er von dem Lehrer vor allen andern Kindern einen derben Verweis, oder mußte wohl gar eine halbe Stunde an der Thür stehen bleiben, worüber er sich denn sehr schämte.

Und wie sahe es mit dem Anzuge des unordentlichen Erdmanns aus? Seine Kleider hatte er fast niemals ausgebürstet, und wenn man nur ein wenig daran klopfte, so ging der Staub heraus; seine Strümpfe waren oft bis an die Waden voll Schmuz, an der Weste fehlten gewöhnlich mehrere Knöpfe, die er nicht wieder hatte dran nähen lassen, und in den Haaren hingen noch Federn von der vergangenen Nacht. „Aber Erdmann, wie unordentlich sieht alles bei dir aus?" — Das waren gewöhnlich die ersten Worte, mit welchen er empfangen wurde, wenn er etwa zu den Bekannten seiner Aeltern kam.

Wenn er und sein Bruder zu gleicher Zeit neue Kleider oder Schuh bekommen hatten, so waren die seinigen doch weit eher zerrissen, weil er sie so schlecht hielt, und so machte er seinen Aeltern manche unnöthige Ausgabe.

Es war grade Weihnachten, als er und sein Bruder Christian von ihren Aeltern ganz neu waren gekleidet worden. „Nun Erdmann, sagte die Mutter zu ihm, nimm dich in Acht. Du bekommst nicht eher wieder ein neues Kleidungsstück, bis Christian die seinigen auch abgetragen hat, und solltest du ganz zerlumpt gehen; und wenn du etwas an deinen Büchern

durch die Unordnung verdirbst, so sollst du es von deinem Taschengelde wieder kaufen oder machen lassen."

Die Weihnachtstage nahm sich Erdmann sehr in Acht — aber dann verfiel er wieder in seinen alten Fehler. Das schöne Bilderbuch, das er zu Weihnachten zum Geschenk erhalten hatte, hatte er zu allen seinen kleinen Bekannten mit hingenommen, und nach einigen Wochen wußte er nicht mehr, wo es war. „Du bezahlst es;" sagte der Vater, und Erdmann mußte seine ganze kleine Sparbüchse hergeben, und noch den blanken halben Gulden dazu, den er zu Weihnachten erhalten hatte, um das Buch wieder anschaffen zu können. — O das that ihm sehr weh, denn er wollte sich viele Dinge mit diesem Gelde kaufen! — Die Stiefeln waren bald so zerrissen, daß sie hätten müssen vorgeschuht werden — aber sie wurden nur geflickt, und das sahe so häßlich aus, daß ihn der Vater nirgends mit hinnehmen konnte, wenn er etwa zu einem guten Freunde ging, indessen Christian überall sich konnte sehen lassen.

Christian war grade das Gegentheil von seinem Bruder Erdmann. Alle seine Sachen hatten ihren Ort, wo er sie hinlegte, und er hätte sie im Dunkeln finden können, wenn es hätte seyn müssen. Bemerkte er an seinen Kleidungsstücken einen kleinen Fehler, so sagte er es der Mutter, damit er in Zeiten konnte ausgebessert werden. Bücher, Federn, Schreibzeug, alles wußte er den Augenblick zu finden, weil er alles

genau dahin stellte, wo es hingehörte. Nur dann und wann kam ihm Erdmann über seine Sachen, und dann war auch alles gleich in Verwirrung. Wenn der Vater mit seinen Kindern ausgehen wollte, so war Christian schon längst mit allem fertig, wenn Erdmann erst noch Hut oder Handschuhe suchte, und darüber nicht selten zu Hause bleiben mußte. Christian kam zu mancher kleinen Reise mit, bei welcher Erdmann nicht konnte mitgenommen werden, weil sein Rock einen Riß hatte, oder weil seine Schuhe oder Stiefeln entzwei waren, ohne daß er dafür gesorgt hatte, sie wieder machen zu lassen. Wie viel Zeit und Ausgaben ersparte sich Christian, und wie viel Verdruß vermied er, weil er ordentlich war.

Zusatz. Die Unordnung verderbt Sachen, Zeit, Geld, Arbeiten; und beinahe alles Mögliche erschwert sie; auch unserer Heiterkeit, unserm Vergnügen wird sie sehr gefährlich; erregt ungerechten Verdacht; Aerger; macht alle Geschäfte schwer u. s. w.

132) Die unordentliche Katharine; oder: wie viel schadet die Unordnung.

„Katharine!" sagte Frau Ehrmann zu einer weitläuftigen Anverwandten, die sie zu sich genommen hatte, „Katharine, wenn du nicht ordentlicher wirst, so kann ich dich nicht behalten, denn deine Unordnung bringt mir viel Schaden!"

„Katharine, wo ist der silberne Löffel, welchen du gestern wieder in die Kommode legen solltest?" —

Katharine konnte nicht leugnen, daß sie ihn empfangen, und nicht in die Kommode gelegt hatte. Sie durchsuchte das ganze Haus, alle Stuben und Kammern, die Küche! die Speisekammer wurde aufs genaueste durchsucht, aber der Löffel fand sich nicht. Katharine war in Todesangst; drei Tage suchte sie nach dem Löffel, alle Stellen sahe sie wohl zehnmal an, aber er fand sich nicht. „Alle die Angst hättest du dir und mir den Schaden ersparen können, wenn du ordentlich wärst, sagte Frau Ehrmann; aber, setzte sie auch hinzu, denke daran, was ich dir gesagt habe!"

„Komm einmal her, Katharine! rief Frau Ehrmann, sieh doch einmal diese Fässer an?" Katharine erschrack. Es waren die Gefäße, die zum Waschen gehörten, und von denen alle Bänder und Reifen abgesprungen waren, weil sie wohl drei Tage in der Sonne gestanden hatten, statt daß sie hätten sollen ins Waschhaus gebracht werden. „Katharine, sagte Frau Ehrmann, vergiß nicht, was ich gesagt habe!"

Frau Ehrmann hatte Besuch gehabt. Die schönen Meißner Tassen waren gebraucht worden, und Katharine sollte sie wieder an ihren Ort stellen, aber sie setzte dieselben erst auf einen Tisch im Hause hin. Da standen sie wohl einige Stunden. „Kling, kling, kling," gings auf einmal draußen — Man sprang hinaus — da lag das schöne halbe Dutzend Tassen zertrümmert auf der Erde. Der Haushund war auf den Tisch gesprungen, und hatte es herunter geworfen. —

„Da sieh Katharine, sagte Frau Ehrmann! täglich hab ich fast einen beträchtlichen Schaden durch dich — aber das nächstemal halt ich Wort." — Katharine wurde bleich und roth und wieder bleich, und sahe traurig die Scherben an; aber die Scherben konnte sie damit doch nicht wieder zu Tassen machen.

„Morgen am Tage Katharine, morgen am Tage suchst du dir einen andern Aufenthalt," sagte Frau Ehrmann sehr unwillig. Durch die Nachlässigkeit von Katharinen hatte sie wieder einen beträchtlichen Schaden gehabt. Sie hatte derselben befohlen, ihren Pelz zum Kürschner zu schicken, damit er dort den Sommer über aufgehoben würde, indem in ihrer Kleiderkammer viel Motten waren. Katharine hatte den Pelz blos in den Kleiderschrank gehenkt, und die ganze theure Verbrämung war von den Motten gefressen worden.

Katharine mußte fort, und ging mit Thränen. Tausendmal verwünschte sie ihre Unordnung und Nachlässigkeit, denn sie hatte es bei der Frau Ehrmann sehr gut gehabt. Aber sie besserte sich doch auch nicht, und richtete durch ihren Fehler überall vielen Schaden an.

Katharine heirathete, und war in ihrer eigenen Wirthschaft sehr unglücklich, aber blos durch ihre Unordnung. Viele Sachen gingen zu Grunde, welche durch Ordnung noch lange hätten erhalten werden können. Das verursachte eine Menge unnöthiger Aus-

gaben, und alsdann fehlte es an andern Orten wieder. Sie lebte in beständiger Sorge und Noth, die sie sich durch Ordnung wohl hätte ersparen können.

Zus. Unordnung hängt immer fast mit Nachlässigkeit, Gedankenlosigkeit und Leichtsinn zusammen.

133) Diedrich; oder: schiebe deine Arbeiten nicht auf.

Robert und Diedrich hatten jeder eine kleine Geschichte auswendig lernen sollen. „Ich gebe euch bis übermorgen früh Zeit dazu, sagte der Vater, und wenn ihr sie mir gut und ohne Stottern hersagt, so sollt ihr auch mit mir den Herrn Förster in Thalwald besuchen." — Das war eine große Freude bei den beiden Knaben, denn sie waren sehr gern bei dem Herrn Förster. Da gab es süße Milch, und frische gewürzhafte Walderdbeeren, und einen großen Platz, wo sie mit den Kindern des Försters Ball spielen konnten.

„Komm, sagte Robert, wir wollen gleich die Geschichte lernen." O nicht doch, antwortete Diedrich, laß uns lieber spielen, wir haben ja morgen den ganzen Tag noch Zeit zum Lernen, man vergißts nur halb wieder, wenn man es so früh lernt. — „Nein, sagte Robert, ich lern es gleich, da bin ichs los; wenn ich es dann morgen und übermorgen wieder ein Paarmal überlese, so geht es desto besser." — Robert setzte sich in einen Winkel seiner Kammer, und Diedrich spielte.

Ein kleines Stündchen hatte Robert gebraucht, da wußte er seine Geschichte auswendig. „Ah, rief er, da er zu seinem Bruder auf den Hof kam, nun bin ich fertig, nun soll sich es noch eins so schön spielen.“ — „Ei, sprach Diedrich, ich werde meine Geschichte auch schon noch lernen,“ und die Kinder spielten den übrigen Theil des Tags.

Am andern Morgen dachte Diedrich an seine Geschichte. „J, damit wirst du schon noch fertig, dachte er, eine kleine Geschichte ist ja bald gelernt.“ — Er ging erst, ehe der Vater ihnen Unterricht gab, in den Garten, um zuzusehen, ob die Johannisbeeren nicht bald anfingen roth zu werden, und ob die bunten Schnecken noch an der Stelle wären, wo er sie gestern hingetragen hatte. — Nach der Schule ist ja noch Zeit genug zur Geschichte.

Jetzt war die Schule vorbei, welche der Vater alle Morgen mit seinen Kindern zu halten pflegte. Da hatte Diedrich nun keine rechte Lust zu lernen. Nach der Schule kannst du dich ja wohl erst ein Viertelstündchen erholen. Aus dem Viertelstündchen wurde ein Stündchen beinahe, und nun setzte er sich hin, seine Geschichte zu lernen. Kaum hatte er sie einigemal überlesen — da rollte ein Wagen auf der Straße, und ein Postillion blies das Horn. Das mußte doch Diedrich sehen! Ei, welche Freude! Der Onkel wars, der Onkel, den er ein ganzes Jahr nicht gesehen hatte. Diedrichen flog das Buch aus der Hand, und er

eilte mit den andern Geschwistern dem lieben Onkel entgegen.

Alles im Hause jauchzte über den Onkel. Man umarmte sich, man hing sich an ihn, man führte ihn die Treppe hinauf. — „Nun, sagte der Onkel, nun kann ich doch endlich einmal einen halben Tag bei euch seyn. Ich habe es recht klug müssen anfangen, daß ich so viel Zeit gewonnen habe — ich habe jede Viertelstunde müssen zu Rathe halten — heut Abend gehts erst weiter — bis dahin wollen wir recht mit einander plaudern!"

Der Onkel kam nicht mit leerer Hand zu den kleinen Leuten. Jedes beschenkte er mit einem schönen Bilderbuche, und mit einigen Spielsachen und mit Näschereien. Die Kinder ließen ihm nicht Ruhe, er mußte in den Garten kommen, er mußte ihre Beete sehen, er mußte von ihren Blumen einige annehmen. Kurz, der ganze übrige Tag verging so schnell, als obs nur ein Stündchen gewesen wäre. — Diedrich dachte an keine Geschichte.!

Spät am Abend fuhr der Onkel fort, so sehr man ihn auch bat zu bleiben. „Ich kann ja nicht bleiben, ihr guten Seelen, sagte er, ihr wißt ja, wie gern ich bliebe, aber Geschäfte gehn immer dem Vergnügen vor."

Diedrich war schon im Bette, die Freude erhielt ihn noch einige Zeit wach, — da fiel ihm erst seine Geschichte ein. Jetzt wurde ihm angst, wie es mor-

gen werden sollte, und er konnte vor Unruhe lange nicht einschlafen. Er tröstete sich damit, daß er morgen früh, ganz früh, die Geschichte noch lernen wollte — aber Diedrich schlief länger als sonst, weil ihn die Freude des vorigen Tags ordentlich müde gemacht hatte.

Er lernte nun, nachdem er sich angezogen hatte, an der Geschichte — aber die Angst, ob er auch damit fertig werden würde, störte ihn nicht wenig. Es wollte gar nichts in den Kopf. Drei, viermal überlas er wohl einige Zeilen, und wußte doch nicht, was er gelesen hatte. An alle dem war die Angst Schuld.

„Nun kommt Kinder, rief der Vater, es ist Zeit zur Schule. Wer kann nun seine Geschichte recht brav. Fang an Robert." — Robert hatte seine Geschichte recht schön auswendig gelernt, kein Wort fehlte ihm, er hatte sie heute früh noch einigemal durchgelesen. „Schön, schön! sagte der Vater einmal über das andere, nun wir wollen auch Nachmittag im Walde nicht wenig vergnügt seyn! — Nun Diedrich, du wirst doch auch dein Geschichtchen wissen?"

Der arme Diedrich! Bitterlich fing er an zu weinen. — Er erzählte dem Vater mit Thränen, wie es ihm gegangen sey. Gestern Nachmittag habe er die Geschichte lernen wollen, und da sey der Onkel gekommen, und heute früh habe es gar nicht gehen

wollen. — „Du dauerst mich, armer Schelm, sagte der Vater, aber das kommt davon, wenn man seine Arbeiten aufschiebt. Mitnehmen kann ich dich nun nicht."

Diedrich blieb zu Hause. Das war ein trauriger Nachmittag für den armen Jungen. „Ach wie vergnügt, sagte er, wird Robert seyn. O warum habe ich doch nicht gleich meine Geschichte gelernt!" — Er nahm sich jetzt fest vor nie wieder eine Arbeit aufzuschieben, und er hielt Wort, und nie kam er wieder in den Fall, daß er hätte zu Hause bleiben müssen, wenn der Vater mit Robert ausging.

Zus. „Was heute kann geschehn, verspare nicht bis morgen." — das ist eine vortreffliche Lehre, durch deren Befolgung wir uns sehr viele Störungen und Sorgen in allen Arten von Angelegenheiten ersparen können.

134) Die unreinliche Henriette.

Es war ein recht festlicher Tag im Hause des Herrn Waldberg, denn es war sein Geburtstag. Seine Kinder hatten auf Veranstaltung der Mutter ihre besten Kleider anziehen müssen, und gegen den Nachmittag fanden sich alle Freunde von Herrn Waldberg ein, und blieben zum Abendessen bei ihm. Alles war vergnügt, sprach und lachte und scherzte, und vor allen die Kinder, und ihre kleinen Spielfreunde. Die Mutter hatte sich vorgenommen den kleinen Leu-

ten auch einen recht fröhlichen Tag zu machen, und es war in dem Zimmer, in welchem die Erwachsenen saßen, ein eigener Tisch für sie gedeckt.

Eben wollte man sich zu Tische setzen, als man bemerkte, daß die kleine Henriette noch fehle. „Wo ist denn Henriettchen?" fragte alles, als sie eben zur Thür herein trat. Einige von den Gästen wollten sie fragen, wo sie gewesen wäre, als die Mutter sie genauer ansahe. „Aber Henriette, sagte sie, wie siehst du denn aus? Du wirst doch nicht so unverschämt seyn, und mit unsern kleinen reinlichen Gästen an einem Tische essen wollen?" —

Henriette wurde blutroth. Mutter, sagte sie, liebe Mutter — — — — — und damit umschlang sie die Mutter, und sahe sie so bittend an. — „Du dauerst mich, antwortete die Mutter, aber unmöglich kannst du hier mit essen!" Sie führte ihre Tochter hinaus, und nun besahe sie dieselbe noch genauer als zuvor. Hände und Gesicht waren so beschmuzt, daß man kaum die Farbe davon erkennen konnte; die Kleider voll Fettflecken, und voll von Erde; auf dem Halstuche waren einige große Striche von dem Safte der Kirschen, die sie gegessen hatte, und das Leibband war grün von dem Grase, in welchem sie sich umhergewälzt hatte. Henriette hatte den ganzen Nachmittag nur an ihr Spiel gedacht, aber nicht an ihren Anzug und an die Reinlichkeit.

„Und so, sagte die Mutter, so wolltest du doch mit essen, unreinliches Kind? Man müßte sich ja ekeln, wenn man neben dir säße?“

Die arme Henriette! Indessen die andern Kinder alle an ihrem Tischchen so fröhlich waren, mußte sie allein seyn. Die Mutter ließ ihr zwar ihr Essen bringen, aber sie hatte keine Lust zu essen — alle Freude hatte sie sich durch ihre Unreinlichkeit verdorben. Betrübt setzte sie sich in einen Winkel, und bereuete es, daß sie nicht besser sich in Acht genommen hätte.

Nach Tische kam der Vater, und fand seine Tochter noch sehr niedergeschlagen. „Mein liebes Kind, sagte er, das Essen hat mir nur halb so gut geschmeckt, weil du nicht dabei warst, und wie ich sehe, so bist du auch nicht vergnügt gewesen, und das ist sehr natürlich; aber das hättest du doch alles vermeiden können, wenn du dich reinlicher gehalten hättest. Wenn du das nicht lernst, so wirst du niemanden gefallen.“

Henrietten brachen die Thränen aus. Sie fiel dem Vater um den Hals: „ich will mir alle Mühe geben, lieber Vater,“ sagte sie — — — „Gut, mein Kind, unterbrach sie der Vater, halte deinen Vorsatz fest, und die Mutter wird niemals wieder Ursach haben, dich vom Tische wegzuweisen. — Und mir wird es dann immer besser schmecken!“

135) Unreinlichkeit und Reinlichkeit; oder: die verschiedenen Gastwirthe.

Frau Leonhard machte mit ihren Kindern eine Reise zu ihrem Bruder, der sechs Meilen entfernt wohnte. Da sie einige Stunden gefahren waren, so stiegen sie in einem Wirthshause auf ein halb Stündchen aus, um ein wenig zu frühstücken. Schon der Eintritt in dieses Haus war ihnen widrig, so säuisch und unreinlich war er, und als sie in die Stube traten, da verging allen die Lust zu frühstücken.

Es war ein Geruch in der Stube, so dumpfig und widrig, wie bei einer Pfütze, in welcher das Wasser faul geworden ist; die Fenster so voll Oeldampf, daß man nicht im Stande war durch die Glasscheiben zu sehen; die Wände schwarz und rauchig. An keinen Tisch oder Stuhl konnte man greifen, ohne sich zu beschmieren, und an den Messern und Gabeln, die auf dem Tische lagen, konnte man noch das Brod und die Butter von gestern oder vorgestern sehen. Die Gläser, welche darneben standen, hatten alle Spuren an sich, daß sie seit drei Tagen nicht waren ausgespült worden, und wie die Sachen in der Stube aussahen, so sahe der Wirth und seine Kinder auch aus. Jeder hatte eine schmierige Pudelmütze auf dem Kopfe, an ihren Kleidern mochten sie seit langer Zeit die fetten Finger abgewischt haben, so glänzten sie vor Schmiere, und ihre Hemden und ihr Gesicht und Hände — man konnte sie nicht ansehen, ohne Ekel.

„Mutter, wir haben keine Lust zu essen, sagten die Kinder der Frau Leonhard, erlaube uns wieder vor die Thüre zu gehen.“— Die Mutter erlaubte es ihnen und ging selbst mit. „Da ist ja nicht drinnen auszuhalten, sagte sie, alle mein Appetit ist weg,“ — und die Kinder versicherten, daß es ihnen eben so gehe. Sie warteten draußen, bis der Kutscher, der nur ein Glas Brantewein trank, wieder kam, welches auch nicht lange dauerte. — „Nun, sagte der Kutscher, das Glas Schnaps hätte ich mit Mühe und Noth hinuntergebracht! Es ist doch unausstehlich, was das für eine Unreinlichkeit ist, aber der Wirth hier wird auch alle Tage ärmer, denn kein Mensch will mehr bei ihm einkehren!“

„Aber da ist eine halbe Stunde von hier, in dem nächsten Dorfe, wohin wir kommen, ein Gastwirth, da sollten sie einmal sehen, wie rein und blank alles bei dem Manne ist. Alle Leute kehren gern bei ihm ein, und er ist dadurch in einigen Jahren ordentlich ein recht wohlhabender Mann geworden.“

Die Kinder baten die Mutter, bei diesem Manne einzukehren — denn der vorhin durch den Ekel unterdrückte Appetit, war bei den Kleinen durch die Erzählung des Kutschers wieder rege geworden. Die Mutter erfüllte ihre Bitte, und sie fanden es, wie es der Kutscher gesagt hatte. — Alles aß hier mit Vergnügen, in einer schönen hellen weißen Stube, auf blank gescheuerten Tischen. Teller, Messer und Gläser waren

glänzend und rein, und Wirth und Wirthin und Kinder sahen aus, als ob sie sich eben erst frisch angezogen hätten! „Ach, sagten die Kinder, hier ist es viel besser! Hier schmeckt es gut!"

Zus. Reinlichkeit trägt so viel zum Genusse des Lebens bei. — Der Sonntag ist bei Vielen schon darum sehr viel werth, weil er der Tag der Reinlichkeit, und dadurch eben des erneuerten, erheiterten Lebensgenusses ist.

136) Gewohnheit erleichtert Alles.

Ferdinand und Lotte waren mit ihren Aeltern auf einer kleinen Reise nach Leipzig und damit sie noch bei Zeiten dort ankommen möchten, so waren sie schon um vier Uhr des Morgens von Hause weggefahren, und hatten deswegen schon um drei Uhr des Morgens aufstehen müssen. Es war eben Erndtezeit; Schnitter und Garbenbinderinnen waren schon auf dem Felde in größter Thätigkeit, und die Mäher strichen von Zeit zu Zeit ihre Sensen.

Die Kinder rieben sich die Augen, und dehnten die Arme aus, und waren noch müde und schläfrig. „Ach, sagten sie, wie können es nur die Leute auf dem Felde aushalten?" — „Das macht alles die Gewohnheit, antwortete der Vater; woran man sich frühzeitig gewöhnt, das wird uns nicht sauer. Ihr seht da Knaben und Mädchen mit auf dem Felde, die nicht viel älter seyn werden als ihr, und sie sind alle munter und helfen mit — wenn das ihnen vielleicht auch jetzt noch ein wenig sauer ankommen sollte, so werden sie es doch

durch ihre öftere Uebung so gewohnt, daß es ihnen nicht einmal einfällt, daß es anders seyn könnte."

„O wenn wir doch das auch könnten!" sagten die Kinder. — „Ei, wenn es euch damit Ernst ist, antwortete die Mutter, dazu kann Rath werden, ich will euch schon wecken lassen. Aber es wird euch anfangs sauer ankommen;" — die Kinder meinten, sie wären doch heute fix aus den Betten aufgestanden, aber die Mutter erklärte ihnen, daß daran die Freude Ursach gewesen sey.

Die Aeltern hatten in Leipzig viel zu besorgen, und es ging daher von einer Straße in die andere, und ihre Kinder gingen mit. Als sie nun wieder in das Haus ihres Vetters kamen, bei welchem sie eingekehrt waren, so setzten sich die Kinder gleich nieder. „Ihr kleinen Menschen seyd wohl müde?" fragte sie der Vetter. — „Recht müde," Herr Vetter, antworteten die Kinder. — „Ja das ist eben kein Wunder, fuhr der Vetter fort, ihr seyd das anhaltende Umhergehen auf den Straßen nicht gewohnt. Aber du, Ferdinand, komm nur zu mir in die Lehre, da sollst du es bald lernen. Bei Kaufleuten giebts oft den ganzen Tag etwas zu laufen. Da sind die jungen Leute, die du in meinem Laden gesehen hast, die können das recht gut, obgleich es ihnen im Anfange eben so sonderbar vorkam, als dir heute." —

„Ach wer doch so schlafen könnte, wie der Postillion da vorn," sagten die gähnenden Kinder, als sie am späten Abend wieder auf der Rückreise waren. „Er

schläft ja da fast so gut auf seinem Pferde, als wir kaum zu Hause in unserm Bette." — „Das thut alles die Gewohnheit, antwortete der Vater. Ein solcher Mann muß sehr oft des Nachts unterwegens seyn; da lernt sich das nach und nach. Indessen, fuhr der Vater fort, ist das gerade keine gute Gewohnheit, denn der Postillion und wir könnten dadurch ein Unglück nehmen — ich werde ein bischen Acht geben."

Indem der Vater so sprach, stieß die Kutsche ein wenig an einen Stein, und der Postillion wachte sogleich auf, und trieb seine Pferde an, schneller zu gehen.

„Vater, kann man sich denn zu allem gewöhnen, fragte Lotte, wozu man will, ohne daß es einem nachmals sauer wird?" — „Zu sehr vielem wenigstens, antwortete der Vater, und zu manchem noch dazu binnen kurzer Zeit, aber man muß in der Jugend schon anfangen, denn in älteren Jahren wird es viel schwerer. Wollt ihr euch demnach etwas Gutes angewöhnen, so thut jezt dazu; je älter man wird, desto schwerer wird es."

Zusatz. Das Gute muß man also bald dahin zu bringen suchen, daß es Gewohnheit werde — es hört dann auf schwer zu seyn. — — Jung gewöhnt; alt gethan.

137) Ueble Angewohnheiten. Herr Wahrmann.

Herr Wahrmann hatte die Gewohnheit, daß er sich immer mit seinem Stuhle hinten überlegte und mit

dem Leibe vorwärts bog, wenn er an seinem Tische saß und schrieb, indem er die Füße auf den Fußtritt des Tisches stämmte. „Aber wie könnte ich doch nur in dieser Lage arbeiten?" fragte ihn Hr. Gutberg, einer seiner vertrauten Freunde. — „Ja ich wollte, antwortete Hr. Wahrmann, ich könnte es nicht, aber ich habe mir diese fatale Art zu sitzen so angewöhnt, daß ich keine Zeile schreiben kann, wenn ich grade sitzen soll. Ich habe mir das Ding in meinen Kinderjahren schon angewöhnt, und ich gäbe jetzt viel Geld darum, wenn ich es lassen könnte. Da ich viel sitzen und schreiben muß, so ist diese Stellung meiner Gesundheit sehr nachtheilig, indem alle Gefäße des Unterleibes zusammengedrückt werden. Einigemal bin ich auch in Gefahr gewesen, den Hals zu brechen, wenn ich das Gleichgewicht verlor, und mich nicht gleich woran halten konnte. Mehreremal habe ich, indem ich mich durch das Anhalten an den Tisch wieder ins Gleichgewicht bringen wollte, das Dintenfaß umgeworfen, und ich habe alle die Sachen, die auf dem Tische lagen, noch einmal schreiben müssen, weil sie von der Dinte ganz überschwemmt waren. — Kurz, diese fatale Gewohnheit hat mir schon viel Verdruß gemacht, wenn ich auch die Stühle nicht einmal rechnen will, welche ich von Zeit zu Zeit zerbreche."

„Aber wäre es denn gar nicht möglich, daß Sie sich das Ding wieder abgewöhnen könnten;" sagte Hr. Gutberg. — „Ach, liebster Freund, erwiederte Herr

Wahrmann, das ist nicht so leicht als sie denken. Wie viel Mühe habe ich schon darauf gewandt. Aber alles hat nichts geholfen — nichts will mir von Händen, wenn ich diese Lage nicht habe, und ehe ich es noch bemerke, so sitze ich wieder mit meinem Stuhle, wie immer, wenn ich mir es auch vorgenommen hatte, grade und ordentlich zu sitzen— Ja, ja, liebster Freund, gewöhne man sich nur einmal in der Jugend etwas an, man kann es nicht sogleich wieder los werden."

„Da hab ich, fuhr Herr Wahrmann fort, unter meinen alten Schulfreunden einen, der in einem Städtchen von hier ein Amt hat, das ihm aber nur ein Paar hundert Thaler einträgt. Hohlbein heißt er, der hat sich das fatale Schnupftabacksschnupfen so angewöhnt, daß er keine Arbeit zu machen im Stande ist, wenn er nicht alle Augenblicke eine Prise nimmt — selbst des Nachts muß er schnupfen, und seine Dose steht immer auf einem Stuhle vor seinem Bette. Sie sollten die Unruhe des Mannes sehen, wenn er einmal seine Dose vergessen hat, und nun an einem Orte ist, wo er keinen Taback kann zu kaufen bekommen. Er geht so tiefsinnig umher, wie ein Mensch, der wahnsinnig werden will, er hört nicht, was man zu ihm sagt, das Vergnügen der Gesellschaft kann ihn nicht aufheitern, und kein Bissen schmeckt ihm bei Tische. Alle Augenblicke greift er mit der Hand in die Tasche, und zieht sie mit einer verdrießlichen Miene zurück. Oft macht ers auch mit den Fingern so, als ob er schnupfte, um

damit sich einigermaaßen zu helfen. Kurz, der ganze Mann ist zu gar nichts zu gebrauchen, wenn er seine Dose mit Taback nicht bei sich hat, so gescheut er auch sonst ist. — Und sie sollten seine Stube sehn, auf der er wohnt — ganz voll liegt sie von dem Tabacksstaube, welchen er beim Schnupfen überall verstreut, und wo er am Tische gesessen hat, das kann man nachher an dem Taback, welcher da liegt, wohl errathen. Seine Kleider, seine Wäsche, Oberhemden und Busenstreife, alles verdirbt er mit dem Zeuge. — Tausendmal habe ich ihn diese Narrheit schon verwünschen hören. Ich habe ohnedies so wenig Einnahme, sagt er, und muß noch für so eine Narrheit jährlich so viel hingeben, daß ich alle meine Kinder ganz neu dafür kleiden könnte. Zweihundert Thaler könnte ich reicher seyn, wenn ich keinen Taback schnupfte. O wie viel Nützliches hätte ich von dem Gelde mir anschaffen können!"

„Und wie hat er sich denn das Schnupfen angewöhnt?" — Aus thörichter Nachahmung. Es waren ein Paar Narren auf unserer Schule, die dachten wunder was sie wären, wenn sie Taback rauchen und Taback schnupfen könnten, und kauften sich Pfeifen und Schnupftabacksdosen. Hohlbein glaubte, daß es ihm auch recht schön stehen müsse, wenn er eine Dose hätte, und andern eine Prise bieten könnte. Dose und Schnupftaback wurden gekauft. Anfangs schnupfte er so wenig, daß ihm der Taback immer so trocken wurde, daß er ihn entweder anfeuchten oder wegschütten mußte, aber

nach und nach nahm er immer mehr davon, bis er es denn so weit gebracht hatte, daß er monatlich über zwei Pfund Taback haben mußte. — Er hat sich, wie er vernünftiger darüber dachte, alle mögliche Mühe gegeben, den Taback sich wieder abzugewöhnen, aber alles ist vergeblich gewesen, und nun hat er die Hoffnung dazu längst aufgegeben!"

138) Ludwig; oder: das Böse lernt sich leicht von andern, aber schwer verlernt es sich wieder.

Der artige Ludwig, der überall wegen seines guten Betragens gelobt wurde, fing auf einmal an, sehr ungezogen, wild und ungesittet zu seyn. Er schimpfte mit den gröbsten Worten, wenn es seine Aeltern nicht hörten; er war näschig, was ihm sonst nie eingefallen war; er hatte seine Freude, wenn er jemandem einen Possen thun, oder einen Schaden anrichten konnte, ohne daß man merkte, wer Schuld daran sey; er stieg und kletterte an gefährlichen Orten umher, und wenn es seine Aeltern nicht sahen, so that er dennoch, was sie ihm untersagt hatten. Alles Dinge, welche er sonst niemals gethan hatte.

„Aber Ludwig, Ludwig, wie ausgeartet bist du jetzt, sagte sein Vater, du wirst ja von Tage zu Tage ungesitteter und abscheulicher. Sag mir doch, woher kommt das? Du warest ja sonst nicht so!" — Der Vater fragte Ludwigen aufs schärfste, er bat ihn aufs

herzlichste, ihm zu sagen, wie er doch in so kurzer Zeit zu so vielen bösen Fehlern käme, aber der sonst so aufrichtige offne Ludwig, der seinem guten Vater nichts verschwieg, war stumm.

Der Vater merkte genau auf, und da fand er denn bald, warum sich sein Sohn bisher verschlimmert hatte. Ein böser Knabe aus der Nachbarschaft hatte sich bei Ludwigen so einzuschmeicheln gewußt, daß dieser mit ihm stets beisammen war. Von diesem Knaben hatte er nun alles das Böse gelernt, schimpfen und schelten, und naschen, und andern Schaden zufügen.

Jetzt, da sein Vater nun hinter alles gekommen war, konnte er demselben nichts mehr verschweigen. Jetzt gestand er, daß ihm anfangs dieser Knabe gar nicht gefallen habe, und er sey erschrocken, wenn er ihn so habe schimpfen hören — ja zuweilen habe er gar geflucht, und da habe er sich ordentlich gefürchtet. Er habe ihn auch zum Klettern, zum Springen, und einmal gar zum Baden im Teiche verleiten wollen. Aber anfangs hätte er das alles nicht gethan, und nun wisse er selbst nicht, wie er dazu gekommen sey.

„Sieh, so geht es, sagte der Vater. Wer mit bösen Menschen oft und vertraut umgeht, der kann nach und nach viel Böses an sich nehmen, ohne daß er weiß, wie er dazu kommt. Sonst, Ludwig, sonst warst du so ein liebenswürdiges Kind, aber wer kann dich jetzt lieben? Das kommt von dem Umgange mit diesem Knaben! Sonst konnte ich dich gehen lassen, wo-

hin du wolltest, nun aber muß ich dir verbieten nur einen Schritt aus dem Hause zu gehen, ohne meine oder der Mutter Erlaubniß, denn wenn du öfter mit diesem Knaben zusammen wärst, so würdest du der abscheulichste Mensch werden."

Der Vater beobachtete jetzt seinen Sohn auf das genaueste — keinen Schritt konnte er thun, ohne daß es der Vater wußte. Aber das Böse, was Ludwig so leicht gelernt hatte, war nicht eben so leicht wieder verlernt. Ludwig hatte es zwar seinem Vater versprochen, und hatte es sich ernstlich vorgesetzt, sich zu bessern, aber es kostete ihm viele Mühe. Ehe er sich es versah, stieß er ein Schimpfwort aus; wenn er angenehme Eßwaaren sahe, so ward immer das Verlangen rege, davon zu naschen, und wenn sich Gelegenheit zeigte, jemanden einen Possen zu spielen, so konnte ihn nur die Furcht vor der Strafe zurückhalten, mit welcher ihn der Vater bedroht hatte, und die Gewißheit, daß derselbe Wort halten würde.

Nach und nach wurde Ludwig wieder so gut und liebenswürdig als er gewesen war, aber seit dieser Zeit hütete er sich sehr, mit bösen Kindern in große Vertraulichkeit und Freundschaft zu kommen. „Nein, sagte er zu sich selbst, man muß sich in Acht nehmen, man wird gar zu leicht selbst schlecht, wenn man viel mit schlechten Menschen umgeht."

Zus. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten.

139) Lottchen Meerwein.

Lottchen Meerwein hatte sich angewöhnt, sehr häufig Unwahrheiten zu sagen, aber Unwahrheiten von einer solchen Art, daß jeder dieselbeu gleich als unwahr erkennen konnte.

Es war auch gar ihre Absicht nicht, daß es jemand glauben sollte, was sie sagte, sondern sie wollte sich selbst und andere damit zu lachen machen — sie windbeutelte nur, sie spaßte nur.

Anfangs wurde Lottchen deswegen von einigen unverständigen Leuten bewundert. „I, Mädchen, sagten sie, du hast ja närrische Einfälle!“ Das gefiel denn unserm Lottchen so sehr, daß sie es immer ärger trieb mit ihrer Windbeutelei. Lotte, sagte die Mutter, Lotte, treib das nicht zu arg. Wenn auch manchen Leuten deine Narrenspossen gefallen, sie sind doch immer fehlerhaft, und wenn du sie noch einige Zeit getrieben hast, so wird es dir schwer werden, sie zu unterlassen. Lottchen kehrte sich aber nicht an die guten Ermahnungen ihrer Mutter, „o, dachte sie, das werd ich ja wohl lassen können! Das ist ja leicht zu lassen.“

Lottchen hatte sich geirrt. Mit jedem Tage nahm ihre Windbeutelei zu, und das meiste, was sie that, war, daß sie alles, was sie erzählte, übertrieb, und viel ärger und größer vorstellte, als es war. — War sie in einem Garten gewesen, durch welchen ein kleiner Bach lief, so machte sie den Bach zu einem mächtigen Strome, in welchem Lachse und Karpfen von zwei

Ellen lang wären; hatte sie etwa jemanden ein wenig stark essen sehen, so behauptete sie, er hätte wenigstens für zwölf Mann gegessen; hatte sie fremde Thiere gesehen, so versicherte sie, der Affe habe dem Bär fast den Kopf abgebissen, daß derselbe nur noch an einem Stückchen Haut gehangen hätte, und auf diese Weise machte sie es mit allen Dingen.

Ihre Aeltern baten sie sehr herzlich, diese Thorheit zu unterlassen, und sie wollte auch wohl — aber jetzt hatte sie sich dieselbe schon so sehr angewöhnt, daß sie kaum mehr dieselbe bemerkte. Auch wenn sie es sich noch so fest vorgenommen hatte, kein unwahres Wort zu reden, und nichts zu übertreiben, so war es doch geschehen, ehe sie noch wußte, daß sie ihren Vorsatz gebrochen hatte.

Nach und nach wurde Lottchen wegen dieses Fehlers so bekannt, daß man anfing sie „Lügenlotte" zu nennen, und einige Zeit nach dem Tode ihrer Aeltern hatte man fast ihren wahren Namen vergessen, und nannte sie nur noch bei diesem Schimpfnamen, und es geschahe wohl zuweilen, daß manche Leute in Gedanken sie bei diesem Namen rufften.

Jetzt that es ihr sehr weh, daß sie diesen Fehler nicht schon längst abgelegt hatte. — „O ich Thörin, sagte sie oft zu sich selbst, warum hab ich mir eingebildet, es sey so leicht einen Fehler abzulegen, wenn man ihn lange geübt hat." Das arme Mädchen schämte sich so sehr, sich vor andern sehen zu las-

sen, daß sie fast beständig zu Hause blieb. Auch wenn sie von andern eingeladen wurde, kostete es doch viele Mühe, sie aus ihrem Hause zu bringen, denn sie wußte wohl, daß man immer darauf lauerte, welche Windbeuteleien sie hervorbringen würde.

Zus. Es war anfangs ein kleiner Scherz, den Lottchen trieb, doch ward er zuletzt so bitterer Ernst.

140) Thomas; oder: auch kleine üble Angewohnheiten machen uns zuweilen unleidlich.

Thomas hatte die Unart sich angewöhnt, beim dritten Wort, welches er sagte, auszuspucken. „Thomas, sagte der Vater, du mußt auf dich merken, damit du dir das bald abgewöhnest. Wenn du das noch eine Zeitlang beibehältst, so wirst du es nachher nicht leicht lassen können, denn durch die Länge der Zeit wurzeln gleichsam die Fehler immer fester ein."

Thomas versprach es zwar, diesen Fehler abzulegen, aber er hielt nicht Wort. — Es ist ja kein so großer Fehler, meinte er, und mit der Zeit würde er ihn von selbst lassen.

Thomas war ein fleißiger Knabe, und blieb auch als Jüngling so fleißig, und wie er erwachsen war, so hatte er sich sehr viele nützliche Kenntnisse gesammelt. Sein Herz war ebenfalls nicht schlecht. Thomas hätte sehr beliebt seyn können, und doch war er es nicht.

An dem Orte, wo er sich nach dem Tode seiner Aeltern hinbegeben hatte, wurde er anfangs von je-

dermann sehr gern gesehen, man schien ihn zu schäzzen, man bat ihn oft zu sich. Aber das hörte bald auf, und niemand schien sich weiter um ihn zu kümmern.

„Hab ich denn nur, fragte er einmal einen Mann, der es immer sehr gut mit ihm schien gemeint zu haben, hab ich denn nur hier jemanden beleidigt? Die Menschen sind ja gar nicht mehr so zutraulich und freundschaftlich gegen mich, als sie im Anfange waren.“ — Sie haben niemanden beleidigt, antwortete ihm der Mann — aber wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, so kann ich Ihnen wohl sagen, warum man so fremd gegen Sie thut.

„O, sagen Sie es mir, sagen Sie es mir, theuerster Freund, rief Thomas, ich werde Ihnen sehr vielen Dank dafür wissen.“ — „Nun dann, sagte der Mann, Sie haben einen kleinen Fehler an sich, einen unbedeutenden Fehler, welchen Sie vielleicht nicht einmal bemerkt haben, welchen aber viele hier ganz unerträglich finden. Sie spucken sehr oft aus.“

Thomas erschrack beinahe. Er hatte sich eingebildet, daß er den Fehler schon lange abgelegt habe, er hatte nicht weiter auf denselben gemerkt, und jezt erfuhr er, daß ihn eben dieser Fehler so verhaßt machte. — Wie sehr beklagte er es jezt, daß er nicht früher denselben abzulegen, sich alle Mühe gegeben hatte, da er nun sahe, daß auch kleine Fehler uns oft sehr nachtheilig seyn können. Wie er nun alle Mühe und

Aufmerksamkeit darauf wandte, denselben abzustellen, und es dennoch ihm sehr lange nicht gelingen wollte, da sah er erst ein, wie nöthig es sey, den Fehler, auch den kleinsten, bald abzustellen.

Vierzehnte Abtheilung.

Entschuldigungen — das Gewissen.

---

141) Ist es eine gültige Entschuldigung, zu sagen, ich bin verführt?

„Komm Rudolph, sagte ein schlechter und böser Knabe zu des Nachbars Sohn, komm Rudolph, ich weiß einen Garten, nicht weit vor dem Thor — stehn schöne Pflaumen drinne, und Aepfel, bald so groß, wie mein Kopf, komm, es ist ein Loch in dem Zaune, durch welches man recht leicht in den Garten kann, da wollen wir uns alle Taschen voll Obst holen."

Aber Paul, antwortete Rudolph, wenn nun der Mann käme, dem der Garten gehört, was wollten wir denn da anfangen?

„Sey kein Narr, sagte Paul, der Mann ist niemals des Abends in dem Garten — und wenn er nun auch käme, wir wollen ihm wohl entkommen, ehe er die Gartenthür aufschließt, sind wir längst wieder hinaus."

Rudolph hatte großes Verlangen nach den blauen Pflaumen, und nach den rothen Aepfeln, welche ihm

ihm Paul als so außerordentlich schön beschrieb. — Es war ihm aber, als ob in ihm etwas sagte: „Es ist unrecht, Rudolph! Thue es nicht!" — Er sagte das auch zu Paul. „Paul, sagte er, es ist doch ein Diebstahl, wir wollen lieber nicht hingehen;" aber der gottlose Knabe wußte das Rudolphen auszureden, und sagte zu ihm, das alles sey nur seine Angst — der Mann habe Aepfel und Pflaumen genug, und es werde nicht so besonders böse seyn, ihm einige davon zu nehmen — andere Kinder thäten das auch.

Immer war es Rudolphen, als ob ihm jemand sagte: „glaube dem Knaben nicht:" aber er ging dennoch mit. Mit einem geheimen Zittern kroch er durch das Loch im Zaune, und bei jedem Geräusche, welches ein Vogel oder ein schwacher Windstoß in den Blättern machte, fuhr er zusammen. „Ach komm, sagte er leise zu Paulen, mir ist so angst." Warte nur ein kleines Bischen noch, antwortete Paul, da seh ich zwei schöne Aepfel, die will ich nur noch erst holen.

Paul holte die Aepfel, und steckte sie eben in die Tasche, als aus einem nahen Busche eine starke Stimme rief: „Hast du nun deine Taschen voll?" — Die Knaben erschracken, und da sie nach einigen Augenblicken entfliehen wollten, hatte der Mann sie schon ergriffen, welcher der Eigenthümer des Gartens war. Der Mann war schon im Garten

gewesen, ehe die Knaben kamen, und hatte sich hinter diesem Busche versteckt, damit sie ihn nicht gewahr werden sollten.

„Thue nicht als ob du entfliehen wolltest, sagte der Mann zu Rudolphen, denn ich kenne dich sehr gut — ich will nur erst diesen Buben züchtigen, der schon öfters in meinem Garten gewesen ist, und gestohlen hat.“ Aus allen Kräften hieb der Mann auf Paulen mit einer biegsamen, aber starken Haselgerte los, indem er aber immer Rudolphen im Auge behielt. — Paul fiel vor ihm nieder, er bat ihn aufs flehentlichste, ihn nicht zu schlagen: „Nein, sagte der Mann, ich weiß, daß du ein böser Junge bist, du mußt fühlen lernen!“

Jetzt war der Mann mit Paulen fertig, und zitternd und bebend stand Rudolph da. Er konnte nur so viel zu seiner Entschuldigung stammeln, daß Paul ihn verführt habe.

„Sey einmal ehrlich, mein Sohn, sagte der Mann — ich hoffe, du bist noch nicht so schlecht, wie jener böse Knabe, sey einmal ehrlich, und sage mir, hast du nicht gewußt, daß es Unrecht sey, in einen fremden Garten zu steigen? ist dir nicht noch vor ein Paar Minuten angst gewesen? Ist es dir nicht gewesen, als ob dir jemand sagte, „geh nicht?“ — und würdest du dich nicht vor allen Menschen schämen, wenn ich es ihnen sagen wollte, Rudolph hat mir aus meinem Garten Aepfel gestohlen?“

— Rudolph konnte das alles nicht leugnen, und bat schluchzend, er möge es nur niemand sagen.

„Siehest du, leichtsinniger Knabe, wie schlecht du dich damit entschuldigest, daß Paul dich verführt habe. Warum hast du dich verführen lassen? Du hast gewußt, daß es unrecht ist!"

Der Mann war sehr gütig gegen Rudolphen. „Diesmal, sagte er, sollst du ohne Strafe durchkommen, weil ich sehe, daß du noch nicht so böse bist, wie Paul, aber höre ich jemals so etwas Böses von dir, so will ich es allen Leuten sagen, daß du mir Obst gestohlen hast!"

142) Auch die größte Noth rechtfertigt das Böse nicht.

Zwei Brüder, beide sehr arm, draschen in der Scheune eines reichen Bürgers, und klagten einander ihre Noth. „Wie sollen wir nur noch den Winter über durchkommen? sagten sie — ach das Holz — das Holz! — es kostet so viel, daß es ein Armer nicht mehr bezahlen kann. — Die armen Kinder zu Hause, sie können sich kaum mehr erwärmen! Und lieber Gott! satt essen können sie sich auch bald nicht mehr!"

„Höre Bruder Christian, sagte der eine, Noth leidet kein Gebot! Wir können uns ja nicht anders helfen. Wir wollen jeden Abend, wenn wir aus der Scheune zu Hause gehen, ein Säckchen voll Korn mit

nehmen, welches wir recht gut unter dem Rocke verbergen können — nach und nach giebts einen Scheffel, und unsre Kinder können sich doch alsdann satt Brod essen."

„O Christian, antwortete der andere, wie kannst du das rathen? Man muß ja nicht bloß gut handeln, wenn es leicht wird, auch in der größten Noth muß man nichts Böses thun. Ich hätte ja dann niemals ein gutes Gewissen, und würde mich vor Gott und allen Menschen fürchten. — Nein, lieber wollen wir es unserm Herrn sagen, daß er uns auf unser Arbeitslohn einen Scheffel Korn giebt." — Sie sagten es ihm.

Der Bürger war ein harter Mann. „Darauf kann ich mich nicht einlassen, antwortete er ihnen. Erst verdient das Korn, dann sollt ihrs bekommen!"

Der Winter wurde immer strenger, und die Noth in dem Hause der beiden Brüder immer größer. Wenn sie von dem Bürger den zehnten Scheffel vom Getreide erhielten, so waren auch die Leute schon da, welchen sie schuldig waren, und nahmen das Getreide für ihre Schuldforderungen an sich, und die armen Drescher wußten keinen Rath mehr, wie sie sich und ihre Kinder durchbringen sollten.

Da fing der eine Bruder wieder an, den andern zum Korndiebstahl zu überreden. Der harte und unbarmherzige Mann zwinge einen ja wohl zum Dieb-

stahl, meinte er, und sie könnten doch ihre Kinder nicht verhungern lassen?

„Nein, sagte standhaft Christian, ich thue es dennoch nicht, und wenn die Noth noch größer wäre. Man soll nie etwas Böses thun, und wenn man auch sein Leben damit erhalten könnte."

„Aber wer weiß es denn nur?" fragte der Bruder. —

Wer es weiß? antwortete Christian, weißt du nicht, daß Gott es weiß?"

143) Die Macht des Gewissens.

In einer kleinen Stadt fand sich ein Fremder ein, welcher sich ein Haus kaufte und einen kleinen Handel anfing. Nach und nach wurde der Mann, wie es schien, bei seinem Handel immer reicher und reicher, und gehörte bald mit zu den angesehensten Einwohnern der Stadt.

Der Mann war häuslich, fleißig, und gutthätig; wo er einem Armen helfen, und einen unglücklichen erfreuen konnte, so that er es gewiß, und gegen seine Bekannten, Nachbarn und Freunde, konnte niemand dienstfertiger seyn, als er. Darum war er nun auch bei Vornehmen und Niedrigen in dem Städtchen sehr beliebt, und jedermann schätzte ihn hoch.

Da er so beliebt und angesehen war, so zog man ihn mit in den Stadtrath, und er stieg so weit, daß er nach einigen Jahren Bürgermeister wurde.

Was fehlte dem Manne? Er war reich, angesehen, beliebt und geschätzt — und doch sahe man ihn niemals vergnügt. Eine tiefe Traurigkeit war auf seinem Gesicht, sein Auge war so düster und schwermüthig, sein ganzes Wesen verrieth zu Zeiten eine große Unruhe, und dann konnte er nicht bleiben, wo er war, und wenn er in der allerfröhlichsten Gesellschaft gewesen wäre; es trieb ihn überall fort. Er saß, er stand sehr oft in tiefen Gedanken, und wenn man ihn fragte: „Was sinnen Sie denn?" — so fuhr er zuweilen erschrocken zusammen — und erblaßte und zitterte an allen Gliedern. Stundenlang konnte er oft an einer Stelle sitzen, und dann sah er starr und unverwandt auf einen Fleck — auf ein Stückchen Papier, auf eine Fensterscheibe, auf ein Glas, oder auf eine Stubendiele. Man bemerkte öfters an ihm, daß er sich zu Zeiten vor Menschen scheuete, vorzüglich vor Fremden, die in der Stadt angekommen waren, und in Gesellschaften gezogen wurden; daß er auf seinen Spaziergängen oft schüchtern und verstört sich umsahe, als würde er von jemanden verfolgt, daß er bei dem Rauschen der Bäume erschrack, und daß er des Nachts sehr unruhig schlief.

Was fehlt dem Manne? — Ach ihm fehlte ein gutes Gewissen! Das Geld, was er besaß, war nicht durch Handel verdient, es war durch ein Verbrechen erlangt! Dieser Mann war einst Bedienter bei einem reichen Juwelier gewesen. Auf einer Reise, welche

er mit demselben machte, erschoß er ihn an einem einsamen Orte, nahm ihm das Geld, und versenkte den Leichnam vermittelst eines an den Hals gebundenen Steins, in einem tiefen Wassergraben. Dies entdeckte sich erst bei folgender Gelegenheit.

Ein Missethäter sollte in seiner Gegenwart vor dem Stadtrathe verhört werden, welcher wegen der Ermordung seines Herrn ins Gefängniß gesetzt worden war. Von allen war der Mensch als schuldig erkannt worden, und er, als Oberrichter, sollte nun den Ausspruch thun. — Er that ihn nicht. Er zitterte, er bebte, — eine geheime Angst schien auf seinem Herzen zu liegen, und seine Gesichtsfarbe änderte sich einigemal. Plötzlich sprang er auf, und stellte sich neben dem Menschen hin, welchen er verdammen sollte. „Richter, rief er, ich bin auch ein Mörder! Länger kann ich die Höllenangst nicht mehr ertragen, mit der mich so lange mein Gewissen gequält hat!"

Jetzt erzählte dieser Mann, den anfangs die Richter für wahnsinnig hielten, umständlich den an dem Juwelier begangenen Mord, und bat sie, das Urtheil über ihn zu sprechen!

Die Richter untersuchten diese seine Anklage genau; sie schrieben deswegen an diejenigen Orte hin, von welchen man die nöthigen Zeugnisse zum Beweise seines Mordes erhalten konnte, und nachdem man sie erhalten hatte, so ließ man ihn hinrichten.

Dreißig Jahr hatte dieser Mann in diesem Städtchen gelebt, dreißig Jahr hatte er Angst und Quaal ausgestanden, und jetzt nöthigte ihn sein Gewissen doch noch zum Geständniß seines Mords. — So mächtig war das Gewissen!



